# Gesammelte Aufsätze

zur

# deutschen Literatur

von

**Robert Heinrich Hiecke.**

Herausgegeben

von

**Dr. G. Wendt,**

Director des Gymnasiums zu Hamm.

**Hamm,**

G. Grote'sche Buchhandlung (C. Müller).

**1864.**

# Vorwort.

Die vorliegende Sammlung von Aufsätzen des verstorbenen Hiecke wird hoffentlich allen denjenigen willkommen sein, welche in der Beschäftigung mit den vaterländischen Dichtern mehr suchen als eine flüchtige Zerstreuung. Mit inniger Pietät, unterstützt von feinstem Gefühl für die Absichten der Dichter und einer gründlichen philosophischen Bildung, hat Hiecke durch sein ganzes Leben darnach getrachtet, in der Poesie nach Göthes öfter von ihm angeführten Ausspruch ein weltliches Evangelium erkennen zu lehren. Die von ihm befolgte Methode, aus dem sinnig entwickelten Inhalt der Kunstwerke ihren Ideengehalt abzuleiten, nicht umgekehrt die vorher festgestellte Idee in die Dichtung hineinzulegen, hat jedenfalls den Vorzug, sich stets von vorgefaßten Urtheilen fern zu halten und auch dem Leser nur eine Vertiefung in den jedesmal besprochenen Gegenstand zuzumuthen. Daher sind seine Erklärungsschriften allen zu empfehlen, welchen es um wirklich eingehendes Verständniß der Poesie zu thun ist. Aber da er mit voller Liebe und Hingabe Schulmann war, so hatte er stets den Gesichtspunkt im Auge, daß aus seinen Arbeiten mittelbar oder unmittelbar auch seinen Schülern ein Nutzen erwachse — jenes, indem er den Lehrern den Weg zeigte, in ein Kunstwerk wirklich einzudringen; dieses, indem er sich mit seinem Worte unmittelbar an die Schüler wandte. Das Letztere ist der Fall in den beiden Schulreden über des Sängers Fluch und über Schillers Größe in den Meisterwerken seines reiferen Alters. Die Lehrer aber, zumal alle, welche in der Schule deutsche Dichterwerke zu erklären haben, werden aus sämmtlichen Aufsätzen ebensoviel Anregung als Belehrung schöpfen. —

Bisher waren alle Abhandlungen, welche dieses Buch enthält, an den Orten zerstreut, welche das Inhaltsverzeichniß nach-

weist. Es erschien der Uebersichtlichkeit zuträglicher, sie nicht nach der Reihenfolge ihrer Entstehung, sondern nach ihrem Inhalte zu ordnen. Wenn der Aufsatz über den Wallenstein hinter den über Maria Stuart gestellt ist, so wird dieß mit allerlei äußeren Umständen, welche den frühern Abdruck des ersteren hinderten, entschuldigt werden. Die Abhandlung über die Wahlverwandtschaften ist aus dem Nachlasse des Verstorbenen zum ersten Male gedruckt. —

Eine Reihe von hinterlassenen philologischen und pädagogischen Arbeiten wird der Oeffentlichkeit übergeben werden, wenn dieser Band diejenige Theilnahme findet, auf welche er Anspruch zu haben scheint.

Der Herausgeber.

# Inhalts-Verzeichniß.

Aesthetische Erläuterungen zu einer Reihe deutscher Gedichte.

Nr. 1—12 aus der Pädagogischen Monatsschrift von F. Löw und F. Körner.
III. Jahrgang 1849:



Aus dem Archiv für den Unterricht im Deutschen, von H. Viehoff.
I. Jahrgang 1843:



Aus dem Archiv f. d. Studium der neueren Sprachen &c. von L. Herrig und H. Viehoff. II. Jahrgang 1847:

# Aesthetische Erläuterungen zu einer Reihe deutscher Gedichte.

## I.

### Uhland.

Der ehrwürdige Gellert war der erste unter unseren neueren Dichtern, welchem es gelang, eine Gemeinde von Freunden und Verehrern um sich zu sammeln, welche über alle die Trennungen in unserm vielfach getheilten Vaterlande hinausging. Sachsen und Preußen, Katholiken und Protestanten, Fürsten und Unterthanen, Hohe und Niedere, Arm und Reich, Alt und Jung, Mann und Weib, — sie alle erbauten sich an seinen frommen Liedern, ergötzten sich an seinen schalkhaft gutmüthigen Fabeln. Die ganze Nation hing an ihm, der so herzlich und verständlich zu singen wußte, während gleichzeitig Klopstock die eines höheren Schwunges Fähigen, namentlich unter der Jugend, bald zu den schwindelndsten Höhen des religiösen Enthusiasmus mit emporriß, bald zu Vaterlandsliebe und Vaterlandsstolz entflammte, bald in die weichen Stimmungen seiner in Freundschaft und Liebe mit melodischem Zauber sich wiegenden Seele hineinzog. Klopstock vereinsamte allmählich; herzlich geliebt von seinen näheren Freunden, dankbar verehrt von der neu aufstrebenden Jugend als Bahnbrecher für ein reiferes poetisches Vordringen, wurde er doch durch einen Mangel an geistiger Elasticität dem neuen Geschlechte fremder und immer fremder. Aber in Bürger, Göthe und Schiller waren der Nation wieder Genien beschieden, welche, wie fern auch viele der gewaltigsten gehalt- und kunstvollsten Schöpfungen der beiden letzteren, besonders Göthe's dem Volke lagen, doch in einer Menge von Gedichten Lieblinge der ganzen Nation wurden, der sie das Herz tief und mächtig rührten, weil sie den besten Inhalt dieses Herzens in den ergreifendsten Weisen zu singen, in den edelsten und rührendsten Gestalten auszuprägen verstanden. Gleichzeitig

mit ihnen, wie nach ihnen haben viele reichbegabte und kunstfertige Dichter gesungen, welche der Freund und Kenner der Literatur mit herzlicher Liebe nennt; Lieblinge der ganzen Nation sind seitdem doch kaum noch andere geworden, als Theodor Körner, Wilhelm Müller und Ludwig Uhland. Der Erstgenannte, die Begeisterung für das Vaterland in tapfere Lieder ausströmend, und die Aechtheit seiner Begeisterung in dem Tode fürs Vaterland bewährend, hat sich ein Andenken in dem Herzen der Nation gesichert, das sich in allen ähnlichen Lagen kräftig wieder geltend machen wird. Wilhelm Müller hat dem Volke gesungen, „wie der Vogel singt, der auf den Zweigen wohnet," und das Volk hat ihm gelauscht und ihm die Worte von den Lippen genommen, die es nun wieder und wieder singt, meist ohne den Namen des Urhebers zu kennen; und daneben hat er dem Theile der Jugend, welcher, von den Heldengestalten der alten Marathonskämpfer erfüllt, dem Freiheitskampfe der wieder erwachenden Hellenen eine höhere Empfänglichkeit entgegenbrachte, durch Klänge ächten Heldenstolzes und Heldenzornes die Seele erschüttert und erhoben.

Uhland ist durchgedrungen in einer von Kunstgenüssen aller Art übersättigten Zeit ohne alle falschen Mittel, ja selbst ohne den Besitz aller erlaubten und statthaften, aber im Vollbesitz von durchaus ächten und wahren. Schlicht und doch vielgestaltig, einfach und doch reich, mit Vorliebe alten Zeiten zugethan, und doch voll gleicher Theilnahme für das nationale Leben der Gegenwart, für das stille und friedliche wie das laute und öffentliche, — seelenvoll und singbar, und doch zugleich Schöpfer einer so großen Reihe nationaler Kerngestalten, daß sich daraus eine Geschichte des eigensten Lebens unsrer Nation von den heidnischen Zeiten an bis zum Ausgange des Mittelalters entwickeln ließe, — so ist er unabläßig gesungen und gelesen, wie der Liebling der Nation, besonders des Volkes und der heranwachsenden Jugend, so ihr trefflichster Bildner geworden.

Indem die Volksschule jetzt — und mit Recht — nicht mehr sich begnügen will, mit kärglichen Brosamen von den reichen Tafeln unserer Dichter die ihr anvertraute Jugend mehr abzuspeisen, als zu speisen, indem sie die Einführung derselben in die nationale Poesie als ein fortan unentbehrliches Unterrichts- und Erziehungsmittel für sich in Anspruch nimmt, haben die Lehrer derselben sich zu würdigen Trägern

dieser neuen, so viel Besonnenheit als Begeisterung erfordernden Aufgabe heranzubilden. Die dies schon gethan, werden mir beistimmen, wenn ich Uhland in den Mittelpunkt der poetischen Lectüre in der Volksschule gestellt wünsche. Nicht, daß nicht diese Jugend auch in die Fruchtauen anderer Dichter neben Uhland ausfliegen sollte; nicht, daß sie nicht auch zu erhabenen und großartigen Höhen sich anschwingen sollte; aber sie soll, meine ich, immer wieder zurückkehren in das gesegnete Mittelgebirgsland Uhlandischer Dichtung, dieses Land voll nahrhafter und gesunder Früchte, voll köstlicher Labung erquickenden Weines, voll ahnungsvoller Ruinen, durchschwebt von markigen Helden und holden Frauengestalten, dieses Land, welches auch den Weitgereisten immer wieder lockt und anzieht, und den an engere Gränzen Gewiesenen sich ganz anzusiedeln und einzubürgern einladet. —

Aber soll ein solcher Dichter erst noch erläutert werden, er, der Verständliche, der Herzgewinnende? Ich antworte: Er sollte es nicht müssen, aber er muß es. Gestehen wir es uns nur! Wir sind, und wenn mich nicht alles täuscht, die armen Volksschullehrer ganz besonders sind durch nur zu überwiegende Studien von theils abstracterer, theils materiellerer Art so weit weg verschlagen von der Poesie und der natürlichen Empfänglichkeit für sie, daß wir uns erst wieder dahin zurück orientiren müssen. So berühren uns oft die herrlichsten poetischen Klänge gar nicht oder doch zu vereinzelt, nicht nach ihrem Voll- und Zusammenklang, die Mannichfaltigkeit der Melodien, die kunstvolle Fügung der Harmonien trifft auf ein zu stumpfes, ungeübtes Ohr. Deshalb wird es Entschuldigung, vielleicht Billigung finden, wenn Jemand, der wenigstens redlich bemüht gewesen, sein Ohr zu immer schärferer Auffassung auch der versteckteren Dichter-Weisen auszubilden, den Versuch macht, Berufsgenossen, die bisher weniger sich darauf haben hinrichten können, in diesem nun jetzt zur Pflicht gewordenen Bemühen zu unterstützen. Je Wenigere diese Auslegungen zu lesen brauchen, und je bälder diese Wenigen es nicht mehr brauchen, nun wahrlich — desto besser.

Den Vortritt mögen haben einige Gedichte, welche uns deutsches Stillleben mit aller Wahrheit der Natur und doch verklärt durch den milden Glanz der Poesie vorführen, so daß wir uns gleich recht wohl und heimisch fühlen.

## 1. Schäfers Sonntagslied.

## 2. Lied eines Armen.

Den beiden Gedichten geht in Echtermeyers Sammlung voraus: Sonntagsfrühe von Hebel, worin sich ein Frühlings-Sonntags-Morgen in einem deutschen Dorfe nach seiner ganzen Schönheit wiederspiegelt in einem grunddeutschen, schlicht-frommen und harmlos-launigen Gemüthe. Wohlverdiente längere Ruhe für den arbeitsmüden Leib, festliche Blüthenpracht der Natur dem frischeren Blicke des Erwachenden sich darbietend, anheimelnde Stille und Geräuschlosigkeit im Dorfe, zuletzt die Perspective auf die schon zu sich einladende Kirche, — welche einfache und nahe liegende Motive, wie richtig von Hebel aufgefaßt, und wie anmuthig ausgeführt!

(Schäfers Sonntagslied.) Aber auch außerhalb der Kirche und ihrer erbaulichen Gemeinschaft, mitten in der schönen und erbaulichen Gottesnatur, ist dem einsamen, durch sein Geschäft zurückgehaltenen Schäfer ein rechter Gottesdienst möglich. Wird er doch durch den Glockenklang hineinversetzt in das Gefühl der Gemeinschaft mit den Kirchgängern, ja in die Gewißheit, einer weiteren, einer unermeßlich großen unsichtbaren Gottesgemeinde anzugehören. („Als knieten Viele ungesehn, Und beteten mit mir.") Mit welcher Innigkeit ist schon bis dahin (in den beiden ersten Strophen) die ruhig erquickende Herrlichkeit des „Tages des Herrn" ausgesprochen, wie rührend und wie wahr dieses Gefühl des Säuselns der allumfassenden zur Erde sich herabneigenden göttlichen Liebe! Und wie glücklich ist (3. Strophe) aus dem innersten Grunde der Menschenseele der Zug gegriffen, daß sie für einen rechten Sonntag auch in der Natur einen eigenthümlichen seelenhaften Ton, eine Sabbaths-Stille und Klarheit sich wünscht. Der Schäfer war so in sich versunken, daß es nur noch für seinen innern Sinn eine Welt gab, und der wiedererwachende äußere Sinn trifft eine mithuldigende Außenwelt, einen mitfeiernden Himmel. „Das ist der Tag des Herrn!"

Das kurze, anspruchslose Gedicht, so reich und so gehaltvoll! Und dieser Gehalt entspringend dem schlichten Gemüthe eines unscheinbaren Mannes aus dem Volke, in geweihter Stimmung, unwiderstehlich dem Herzen eines armen Schäfers entquellend! — —

(Lied eines Armen.) Aber selbst die weiter gehende Einsamkeit, die gänzliche Verlassenheit von Menschen, findet ihren Anhalt und Trost, ja selbst die Gewißheit einer zukünftigen engeren Gemeinschaft mit Vielen in der frommen Erkenntniß der Zugkraft nach oben, welche Gott in seine Menschenwelt und in seine Schöpfung hineingelegt hat. („Noch steigt in jedem Dörflein ja Dein heilig Haus empor,“ und: „Noch leuchtet Sonne, Mond und Stern So liebevoll auch mir.“) Wollten wir uns aber damit begnügen, so hätten wir doch noch eine wesentliche Schönheit des unendlich rührenden Liedes übersehn, welche darin liegt, daß uns dieses Bild gänzlicher Verlassenheit vorgeführt wird, ohne die damit so oft verbundene sittliche Entstellung, ohne alle Verwilderung des vereinsamten Menschenherzens, frei von Neid und frei von Verzweiflung. Vielmehr fehlt es dem Armen bei all seinem stillen Weh nicht an warmem Mitgefühl für Anderer Freude, und erhebt er sich durch religiöse Stimmung über allen Druck dieses Lebens. (Man vergleiche dagegen die verzweiflungsvolle, versöhnungslose Bitterkeit in dem übrigens so poetisch ausgeführten Gedichte von Brentano: Die lustigen Musikanten.)

### 3. Zimmerspruch.

Ein neues Lebensbild, ein heitres, und doch voller Lebensernst.

Ein Brautpaar hat sich sein eignes Haus bauen lassen. Es gehört dem der Natur am nächsten verbleibenden Stande an, dem Landwirthschaft treibenden. Das neue Haus ist aufgerichtet; der Zimmerspruch erfolgt nach alter sinniger Weise; der Zimmermann versetzt sich ganz in die Stelle der künftigen Bewohner*), und spricht den Segen, wie ihn ein Zimmermann sprechen muß: kurz und knapp, Reim auf Reim, gleichsam Schlag auf Schlag.

Wovon kann nicht alles ein solches neues Haus Zeuge werden! Mit welcher tiefen Rührung muß es jeden achtsamen, naturgemäß empfindenden Menschen erfüllen! Unser Uhland hat dieser Empfindung, wie ja der Dichter nur ausspricht, was jeder ächte Mensch in sich herumträgt, und nichts Appartes, Besonderes für sich haben will, Worte gegeben, und wahrlich wieder die rechten.

---

*) „Gott wolle uns verleihen.“

Was muß man wünschen, und zu wem muß man sich wenden? Zum Meister der Welt, dem auch so ein armes, noch ungedecktes, Wind und Wetter preisgegebnes Häuslein nicht zu schlecht ist für seine Obhut, und bitten muß man ihn um Heil und Segen. Und wenn es nun wird fertig sein, da giebt es erst recht zu wünschen. Erstens: daß kein besonderes Unglück die Bewohner treffe, also Gedeihen dem Korne, daß es reichlich gedeihe und vor dem Wurme bewahrt bleibe, — dem Vieh Gesundheit, daß kein Sterben darunter komme, — dem Weine, der des Menschen Herz nach redlich vollbrachter Arbeit stärken und erquicken soll, einen guten Geist. (Man sieht, zu schnell soll er nicht getrunken werden, er soll seine Zeit über liegen.) Zweitens: den Menschen da drinnen Fleiß und Frömmigkeit, — Beten und Arbeiten sagt schon das alte Sprüchwort, — sowie Mäßigkeit im Genuß der Speise und Reinlichkeit in Bereitung derselben, welches beides erst das Essen zum menschlichen Genusse erhebt. Drittens: daß keine Störung des äußern Glückes und der innern Zufriedenheit durch falsche Freunde (denn das wird das „Unselige" sein) hineindringe und endlich, daß auch der schönste Segen einer Ehe, fröhlich und voll Lebenslust umherspringende und dabei fromme Kinder (sie verjüngen das Leben der Aeltern) nicht ausbleiben. Nun ist ja Alles gewünscht. „Nun Maurer, deckt, und mauert aus! Der Segen Gottes ist im Haus."

---

Hat so unser Dichter ein Herz für die einfältige Schönheit friedlicher Zustände, spiegeln sie sich rein und klar wieder auf dem Grunde seiner krystallhellen Seele, so liebt er doch vorzugsweise, Heldensinn in den mannichfachsten Lebenslagen und in den verschiedensten Lebensaltern darzustellen. Wir folgen ihm jetzt zu solchen erfrischenden Bildern eines frischen, kampflustigen Daseins, und verweilen zunächst bei dem Heldensinn, wie er sich im Knaben- und Jünglingsalter theils ankündigt, theils schon bewährt. Den Uebergang dazu bahnt uns am besten des Knaben Berglied, in welchem sich aus einer friedlichen, aber den Unabhängigkeitssinn nährenden Existenz die Perspective auf Gefahr und Kampf eröffnet.

## 4. Des Knaben Berglied.

Wenn man dies Gedicht liest, gleich wird Einem zu Muthe, als würde man aus der Leib und Seele niederdrückenden Stubenluft mit

Einem Schlage hinaus entrückt auf die kühle, alle Sinne und Kräfte neu belebende Bergeshöh. So frisch, so leicht, so hoch ist der Ton, so klar und sicher ausgeprägt die Gestalt des Burschen da droben, daß wir auf einmal dicht bei ihm stehn, und dem unbefangenen Uebermuthe seines Liedes unverwandt zulauschen.

Der Knabe fühlt sich erhaben über die stolzen Schlösser da unten, er genießt der Sonne am frühsten und am längsten, er trinkt den felsengeborenen Trunk in der ursprünglichsten Frische, ja er kann sich noch in den Kampf wagen gegen den eben hier hervorsprudelnden Quell des künftig so mächtigen Stromes, er überbietet den Sturm mit lautschallender Stimme, er sieht stolz die Gewitter unter sich hinziehen, die an seine Höhe nicht hinanreichen, und immer schließt er in jugendlich flammendem Selbstgefühl: „Ich bin der Knab vom Berge!" Aber berechtigt wird diese bis zur Ueberhebung gehende Erhebung der Seele durch den tieferen Gehalt, der als Schlußempfindung hervortritt: er, sonst zu stolz zu jeder Gemeinschaft, und doch sogleich dazu bereit, wenn künftig einmal dem Vaterlande Gefahr droht; der spröde Trieb nach Selbstständigkeit und Unabhängigkeit weiß doch nichts von kaltem Egoismus.

Von ganz ähnlichem Charakter sind die beiden bei Echtermeyer vorangehenden Gedichte: Lied eines deutschen Knaben von F. von Stolberg, und der kleine Hydriot von W. Müller. In allen dreien ein kräftiger, stolzer, muthiger Knabe. Dabei aber eine Abstufung. Der Hirtenknabe ist nur bereit, am künftigen, nationalen Kampfe, der nicht ausbleiben wird, tapfer fechtend Theil zu nehmen; der Sohn eines alten adeligen Geschlechtes sehnt sich nach dem Kampf und bittet den Vater um die Ehre des Schwertes, der kleine Hydriot hat ein solches empfangen. Große Geschicke, wo Alles auf dem Spiele steht, reifen vorgreifend selbst den Knaben schnell zum Manne; so der Freiheitskampf Griechenlands diesen Schifferknaben, der sich, seit er das Schwert erhielt, nicht schlechter fühlt als ein Mann. Und nicht unverdient hat er es erhalten. Der heilige Moment der Schwertertheilung ruft ihm noch einmal sein vergangnes Leben in die Seele zurück, und so erhalten wir ungezwungen die ganze Geschichte seiner Erziehung. Sie ist einfach und hart, ganz auf die Entwickelung von Kraft, Muth, Geschicklichkeit und Einsicht in das gerichtet gewesen, was der Schiffer

wissen muß, um den Kampf mit den Elementen besser bestehen zu können, oder zu rechter Zeit der Gefahr auszuweichen. So erfüllt denn auch der Knabe, indem er ganz und gar einschlägt, die Wünsche und Hoffnungen des von früh an unverdrossen mit ihm sich mühenden Vaters, und billig muß diesem die Freude das Blut in die Wangen treiben, als der Sohn, wogenbespritzt, so unerschrocken in seinem Mastkorbe sich hält, und muß sie es ihm wieder in die Wangen treiben, als jetzt der Sohn das heilige Schwert empfängt, mit festem Blick in das durchbohrende Auge des Vaters, mit himmelwärts gestrecktem Arm. Der empfindet, daß das ihm verliehene Gut nicht blos eine Ehrengabe ist, daß sie Pflichten auferlegt, denen zu genügen auch das Leben kein zu theurer Preis ist.

Und wie prächtig ist auch in Ton und Versmaß dies köstliche Gedicht Wilhelm Müllers, — Griechen-Müllers, wie man ihn gern nannte, — markig und voll Feuer in der Diction, und stolz in breitem Metrum dahinrollend. In den beiden andern Gedichten wäre dies Metrum unpassend gewesen, da es zu seiner Ausfüllung an dem epischen Detail äußerer Ergebnisse gefehlt hätte. Im deutschen Knaben regt sich die kriegerische Thatenlust in mehr träumerischer Weise, ein inneres Gemüths- und Phantasieleben mit nur vereinzelten Anknüpfungen an die Außenwelt. Im Hirtenknaben ist ungleich mehr äußere Anschauung, aber der Natur entnommen, nicht Schilderungen von Ereignissen, da das Leben dieses Knaben an Handlung noch arm ist und sein muß. Im kleinen Hydrioten Bild an Bild, Scene auf Scene, und ein Hauch das Ganze durchströmend, als ob man Seeluft athmete.

### 5. Das Schwert.

In dem Jüngling hat sich die Thatenlust geregt und mit ihr auch das zuversichtliche Vertrauen auf seine Thatkraft; ohne weiter sich zu prüfen, ob er wohl zum vollen Heldenthume schon reif, an Leib und Seele stark genug sei, hat er sich ein Schwert bestellt, ganz, wie es Helden führen. Er prüft das fertige, und wird hiermit, ohne es zu wissen, eben so sehr seinerseits vom Schwerte auf die Probe gestellt, insofern dieses den äußerlichen Maßstab für die Heldenstärke enthält. Er findet ein Mißverhältniß zwischen dem Schwerte und sich, für den es bestellt war. Worin liegt der Grund? Er ist rasch mit dem Urtheil fertig. Im Schwerte, meint er, der junge Held, wie ihn der Dichter

genannt, der sich ironisch in dessen eignes voreiliges Selbstgefühl hineinversetzt. — Der Schmied, der sein Schwert zu arbeiten versteht, wirkliche Heldennaturen kennt, und auch solche junge Bursche leicht durchschaut (alles dies liegt bestimmt genug angedeutet in dem einzigen Worte: „der alte Schmied"), kann sich von diesem Tadel nicht verletzt fühlen; dazu ist ihm jener zu unbedeutend. Mit behaglicher Ruhe, mit gutmüthigem Spotte („der alte Schmied den Bart sich streicht") sagt er es ihm rund heraus, daß die Schuld des Mißverhältnisses nicht an dem Schwerte, das gerade recht ist, sondern an der Körperschwäche des allzukühnen und selbstvertrauenden Jünglings liegt. Er ist aber bereit, abzuhelfen, und gar bald ein leichter zu handhabendes Schwert und somit auch einen Helden von gleichsam leichterem Caliber zu schaffen. — Das empört, je weniger er einer zornigern Erwiderung werth gehalten worden ist, um so mehr die allerdings edle Natur des Jünglings. Die Geringschätzung weckt die Scham, die Scham den gerechten Stolz, dieser die bisher fehlende Kraft; jetzt vermag er, hoch in den Lüften das Schwert zu schwingen, das er vorher in freier Hand wägend zu schwer befunden. — Das durch seine eigne Schuld gekränkte Ehrgefühl eines wirklich edel gesinnten Jünglings, der vorschnell die Lust mit der Kraft verwechselt, dann mit der dem Menschen nur zu gewöhnlichen Sophistik der Schwäche, die Schuld auf den Anlaß, durch welchen die Schwäche hervortritt, geschoben hatte, — dieses Ehrgefühl steigert auf einmal die Kraft des Willens und mit ihr auch die physische.

Eine uralte Geschichte, das zeigt der waffenfertigende Schmied und seine Schmiede, die wir in unsern alten Heldenzeiten immer mit dem thatkräftigen Heldenthume in Verbindung finden, eine uralte Geschichte, und doch kann sie jeder Lehrer jeden Tag in seiner Schule erleben. Möchte dann nur jeder von uns den leeren guten Willen so geschickt und gefaßt wie unser Schmied zu einem kräftigen zu erheben verstehn! Doch genauer betrachtet, bedürfen wir Alle, bedarf selbst der große Mann bei gar manchen Anlässen, für die er sich anfänglich die Kraft zugetraut und dann, wenn es Ernst wird, doch nicht in sich vorfindet, eines besondern Actes, gleichsam eines neuen Anlaufs, um von seiner ganzen Kraft erst Besitz zu nehmen. Es ist gar eigen bestellt mit dem menschlichen Willen: wir müssen den Willen haben wollen, um ihn zu haben.

Dieser Gedanke läßt sich hier nicht weiter verfolgen; haben wir doch schon zu lange unser Gedicht aus den Augen verloren!

Es ist ein kleines Stück, so unscheinbar, möchte man sagen, wie nur möglich, aber weder ohne Gehalt, noch ohne Wechsel der Empfindung, noch ohne Anschaulichkeit für die Phantasie; höchst anspruchslos, ist es doch wahrhaftig nicht leer.

Die Composition ist höchst einfach, mit Ausnahme der zweiten (zurückgreifenden) Zeile rein dem Zeitverlaufe folgend, eine kunstvollere Durcheinanderflechtung wäre hier gar nicht am Platze, Uhland liebt sie überhaupt wenig, und seine Volksmäßigkeit beruht zum Theil mit darauf. Aber übersehe man nur ja nicht um dieser Einfachheit willen, wie glücklich uns der Dichter gleich mit Einem Griffe in die Situation und in die Spannung versetzt, indem wir den zur Schmiede schreitenden jungen Helden sehn. Wir fragen: Was will er dort? Er wird sich ein Schwert bestellen wollen. Nein, er hat es schon bestellt, er will es sich nur dort holen. Abgesehn vom Reime, hätte der Anfang auch lauten können: „Ein junger Held zur Schmiede ging.“ Wäre dies wohl eben so gut als das Uhland'sche: „Zur Schmiede ging ein junger Held?“ Keineswegs; bei Uhland erhält die Phantasie gleich mit den ersten Worten einen festen örtlichen Anhaltspunkt. Das geschieht auch mit durch den Gebrauch des bestimmten Artikels: „Zur Schmiede“ heißt es, nicht: „zu einem Schmiede.“ Der Dichter schaut schon den ganzen Vorgang, also auch die Schmiede, noch ehe er ihn mittheilt; daß derselbe dem Hörer noch fremd ist, daran denkt er nicht, das kümmert ihn nicht. Indem er durch den bestimmten Artikel die Schmiede als eine seiner Vorstellung schon vorschwebende bezeichnet, reißt er auch den Hörer um so energischer mit in seine Anschauung hinein, gerade wie Schiller in seinem Gedichte der Kaufmann: „Wohin segelt das Schiff?“ Natürlich calculirt sich dergleichen der Dichter nicht vorher aus; solche Züge und Feinheiten legen sich ihm unwillkürlich in den Mund.

Das gilt auch noch in anderer Hinsicht von der Sprache unseres Gedichts. Fast lauter Hauptsätze, in einfacher Aneinanderreihung, überdies die Sätze ganz kurz, und dabei die Stellung des Verbi mit richtigem Tacte mehrmals von der jetzt geltenden abweichend. Wiederholt schließt das Verbum, seinem Subject und Object nachtretend, den Satz („Das Schwert er viel zu schwer erfand“ u. s. w.) und bildet zugleich

den Reim, der auf diese Weise durchaus mit anschauungskräftigen und bedeutsamen Worten gefüllt ist, so daß mit dem ins Ohr fallenden Laut auch vollwichtiger Inhalt in die Vorstellung und Phantasie fällt.

Es wäre thöricht, wenn man jedesmal so lange selbst bei viel ausgedehnteren und kunstreichern Gedichten sich aufhalten wollte; allein es ist gut, bei kleinern unbedeutenderen Gedichten länger zu verweilen.

## 6. Siegfried's Schwert.

Ein Gegenstück zum vorigen, auch in der Behandlung vergleichbar, und doch wesentlich verschieden. Ausgeführte farbige Gemälde sind beide nicht; aber jenes ist eine leichte, doch mit sichrer Hand hingeworfene Skizze, das jetzige gleichsam ein tüchtiger, kraftvoller Holzschnitt. — —

Doch wir müssen hier wohl etwas weiter ausholen.

Der Charakter eines jeden Volkes spricht sich ganz besonders interessant und deutlich in seiner Götter- und Heldensage aus. Diese gehören der frühesten Lebenszeit der Nationen an und sind Ausdruck der Empfindungen und Vorstellungen nicht einzelner, über die Menge hervorragender Männer, sondern des ganzen Volkes; nur fassen einzelne Begabtere diese Productionen der Gesammtphantasie in eine den Genuß erhöhende Form, welche aber auch sogleich wieder Gemeinbesitz wird, so daß an die Aufbewahrung des Namens dieser Dichter nicht gedacht wird.

In seinen Göttern (und Helden) malt sich der Mensch, d. h. in den Vorstellungen von dem, was dem Menschen als ein Höchstes an Kraft und That erscheint, spricht sich sein ganzes sittliches und geistiges Wesen aus. Seit man zu dieser Einsicht gekommen, hat man auf die Aufschlüsse, welche die älteste epische Poesie, die Bewahrerin der Götter- und Heldensage, über das innerste geistige Wesen der Nationen hoffen läßt, sich weit ernster hin gerichtet. Das griechische Wesen ist nicht zu verstehen, wenn man nicht die ganze Reihe von Götter- und Heldengestalten, welche Homer uns vorführt, sorgsam ins Auge faßt. Eine gleiche Wichtigkeit haben für uns die alten germanischen Sagen und Heldendichtungen, wozu auch die von Fuchs und Wolf gehören.

Unter diesen Helden mag wohl überall ein Musterbild höchster Tapferkeit, gleichsam ein Tapfrer der Tapfern, wiederkehren, weil jedes Volk, das eine Heldenpoesie hat, ursprünglich auch tapfer sein muß,

und das Bewußtsein des eignen Heldenmuthes nothwendig in einer alle andern überragenden Heldennatur sich ausprägt. Bemerkenswerther ist es, daß auch wir eine Achillesgestalt haben, verwundbar nur an Einer Stelle und an dieser heimtückisch verwundet und getödtet. Wenn aber die andre schätzenswerthe Seite menschlichen Wesens die (praktische) Weisheit ist, die uns bei den Griechen mit besonderer Vorliebe in den verständigen Jünglingen Antilochos und Telemachos, in dem greisen erfahrnen Nestor, und in dem vielgeprüften Manne Odysseus gezeichnet entgegentritt, so ist es ein tief bedeutsamer Zug in unsrer frühern epischen Poesie, daß darin nicht selten junge Helden als noch unerfahren und über sich unaufgeklärt uns begegnen, eine Erscheinung, die so recht auf den nordischen Tiefsinn, dieses schwere Sichzurechtfinden gerade hochbegabter Naturen, in seinem Gegensatze zur südlichen Gewecktheit und Aufgeschlossenheit hinweist. Eine andre Seite freilich ist, wovon bei andrer Gelegenheit die Rede sein soll, die eigenthümliche Gestaltung geistiger Regsamkeit als Mutterwitz.

In jenen Zeiten hat von unsern Dichtern ganz besonders Uhland mit gründlicher Liebe, — nicht mit bloßer Naschsucht und Genußsucht, nein, mit dem ganzen Ernst und Fleiße, welchen Göthe und Schiller unsrer Nation nachrühmen, mit vollster Hingabe an die Beachtung auf dem scheinbar Unbedeutendsten verweilt, er hat um die Erforschung und Aufstellung der frühern und frühesten Zeiten germanischer Poesie und Mythologie gründliche wissenschaftliche Verdienste sich erworben, und in Zeiten solchen Heldensinnes führt er uns auch in seinen eigenen Gedichten gern zurück, durch welche er die Verbindung mit dem Mittelalter für den poetischen Sinn unsrer Nation wiederhergestellt hat.

Auch in dem vorigen Gedichte („das Schwert") führte uns Uhland in unsre früheste Periode zurück, indem er den Helden in dem Momente des Werdens darstellte. Hier in „Siegfried's Schwert" thut er dasselbe, aber wie ganz anders! Dort war der junge Held nicht genannt, weil in ihm keineswegs die höchste Stufe der Kraft, sondern nur *eine* ritterliche Jünglingsnatur vorgeführt werden sollte, eine Natur von der Art, wie überhaupt und auch jetzt noch im Gebiete andrer Kraftäußerungen (z. B. des Geistes) jede selbst nicht hervorragende, nur ächte Jünglingsseele. Hier dagegen bringt er uns eine eigentliche titanenhafte Natur entgegen, Jung Siegfried, eine nicht namenlose, denn seine höchsten

Ideale benennt das Volk. Dort vermochte der junge Held weniger, als er glaubte, hier kann er mehr, als er weiß.

Trotziges Ungestüm, noch unklarer und verworrener Thatendrang (wer fühlt sich nicht gleich an Schiller erinnert?) treibt ihn weg von Vaters Haus; erst allmählich wird er sich klar, was er eigentlich will. In äußerlichen Gestalten tritt ihm sein Wunsch und Phantasiebild entgegen, deutlicher und doch noch undeutlich; die begegnenden Ritter mit den mächtigen Schwertern verleiden ihm seinen Stecken; er möchte ein Schwert — nicht besitzen, so weit versteigt er sich in seinen Wünschen noch nicht, nein nur machen lernen. Träumerisch geht er weiter, er fürchtet sich nicht vor dem finstern Walde. In diesem trifft er auf eine Schmiede. Wie lockt ihn die Menge Eisen und Stahl und das lustige Flammen schlagende Feuer? Hier kann man gute Schwerter machen lernen. Er begiebt sich in den schweren Dienst. Aber da erweist sich in ihm übermenschliche Kraft zugleich mit der tollen Lust dieses Kraftgefühls. Nur die letzte Eisenstange, während er sonst alle in Stücken zerschlägt, wird geschont, aus ihr schmiedet er sich ein Schwert (der Dichter malt die Größe gleichsam mit den Händen messend) so breit und lang. Und jetzt fühlt er sich jedem andern Helden*) gleich, und sieht sich mit vollster Sicherheit, wie sie, als Sieger über die Ungethüme, welche als Feinde dem gegenüberstehn, was in jenen Zeiten Cultur heißen darf.

Der Ton ist vortrefflich, ganz den unbändigen Herrentrotz malend, in Sprache und Versmaß**) knapp, kurz angebunden, schroff, in Allem

---

*) „Ritter“ heißt es wiederholt im Gedicht; historisch falsch und doch poetisch richtig. Nach einer optischen Täuschung des Geistes werden den Epikern des Mittelalters, denen sich hier Uhland zugesellt, Helden aus einer frühern Zeit, welche noch kein eigentliches Ritterthum kennt, zu Rittern.

**) Die Reimfolge ist die unmittelbare, die Strophe zweizeilig. Die Reimfolge war dieselbe in dem „Schwert,“ die Strophe aber darin vierzeilig. Man glaube nicht, sie auch da in die zweizeilige zerspalten zu können. Der ganze Guß des Gedichts ist dort nicht auf ein so enges Strophenmaß eingerichtet, und überdies widerspricht ausdrücklich das Weiterfließen des Sinnes in der zweiten Strophe. („Das Schwert ist nicht zu schwer noch leicht, Zu schwach ist Euer Arm.“) Aber auch umgekehrt läßt sich „Siegfrieds Schwert“ nicht in vierzeilige Strophen zusammenziehen. Es würden ja dann die dreizehn

ein kecker und sicherer Dichtergriff. Wie schön das vorausgestellte Verbum: „Begegnet ihm manch Ritter werth!“ Und wie prächtig steht dem Gedichte die trutzige Form: „Siegfried den Hammer wohl schwingen kunnt,“ gleichsam wie einem alten Schwerte ein ehrwürdiger Rostflecken!

Wer das nicht fühlen sollte, der wird es hoffentlich empfinden, wenn wir zu einem andern Gedichte übergehen, das, in dieselbe Urzeit fallend und gleichfalls das plötzliche Werden eines Helden darstellend, im Tone durch und durch verschieden ist.

## 7. Der blinde König.

Diese Verschiedenheit des Tones ist aber nichts weniger als ein Fehler, sie ist eine poetische Nothwendigkeit und deshalb Schönheit. Der werdende Held ist hier gar nicht die Hauptperson, viel mehr gruppirt sich Alles um den alten blinden König herum, den gewesenen Helden, dem die Tochter geraubt und durch den mit einem Male zum Manne heranreifenden Sohn wiedererobert wird. Daher hier ruhige Entfaltung, weicher Ton, elegischer Hauch, doch ohne alle weichliche Zerflossenheit: ein durch den Verlust der Augen schon in Leid versenktes Heldenalter, noch mehr getrübt durch das neue Leid, dem der Vater persönlich waffenlos gegenübersteht, am Schluß — nicht zu ungestümer Freude aufgeregt durch die doppelte glückliche Wendung, sondern nur mild verklärt zu der Aussicht auf ein wonniges Alter und auf ein ehrenvolles, von Sohn und Tochter verherrlichtes Grab!

Und in diesem rührenden, seelenvollen Bilde aus alter Heldenzeit welche innere Bindung, welcher feste Zusammenhang aller Ereignisse! Das, was den blinden, sich selbst zu rächen unfähigen König in das größte Leid stürzt, die Entführung der Tochter, verwandelt sich, indem der König sein Letztes trotz der wohl empfundenen Gefahr daran zu setzen sich entschließt, gerade in die gerechteste Freude, indem es den jungen Sohn auf einmal zum Helden heranreifen läßt, der dem Vater die verlorene Tochter in siegreichem Kampfe wiedergewinnt. Und dieser Festigkeit des innern Gefüges, wie entspricht ihr so schön die Festigkeit

---

zweizeiligen Strophen zu sechs und einer halben vierzeiligen. — Ich habe schon anderswo in ähnlicher Beziehung mich gegen Götzinger erklären müssen, dessen Verdienst ich übrigens weit entfernt bin, gering anzuschlagen.

der einheitsvoll zusammengehaltenen Composition! Die Versuchung zu glänzender Ausmalung einer Kampfesscene lag so nahe, aber dadurch wäre Alles auseinander gegangen: wir verlassen keinen Augenblick den König, denn auch mit dem Hervortreten des Räubers wechseln wir nicht etwa unsern Standpunkt, wir sehen und hören den Räuber von fern, wie ihn die Umgebung des Königs sieht und hört. Und doch bleibt nichts undeutlich, nichts der klaren Auffassung entzogen: durch das Ohr des Königs und durch das ergänzende Gesicht der Umstehenden kommt Alles bestimmt und vollständig auch zu unserer Kenntniß.

Das ist die bescheidene Kunst eines Meisters.

---

Aus der uralten, rein sagenhaften Heroenzeit unserer Nation treten wir in eine zwar historische, deren sich aber die Sage bemächtigt hat. Und wie wäre es anders möglich gewesen! So gewaltig hatte Karl der Große gewirkt, so ungeheuer war er seinen Zeitgenossen erschienen, daß sich sein Gedächtniß in dem Gemüthe und in der Phantasie des Volkes wohl erhalten mußte. Und nicht nur sich erhalten, sondern wachsen zu übermenschlicher Größe mußte in dem Zauberspiegel der Sage dieser Mann, der so Unvergleichliches geleistet. Zwar auch von Härte und Gewaltsamkeit war er nicht frei gewesen, aber je mehr mit der unmittelbaren Empfindung davon auch die Erinnerung an diese Schattenseiten sich verlor, desto mehr wurde er dem Volke der Inbegriff aller Mannes- und Königsgröße. Kein Wunder also, daß, wie späterhin neue Zeitrichtungen eintraten, auch das, was diesen gemäß war, auf ihn übertragen wurde; denn die Sage weiß nichts von historischer Kritik; unbekümmert um die Chronologie wirkt sie verherrlichend auch rückwärts. Das Ritterthum bildete sich aus; an diese Gestaltung des heroischen Triebes war zu Karl's Zeiten noch kein Gedanke gewesen; aber wie hätte sich die Ritterzeit den heldenhaftesten Kaiser anders als in Rittergestalt und umgeben von einer Ritterschaar vorstellen können? Sie rückte sich ihn näher, sie machte sich ihn dadurch verständlich, daß sie ihn mit der ihr selbst gewohnten Form umkleidete. Und da das höchste Ziel des Ritterthums in seiner glänzendsten Zeit die Befreiung des heiligen Grabes ausmachte, so ließ man auch den großen Karl dahinsteuern. Hatte er doch die Ungläubigen in Spanien bekämpft! Wie nahe lag es also, ihn auch auf einer Pilgerfahrt nach Jerusalem sich

zu denken! Ja, die Christlichkeit war in ihm so mächtig hervorgetreten, daß man auch seinen Ritterkreis nach der Analogie von Christi Jüngerschaar in der Zwölfzahl dachte, in welcher es denn auch nicht an der Judasseele fehlen durfte.

Das eine der jetzt zu besprechenden Gedichte führt uns den frommen Karl auf dieser Pilgerfahrt vor, umgeben von seinen Paladinen. In den beiden vorangestellten Gedichten ist die Hauptperson sein Neffe Roland, der in der Sage viel Gefeierte, in dessen Knabenthum sich schon der künftige Held bestimmt und entschieden verkündigt. Die Sage liebt, neben tapfern Männern auch heldenmüthige Jünglinge zu verherrlichen, und sie liebt es auch, diese bis in ihre Jugendzeit zurück zu verfolgen, und sich der gleichsam in einzelnen Blitzen hervorleuchtenden künftigen Heldengröße ahnungsvoll zu erfreuen. Auch stattet gerade die deutsche Sage ihre Lieblinge gern mit der Mitgift derber Laune oder eines naiven treffenden Witzes aus. Wir geben dem letztern, wenn er, entfernt von aller selbstgefälligen Absichtlichkeit, ohne Anspruch auf besondern Geist, durch einen Angriff herausgefordert, als reine Naturgabe auf einmal hervorbricht und so recht den Nagel auf den Kopf trifft, sehr bezeichnend den Namen Mutterwitz; genau betrachtet, ist es von intellectueller Seite Genialität in der allereinfachsten und unscheinbarsten Gestalt, und von moralischer Seite angesehen, ist es Geistesgegenwart und Tapferkeit bei einem Angriffe geistiger Art, bei dem sich der Angegriffene unerwartet mit Glück seiner Haut zu wehren weiß. Dieser Ausstattung werden wir bei Uhland'schen Helden öfters begegnen, in Klein Roland beruht sogar darauf das Hauptinteresse.

## 8. Klein Roland.

Dieses Gedicht wird kaum in irgend einem von dem zahllosen Lesebüchern für Schulen fehlen, darf auch nirgends fehlen. Es macht unglaubliches Glück bei den Kindern und ist in der Regel von fähigern nach mehrmaligem Vorlesen und verweilendem Durchgehen auch schon so ziemlich auswendig gelernt. Und in der That vereinigen sich darin spannender und doch faßlicher Inhalt und Gang, entsprechende Charaktere, naiver Ton, leicht in das Ohr fallendes Versmaß, endlich eine höchst geschickte Vertheilung des Stoffes nach Strophen und Zeilen zur glücklichsten Gesammtwirkung.

Klein Roland als Hauptperson mußte die ausgeführteste Figur werden. Er ist knabenhaft fröhlich, ohne von der Sorge der Mutter irgend berührt zu werden, aber gehorsam eilt er sogleich zur Stadt. Doch der mütterlichen Ermahnung zur Bescheidenheit im Bitten und zur Zufriedenheit auch mit einer kleinen Gabe hat er sofort vergessen. Geborner Fürst und Held eilt er mit dem Instinct berechtigten Selbstgefühles, statt mit der Bettlerschaar vor dem Palaste des Königs zu verweilen, in den Saal selbst hinein und nimmt mit naiver Keckheit eine Schüssel von des Tisches Mitte hinweg für seine Mutter, für die das Beste nicht zu gut ist; ja, nach kurzer Frist wiederkehrend, faßt er sogar des Königs eignen Pokal und läßt sich auch von dessen zürnendem Anrufe nicht schrecken. Als nun aber der König, von der anfänglichen Ueberraschung und Befremdung und dem darauf folgenden Unwillen zur Geringschätzung des dreisten Burschen, dem man den gänzlichen Mangel an Sitte nicht so übel nehmen könne, übergehend, ihn spöttisch zur Rede setzt, so bietet sich diesem damit die Gelegenheit, nun auch im geistigen Kampfe, wie früher mit seinen Altersgenossen im leiblichen, sich als Helden zu erweisen. Nichts vermag ihn zu irren und einzuschüchtern. Die Vergleichung mit einem Bauerjungen weist er zurück, den Spott über die muthmaßliche Dürftigkeit seiner von ihm gerühmten Mutter weiß er mit treffendem Witz und edlem, wohlbegründetem Selbstgefühle zu beantworten. Alle diese Pracht und stattliche Umgebung der Königsmacht, welche einen Andern befangen machen würde, — sie will, sagt ihm eine wahrhaft fürstliche Empfindung, doch nichts bedeuten gegen die wirkliche Tüchtigkeit: alle jene mancherlei Aemter vereinigt er in seiner eigenen Person. Und als der König endlich durch die kränkende Mahnung an die bettelhafte Aermlichkeit seines Anzugs ihn ganz sicher zu demüthigen und zu Boden zu drücken meint, da schlägt dieser Hohn vielmehr erst recht zu einem Triumph für ihn aus, indem er mit vollster innerer Befriedigung diese vielfarbigen Lappen als eben so viele Zeichen erlangter Siege über andere Knaben rühmen darf. — Nunmehr, da der Knabe selbst alle Angriffe zurückgeschlagen hat, soll die Mutter dem Gelächter und dem Spotte preisgegeben werden. Aber in der Herbeigeführten muß der König zu seiner Ueberraschung die eigne, um ihrer Mißheirath willen verstoßene Schwester erkennen. Wie wird diese Beschämung wirken? Sie führt

noch keineswegs sogleich zur Versöhnung; nur zu bald weicht sie dem eingewurzelten Grimme; aber dieser muß selbst wieder der Freude an dem lieben Neffen weichen, der auch jetzt, wie zu Anfang des Gedichts, mit seinem ungebrochenen, frischen Muthe den anziehendsten Contrast zu der schwergebeugten Mutter bildet. Doch auch diese versteht der Dichter gerade jetzt noch sehr schön herauszuheben, indem er sie ihren Dank gegen den verzeihenden Bruder in Wendungen aussprechen läßt, welche eben so sinnreich sind, als sie den edelsten mütterlichen Stolz bekunden. Mit dem Wunsche, daß der Sohn die an der Mutter geübte Wohlthat einst durch Heldenthaten vergelten soll, eröffnet sich, sehr passend für den Schluß, die Perspective in dessen künftige Glorie, und wieder in der höchst anschaulichen Einkleidung seiner künftigen Thaten liegt ein das Gedicht glücklich abrundender Rückblick auf das eben Geschehene, worin ja die Bürgschaft für die Erfüllung des Wunsches enthalten ist. Er soll künftig die Farbe manches bezwungenen Reiches in seinem Schild führen, wie er jetzt die Farben der zinspflichtig gemachten Knaben an sich trägt; er soll auch künftig mit Königen auf das Dreisteste verfahren, wie er jetzt ohne Umstände in des Königs Tisch gegriffen, und mit aller dieser Kühnheit soll er nicht einem bloßen ziel= und zwecklosen Triebe Befriedigung verschaffen, sondern sein wohl einmal in so wilden Zeiten hülflos seufzendes Mutterland wieder zu Ehren zu bringen, so wie er jetzt seine arme Mutter von Neuem zu Ehren gebracht hat. Gelingt ihm dies alles, wird er einmal ein hohes Heldenbild, so wird er damit doch nur, wie es vorher heißt, seinem Könige gleich, — eine eben so schlichte, als feine Anerkennung des großen Bruders, worin überdies der treue Dienst gegen denselben angedeutet ist.

## 9. Roland Schildträger.

Wenn Klein Roland durch die Unerschrockenheit und Unverzagtheit seines Thuns die Mutter zu Ehren gebracht, so verschafft derselbe junge Held in etwas weiter vorgerücktem Alter nach einer andern, mit jener freilich nicht zusammenstimmenden Sage dem Vater den Ruhmesglanz, der von wackern Söhnen immer auf die tüchtigen Väter zurückstrahlt. Ohne viel Aufhebens davon zu machen, vollbringt er eine Heldenthat, der vielleicht keiner der zum Kampf ausgezogenen Männer gewachsen gewesen wäre. Er würde sich begnügt haben mit der untergeordneten

Stelle, in der er dem Vater hatte folgen dürfen, wenn er es nicht für Unrecht hielte, den lieben Vater im besten Schlaf zu wecken, da er mit dessen gutem Pferd und Waffen sich selbst dem Riesen vollkommen gewachsen fühlt. Gedacht, gethan. Dem Hohn des Riesen weiß er mit tüchtigem Witze zu begegnen, seinem Hiebe durch Gelenkigkeit und Schnelligkeit auszuweichen und endlich gar seines Vortheils über den ungelenken und ungeschlachten Riesen so wahrzunehmen, daß dieser ihm erliegen muß. Der junge Sieger nimmt das kostbare Kleinod, dem der Kampf gegolten, und kehrt, nachdem er alle Spuren des Kampfes abgewaschen, zurück zum Vater, der noch schlafend nichts vom Vorgegangenen zu ahnen im Stande ist und endlich forteilt, den Riesen zu suchen. Der Knabe schweigt ganz still von seiner Heldenthat, selbst als er zu seiner eigenen Verwunderung Haupt, Hand und Waffen des todten Feindes entführt sieht. Dies Schweigen könnte auffallen. Es ist dies eben wieder ein charakteristischer Zug unsrer nationalen Heldensagen, daß die zur That fertigsten Menschen oft sehr schweigsamer Natur sind. Sie denken, es wird schon zeitig genug an den Tag kommen, wozu ohne Noth davon sprechen? Die Tiefe einer besondern Thatkraft verbirgt sich bei uns gern in Schweigsamkeit, das Sprechen erscheint solchen Naturen als etwas Ueberflüssiges, wo es nicht ganz unumgänglich nothwendig ist, oder gar durch die Nothwendigkeit, einem höhnenden Angriffe zu begegnen, zu einer That der Tapferkeit auf geistigem Gebiete wird. Die Verbindung tüchtigen Mutterwitzes mit dieser sonst schweigsamen Thatkraft wird nur als um so natürlicher erscheinen. Man beobachte ächte Volksmänner und man wird diese Bemerkung oft bestätigt finden, oft freilich auch gerade umgekehrt eine eigenthümliche Redegabe und Redelust wahrnehmen, wie z. B. bei Blücher, die denn natürlich ihr eigenes Gepräge und nicht eben den Kunstcharakter an sich trägt, immer aber in ihrer ganz besondern Schlagkraft den Thatmenschen verräth. Roland gehört zu jenen Naturen. Vielleicht mag auch eine gewisse unschuldige Ironie des dichtenden Volksgeistes darin liegen, wenn er durch eine solche Schweigsamkeit seine Helden äußerlich so unscheinbar werden läßt. Denn die Volkspoesie behandelt auch die Helden, in deren Vorstellung sich der idealisierende Trieb des Volkes am meisten befriedigt, nichts weniger als mit steifem Respect, wie vornehme hochgestellte Personen, denen man sich nur den Hut in der Hand nähern darf.

Sie geht mit ihnen ganz vertraulich auf Du und Du um und behandelt sie bei aller Bewunderung als ihres Gleichen, erlaubt sich wohl auch einen Scherz mit ihnen, der doch der Verehrung nicht den mindesten Eintrag thut.

Die rechte Gelegenheit, zu sprechen, bleibt für Roland nicht aus. Bei der Annäherung an das Schloß hat er, hinter dem Vater reitend, das Kleinod heimlich aufgesteckt, das nun seinen hellen Schein weithin verbreitet. Als der Vater sich umschaut und verwundert fragt, wer ihm das gegeben, ist auch gleich Roland mit der Entdeckung seiner That bei der Hand. Aber etwas Besonderes findet er nicht darin. Der Riese ist ihm gar nicht gefährlich vorgekommen, er gilt ihm nur für einen groben Wicht; wohl aber darf er bitten, daß ihm der Vater nicht zürne darüber, daß er nicht erst seine Erlaubniß zum Kampfe eingeholt. Und freilich wird ihm der Vater nicht gezürnt haben! Denn von ihren Söhnen übertroffen zu werden, das ist ja immer und ewig der in der sittlichen Natur des Menschen begründete Wunsch aller rechtgesinnten Väter gewesen.

Die Form ist wieder sehr glücklich gewählt und gehandhabt. Die längere Strophe erlaubte eine bequemere, behaglichere Entfaltung, welche wie das ungesucht alterthümliche Colorit, der artigen Geschichte sehr wohl ansteht.

## 10. König Karl's Meerfahrt.

In der Vorbemerkung zu den drei Liedern aus der Karlssage ist schon erwähnt worden, wie zu den Zeiten, wo das heilige Land Alles in seine wunderbare Ferne lockte und die Fahrt dahin zum höchsten Inhalte des Menschenlebens wurde, nothwendig auch die Sage dazu kommen mußte, den christlich gesinnten König Karl auch hinziehen zu lassen. Auf der Meerfahrt dahin erblicken wir hier den gewaltigen frommen Herrscher vom Sturme mit dem Untergang bedroht. Sprechen wird sonst nicht gerade die Sache seiner Helden gewesen sein; aber hier hilft ja keine von allen ihren Fertigkeiten, darum machen sie sich in Worten Luft. Der König allein, „der hat kein Wort gesprochen,“ er lenkt das Schiff mit sichrer Hand ruhig und voll Besonnenheit, bis sich der Sturm gebrochen; auch in solcher Noth, weiß er, kann der Mensch noch handeln und handelnd, unter Gottes Beistand, sich die Rettung gewinnen.

Zwölf Helden redend einzuführen, ohne ermüdendes Einerlei, mit schlagender Kürze, — eine schwere Aufgabe für den Dichter. Es lohnt sich wohl, die Zwölf ins Auge zu fassen. Roland rund heraus, aber ohne Verzagtheit, sein Unvermögen bekennend, hier zu helfen, wo die größte Kunst in der Waffenführung nichts hilft. Aehnlich Holger, nur daß dieser einer besondern Kunst im Harfenspiel sich bewußt ist. — Oliver besorgt um sein treffliches Schwert. Auch seinem Schwert, wie einer Geliebten, gehört das Herz eines ächten Kriegsmannes, zumal wenn es ein so herrliches Schwert ist, daß es wie ein persönliches Wesen seinen eignen berühmten Namen trägt. Auch hat er ganz Recht. Der Mann muß doch einmal sterben; sein Schwert kann ihn überleben, von seinem Geiste noch nach seinem Tode belebt und regiert, wenn es in die rechten Hände kömmt. Aber auf dem Meeresgrunde wäre es ja selbst mit dem edlen Schwerte aus und vorbei. — Dann der Verräther Ganelon, egoistisch, heimtückisch, aber feig, wie es bei einem Verräther, zumal unter so tapfern Männern, natürlich ist. — Nun der Erzbischof Turpin. Wir kennen den ritterlichen Herrn schon aus Roland Schildträger. In jenen älteren Zeiten lag die Kriegs- und Kampfeslust selbst den hohen Geistlichen noch in ihrem altgermanischen Blute. Indeß etwas geistliche Färbung hat sein Sprechen und Denken denn doch billigermaßen. So bezeichnet er dort die Hand des Riesen mit gutem Humor als ein schön Reliquienstück, und so ist er es hier, der gleich den Himmel für sich zu interessiren sucht. Streiten sie für Gott, so soll auch der liebe Gott ihnen helfen. Natürlich! Eine Liebe ist der andern werth. — Graf Richard Ohnefurcht behält selbst in der augenscheinlichsten Gefahr die gute Laune kernhafter Gottesfurcht, die ihn selbst mit der Hölle, die ihm doch nichts anhaben kann, spaßen läßt. Der nicht Taktfeste würde sich in solcher Lage wohl gehütet haben, den Teufel, wie das Sprüchwort sagt, an die Wand zu malen. — Herr Naimis, der treffliche und immer bereite Rathgeber, muß doch, wie die Andern, hier sein Unvermögen eingestehn. — Herr Riol ist alt und fühlt, daß er nicht viel Ansprüche mehr an das Leben zu machen hat. Indeß ein ordentliches Begräbniß ist doch was werth, und eine Weile möchte er sich auch wohl noch des Lebens freuen. — Herr Gui, der jugendliche, ist so voll von Liebe, daß ihn die Liebesfröhlichkeit selbst in der drohendsten Stunde nicht verläßt. Zagen wird

ein ächter Rittersmann da nicht, und wäre er noch so verliebt, aber daß er lieber bei seinem Liebchen wäre, das ist ihm gewiß nicht zu verdenken. — Garein und Lambert, übereinstimmend im Gedanken, in der Wendung variierend, wünschen Rettung vom lieben Gott, um in andrer Art des schönen Lebens noch ferner zu genießen. So empfindungsvoll drücken sie sich aber nicht aus, die derbe Laune bezeichnet sie auch jetzt als naturkräftige Helden. — Endlich Herr Gottfried ist alles zufrieden und mag nichts vor den Brüdern voraus haben. — Welche kecke sichere Zeichnung der zwölf Begleiter! Ist das nicht eine ächte Dichterseele, die so diese Menschen aus dem Grabe heraufbeschworen? — Und endlich über Alle erhaben in ruhiger Hoheit und Majestät König Karl, die Sonne, um welche sich diese Sterne bewegen! —

Götzinger bemerkt über dieses Gedicht: „Eins der anmuthigsten und erfreulichsten Gedichte; freilich aber nur für den, der in diesem Sagenkreise etwas bewandert ist.“ Ich kann nicht finden, daß Meister Uhland den in diesem Zusatze eingeschlossenen Vorwurf verdient hat. Man kann das herzhafte Gedicht ganz wohl genießen ohne Gelehrsamkeit.

## 11. Graf Richard ohne Furcht.

Wir haben so eben gesehen, wie der tapfere Graf Richard sogar in Todesnöthen die Hölle scherzend herauszufordern sich erkühnt: ich habe manchen Feind zur Hölle gesandt, nun erweist ihr Höllengeister mir einen Gegendienst! Er spricht so keck, weil er weiß, daß sie ihm doch nichts anhaben können. Er würde sie schon abführen, wenn sie kämen. Davon überzeugt uns, wenn wir ja jene Worte als Prahlerei ansehen wollten, das jetzt vorliegende Gedicht.

Richard ist schlechthin furchtlos, absolut unerschrocken. Woher dies? Weil er gottesfürchtig ist, was wiederholt hervorgehoben wird. Wer Gott fürchtet, braucht Niemand weiter zu fürchten, keinen Menschen, kein Gespenst, ja selbst die Hölle und den Teufel nicht, wie Dr. Martin Luther beweist, der dem Teufel, als dieser sich unnütz machte, das Tintefaß an den Kopf geworfen. — Wie leibt und lebt auch hier Alles! Und wie glücklich schließt das Gedicht ab, indem noch zu guter Letzt der heitre Ton launigen guten Muthes, welcher Ton die beständige Seelenstimmung des Grafen abspiegelt, angeschlagen wird: „Wohl

Mancher wär' nicht wieder kommen!" womit zugleich das dem deutschen Wesen so zusagende Moment tüchtiger Lehre hinzukommt. Und wer fühlt nicht, wie sehr das Außerordentliche solcher absoluten Furchtlosigkeit noch gehoben wird, indem er noch nach seinen Handschuhen zurückkehrt, die allerdings ein guter Wirth nicht ohne Noth preisgeben soll!

In solcher Plastik, in dieser volksmäßigen Anschaulichkeit volksmäßig tüchtiger Charaktere hat unser Uhland eine ganz besondere Meisterschaft, und wenn er sie zugleich mit Humor behandelt, so ist dies nur in der Ordnung. Aber bei diesem Humor weiß er immer die Klippe zu vermeiden, an welcher Andere (z. B. Bürger, geschweige denn Langbein) so oft gescheitert sind. Uhland ist immer edel, er sinkt nie zur Plattheit und Spaßmacherei herab, und nirgends guckt bei ihm der seiner Plattheit sich behaglich freuende Vetter Michel hervor, immer schaut bei ihm auch aus dem Scherz das ernste Antlitz einer tief sittlichen Natur heraus.

### 12. Schwäbische Kunde.

Wiederholt findet sich in den Geschichtsschreibern des Mittelalters die Erzählung, wie ein deutscher Ritter zur Zeit der Kreuzzüge einen „Türken" vom Kopf bis zu den Füßen von einander gehauen habe. Das ist eine Anekdote ohne allen poetischen Gehalt. Was kann uns ein bloßer Schlagetodt interessiren? Die physische Kraft und Gewandtheit, selbst der darauf sich stützende Muth, wenngleich wir mit letzterem dem sittlichen Gebiet schon näher treten, ist für sich allein doch noch nicht poetisch. Wie hat es nun Uhland angefangen, aus einer Anekdote ein Gedicht zu schaffen, und noch dazu ein so vortreffliches, durch und durch ansprechendes? Er interessirt uns für den Ritter, er rückt ihn unsrer menschlichen Theilnahme näher, indem er ihn auch in sittlicher und geistiger Beziehung tüchtig ausstattet.

Sollte der Ritter recht heldenmüthig und furchtlos erscheinen, so mußte er beim Andrang vieler Feinde kaltblütig und gelassen bleiben, sollten aber die vielen Feinde an ihn herankommen können, so mußte er getrennt sein von seinen Kameraden. Dies war möglich auf doppelte Weise. Er konnte in ungestümem Muthe vorausgesprengt sein; dies gäbe einen andern Charakter, ein anderes Gedicht, jedenfalls kein so originelles; oder er konnte zurückgeblieben sein. Aber weshalb zurück-

geblieben? — Nicht ohne Grund beginnt das Gedicht mit einer Schilderung des Mangels, welchen das Kreuzheer leidet. Natürlich ist diese Schilderung nicht in lamentablem, sentimentalem Tone gehalten, sondern sie ist dem Charakter eines tüchtigen Schwankes gemäß launig und durch einen übrigens nicht bös gemeinten Seitenhieb auf die Trunkliebe der edeln deutschen Ritter leicht gewürzt. Damit ist nun das Nachfolgende vortrefflich eingeleitet. Denn was wäre wohl mehr aus der Seele eines ächten, tüchtigen Reiters heraus zu ersinnen, als das hier angewandte Motiv?*)

Mitleid und Liebe zu seinem ganz entkräfteten Roß, dem er auch gar nicht mehr zumuthet, ihn zu tragen, läßt den wackern Schwaben trotz aller ihm sicherlich nicht unbekannten Gefahr hinter der schützenden Schaar der Genossen immer weiter zurückbleiben. Der rechte Reitersmann wird mit seinem Rosse eins, er und sein Thier haben zusammen Leid und Freud erlebt, das Roß bekommt durch seinen Reiter eine Geschichte und wird eine Stufe höher in der Reihe der Wesen gerückt. Der Reiter wird aber auch sein treues, an ihm sich veredelndes Thier ehren, und von ihm nicht lassen in Noth und Gefahr. So unser wackerer Held. Er bleibt um des Rosses willen zurück, und bleibt zurück, ohne daß er erst eine in ihm aufsteigende Furcht zu bekämpfen hätte; er kennt keine Furcht, wenn's auch das Leben kosten sollte. Da kommen plötzlich — in den auf einmal geflügelten Worten hört man gleichsam das Getrappel der heransprengenden Pferde, während sonst das Gedicht, wie unser Held selbst, sich gelassen vorwärts bewegt, — „fünfzig türkische Reiter daher." Kaltblütig mitten unter ihren Geschossen, setzt er seinen Weg fort; was soll er sich mit dem schlechten Gesindel ohne Noth befassen? Als aber gar Einer sich herausnimmt, ihm näher zu Leibe zu gehn, da wallt ihm doch endlich auch sein Blut, das sonst nicht so leicht aufzuregen ist. Und nun erfolgt denn, nachdem erst mit mäßiger Kraftanstrengung das Pferd zu Fall gebracht, der entsetzliche Hieb: „Zur Rechten sieht man, wie zur Linken einen

*) Dasselbe Motiv mit verändertem Gegenstand, etwa mit einem verwundeten Freund, wäre weniger schicklich, fremdartiger, künstlicher, theilte das Interesse, ließe das ganze Gedicht nicht so eng und wie in Einem Gusse sich zusammenschließen.

halben Türken heruntersinken." Die Andern nehmen Reißaus und werden ihm gewiß nicht wieder kommen; sie haben genug an dem, was sie gesehen. Doch hiermit schließt das Gedicht noch nicht. Nur eine kleine Pause im Erzählen tritt ein. Eine auch zurückgebliebene Christenschaar, die jetzt nachkommt, sieht „mit gutem Bedacht" — und freilich können sie in schönster Sicherheit und mit recht gründlicher Ueberlegung staunen und bewundern, — „was Arbeit unser Held gemacht." Die Frage des Kaisers, der durch sie in Kenntniß gesetzt wird, läßt einen neuen Zug im Wesen des Ritters hervortreten, kernhaften, schlagenden Witz, und mit diesem zugleich die rechte Bescheidenheit und den rechten Stolz. Man kennt die Sticheleien auf die Schwaben. Der Schwabe, heißt es, werde vor dem vierzigsten Jahre nicht klug; das wäre aber gar kein so großes Unglück, wenn er nur dann desto klüger wird; die Abenteuer der sieben Schwaben sind bekannt genug; ja, es hat sich sogar die stehende Bezeichnung „Schwabenstreiche" für die angebliche Geistesstumpfheit des Schwabenstammes gebildet. Aber man sehe sich doch nur um! Welche Reihe der gewaltigsten Helden und Kaiser, der tiefsinnigsten Philosophen, der herrlichsten Dichter hat gerade dieser deutsche Stamm hervorgebracht! Von allen den mancherlei deutschen Stämmen enthält gerade dieser wohl am reinsten den Grundtypus deutschen Wesens. Still in sich gekehrt, ohne viel Wesens zu machen, und doch voll gerechten Stolzes auf seine Landsleute, geht er ruhig und gelassen seines Weges, ohne Andere zu stören und auch ohne sich durch kleine Störungen gleich aus der Ruhe bringen zu lassen. Aber Alles hat seine Grenze. Die gar zu kecke Dreistigkeit weiß er auf das kräftigste zu züchtigen, daß sie sich so leicht nicht wieder an ihn wagt, — aber auch dies, ohne sich sonderlich viel auf solche Kraftausbrüche einzubilden.

So unser wackerer Schwabenritter. „Wer hat dich solche Streich' gelehrt?" fragt der Kaiser voll Verwunderung, woher ihm die Kraft zu so gewaltigen Streichen komme. Recht gelegen bot hier die Sprache, welche das Wort „Streiche" noch in einem andern Sinne nimmt, die Möglichkeit zu einer so kurzen, als treffenden Antwort, die dem tüchtigen Manne, der Herz und Kopf auf dem rechten Flecke hat, gar kein langes Kopfbrechen kostet. Mir gereicht solche Tapferkeit und Kraft, um deretwillen du mich rühmst und ihr andern staunt, nicht weiter zu besonderer Ehre, das ist nur so die allgemeine schwäbische Stammsnatur,

die sehr mit Unrecht mit wohlfeilen Stichelworten verunglimpft wird. Das der Sinn seiner eben so für seine Person bescheidenen, als patriotisch stolzen Entgegnung gegen den Kaiser, der als Schwabe selber doppelte Freude über diese Antwort gehabt haben wird. Aber in wie schlagender Form und Wendung erfolgt sie, gleichsam ein zweiter Hieb, der allem leichtfertigen Spott mit Einem Mal den Garaus zu machen geeignet ist! —

Es mag bei diesem Gedichte noch eine Bemerkung über den Vortrag eine Stelle finden.

Das Tempo ist beim Lesen ja nicht schnell zu nehmen. Ein läßliches Wesen, ein gesundes Phlegma muß aus dem ganzen Vortrag hervorleuchten. Ja nichts Erhitztes, kein Rennen und Jagen! Ein tüchtiger Schritt, mäßig schnell sich wiederholend, bringt schon auch zum Ziele. — Mehrfach findet sich Aufforderung zur Malerei in der Stimme. Dem Kunstgedichte liegt solche Malerei ferner, weil sie aus dem Affect hervorgeht, der auf den Höhen der Kunstpoesie zwar nicht ausgetilgt, aber doch sehr gedämpft und gemäßigt ist. Das Volk erzählt viel leidenschaftlicher; in Gesten, Geberden, Zeitmaß und Modulation der Stimme malt sich bei ihm unwillkürlich der subjectivere Antheil am Erzählten, der aber, insofern er aus der vollen Hingabe an den Gegenstand hervorgeht, doch wieder objectiven Charakter an sich trägt; das Volk dramatisiert das Vorgetragene, ohne es zu wissen und zu wollen. Also wird bei recht volksmäßigen Gedichten ein ähnliches Verfahren ganz an der Stelle sein, natürlich ohne daß es zur Carricatur ausarten darf. So wird also in den Versen: „Und mancher deutsche Reitersmann hat dort den Trunk sich abgethan," eine ironische Beimischung dem Vortrag nicht fehlen dürfen, aber natürlich muß sie ohne alle Bitterkeit sein, denn der Dichter erkennt in diesen trunkliebenden Reitersleuten doch immer seine Landsleute; diese Trunkliebe gilt ihm als eine Schwäche, nicht aber als ein Fehler. Belebter wird der Vortrag bei dem Dahertraben der türkischen Reiter und deren Plänkeln und Neckerei; aber sofort stimmt er sich wieder zur Gemächlichkeit herab bei der Schilderung der Gleichgültigkeit des Ritters gegen das Gesindel; auch etwas Geringschätziges nimmt der Ton der Stimme an bei den Worten: „und thät nur spöttlich um sich blicken;" dann aber hebt sie sich wieder, wie wenn Einem die Geduld ausgeht, ohne daß es doch

zum eigentlichen Zorne kommt. Endlich muß sich ein Grausen ausdrücken bei der Schilderung des furchtbaren Hiebes, gleich als ob man selber davon etwas mit abbekommen könnte. Nachher wieder der läßliche Ton, der den Grundcharakter des Ganzen bildet; der Schluß muß zugleich treuherzige Schalkhaftigkeit und behagliches Selbstbewußtsein verrathen. —

Ein ganz artiges Seitenstück hat Wolfgang Müller, ein jüngerer Dichter von sehr frischer, gesunder Natur, gedichtet: „Wickher." Vor bloßer Wiederholung hat er es dadurch zu bewahren gewußt, daß er den Zug naiver Unbekanntschaft mit der Größe der vollbrachten That aus Roland Schildträger, jedoch noch mit einer Steigerung, zugleich mit aufgenommen hat.

## 13. Bertran de Born.

So gewaltiger Zauber liegt in dem Göttergeschenk der Poesie, daß selbst wo der damit Begnadigte sich noch nicht zu einem lauteren Organe derselben gereinigt hat, wo sie noch im Dienste selbstisch kühner und trotzig stolzer Kraft auftritt, sie dennoch mit dämonischer Macht das Gemüth der Hörer zu bestricken vermag. Das ist die Wahrheit, die uns zunächst aus dem genannten Gedicht entgegenleuchtet.

Der schlachtenlustige, in stolzem Selbstgefühl gegen jedes Abhängigkeitsverhältniß sich auflehnende Troubadour Bertran de Born hat mit Einem Liede ganze Landschaften gegen ihren Gebieter aufgewiegelt, ja die eigenen Kinder des Königs hat er gegen diesen auf seine Seite herübergezogen, und so selbst deren Sinn sich unterworfen, über welche dem König als Vater die Macht am gewissesten und zweifellosesten verbürgt erscheinen mochte. Denn der Tochter des Königs, als sie, eines Herzogs Braut, weit über den Sänger, ihren frühern Geliebten, in eine seinem Liede unerreichbare Stellung hinausgerückt scheinen mußte, — dieser hat er durch sein Lied den tiefsten Schmerz über das verlorne Liebesglück in der Brust aufgeregt, und das Herz, das gehorsam dem väterlichen Willen einem Fürsten sich zugeneigt, wenn auch ohne äußern Erfolg, doch im Stillen wieder zu sich umgewendet; und wenn beim weiblichen Gemüthe diese Auflehnung der innerlichen Gesinnung schon für einen Abfall vom Vater gelten muß, so hat derselbe mit

dämonischer Gewalt ausgerüstete Mann den besten Sohn des Königs nicht nur in seiner Gesinnung dem Vater abwendig gemacht, sondern — wie denn beim Manne die verwerfliche Gesinnung auch eher in der frevelhaften That sich ihren Ausdruck geben wird, — durch zornige Schlachtgesänge hat er diesen Sohn sogar nach geschlossenem Frieden zum offenen Aufruhr gegen den Vater entflammt, und so einen Krieg entzündet, von welchem der Unbändige sich zugleich die Befriedigung seiner Thatenlust und seines Unabhängigkeitssinnes verspricht.

Aber in diesem dämonischen Zauber des Gesanges, durch welchen er, der länderarme Burgherr und zum Dienst bestimmte Vasall, sich mächtiger als sein Lehnsherr erwiesen, — in ihm tritt doch nicht die reine und nicht die volle Macht der Poesie hervor. Die Kinder des Königs vermochte Bertran zu bethören; den König selbst, der mit gleicher Characterkraft und mit dem Bewußtsein seines Rechtes ihm gegenübersteht, — den konnte er auf diese Weise nicht bezwingen, vielmehr nur zu erbitterterem Hasse, zu entschlossener Gegenwehr entflammen. Und bittere Frucht hat dem Sänger die Verführung des Königssohnes getragen; denn nicht genug, daß dieser sein Freund gleich im Beginn des Streites einen frühen Tod gefunden, auch Bertran selbst ist im Kampfe unterlegen: sein festes, auf schroffem Felsen trotzendes Schloß ist erobert, gebrochen und von rächerischen Flammen verzehrt, und er, der Burgherr selbst, steht gefesselt vor des Königs Zelte, preisgegeben der Gewalt des erzürnten Gebieters und Vaters, der nun am Genusse seiner Macht sich weidet gegenüber dem Vermessenen, der sich gerühmt, daß ihm nie mehr als die Hälfte seines Geistes (Kriegsmuth oder Dichterkraft) gegen den König nöthig sei. Aber dem Hohne beugt sich am wenigsten der starre Mann: wehrlos fordert er doch noch den Zorn des Mächtigen heraus, indem er stolz sich zu dem bekennt, was ihm jener vorgeworfen, ja in breiterer Aufzählung die Macht noch feiert, welche er gegen ihn besessen und geübt. Weiß er doch, daß nicht die Waffengewalt des Königs, sondern das Bewußtsein des gestifteten Unheils seine Kraft gebrochen, und ihn wehrlos den Händen seines Feindes überantwortet hat! Seine Schuld ist es, daß der Sohn des Königs, sein Freund, im Kampfe gegen den Vater und gequält von dessen Fluche gestorben; die Hand, welche reuevoll der Sohn in dem Momente des Todes dem Vater Verzeihung flehend hätte reichen mögen, hat er, da dies

versagt war, ihm, dem Freunde, gedrückt und dieser bedeutungsschwere Händedruck des unter dem Vaterfluche sterbenden Freundes hat den selbstsüchtig Unbändigen zur Besinnung gebracht, und seine ganze Kraft — mit der Heldenkraft auch die Dichterkraft, welche ihm wohl noch neue Verbündete hätte schaffen können, — untergraben und gebrochen. Zwar den Kampf sogleich aufgegeben hat selbst der Schwergetroffene nicht: von der Gewohnheit trotzigen Widerstrebens abzulassen hat er nicht vermocht, — wäre ihm doch Unterwerfung wohl gar als Feigheit gemißdeutet worden! — aber eben so wenig zum wahren Gegenkampfe mehr den Muth und die Entschlossenheit in sich gefühlt. So ist er unterlegen, — nicht der physischen Macht des Königs, sondern der durch die Liebe zum unversöhnt hingestorbenen Freunde vermittelten innern, sittlichen Macht des Gefühls seiner Schuld.

Dieses Gefühl ist es, welches ihm nur noch zu einem Trauerliede sich aufzuraffen gestattet hat, und dieses Gefühl ist es auch, welches, mit der ganzen Stärke männlich an sich haltender und doch zugleich frei strömender Beredtsamkeit sich aussprechend, unerwartet und unbeabsichtigt dem Geschicke des Sängers eine neue Wendung gibt. Verzeihung und Straflosigkeit, die er ja von dem Schwerbeleidigten gar nicht hätte erwarten dürfen, ist er so wenig bedacht gewesen sich zu erbitten, daß noch der Schluß seiner Rede, in welchem er dem König alles Verdienst des Sieges abspricht, jeden Verdacht niedrigen Erbangens vor den äußern Folgen seiner Vergehung unmöglich macht. Aber durch all diesen Stolz, den er der äußern Gewalt gegenüber behauptet, ist doch der tiefste Seelenschmerz um den Freund hindurch erklungen, um den Freund, der wortlos seine Schuld gestraft, der mit einer und derselben bedeutsamen Handlung seinem Verführer verziehen und ihm die heilige, aber scheinbar nicht zu erfüllende Verpflichtung, selbst dem Todten noch die Verzeihung des Vaters zu gewinnen, als ein letztes Vermächtniß auferlegt. Und dieser Seelenschmerz, in ergreifender Schlichtheit sich darlegend, erficht dem Sänger einen neuen Sieg, — den schwersten von allen: absichtslos erreicht er, was keine Absicht und Berechnung erreicht hätte, die Verzeihung des Königs, nicht blos für sich, (so hätte sie ihm ja auch nicht genügen können,) sondern — damit nichts Unausgeglichenes zurückbleibe, — noch über das Grab hinaus auch für den Todten. —

So entläßt uns das Gedicht*) mit einem tief tragischen Eindruck, mit dem demüthigenden und zugleich erhebenden Gedanken an die göttliche Ordnung der Dinge, wonach selbst schwere Verschuldung und tiefes Leiden noch gesühnt und aufgehoben werden kann, (in dem höhern Sinne der Verklärung) selbst da, wo eine äußere Wiederherstellung nicht mehr möglich ist, wo eine offen bleibende Wunde mit ernster Mahnung fort und fort an die Schwäche menschlicher Stärke, und an die Endlichkeit aller menschlichen Größe und Hoheit erinnert. —

Wir haben gesehen, was es war, das die Verwickelung herbeigeführt: die Macht der Poesie trat uns gleich anfänglich, aber als dämonische Macht entgegen. Aber woher die Lösung? Fließt sie aus einer andern Quelle als die Verwickelung? oder ist es nicht vielmehr gleichfalls die Macht der Poesie, welche jetzt die von ihr gestiftete Verwickelung löst't, die von ihr geschlagene Wunde heilt, und gerade in dieser segensreichen Wirkung sich erst in ihrer ganzen Fülle und Reinheit kund gibt?

Zwar diese Ansicht kann befremden. Nicht doch, die Liebe des Gefangenen zu dem Freunde, diese allein kann man sagen, ist es, welche das Herz des Königs rührt. Was soll denn zur psychologischen Erklärung hier wieder die Macht der Poesie herangezogen werden, die doch wahrlich in dem hier vorgeführten Kreise von Thaten und Geschichten unzweideutig genug sich als Verderben bringend erwiesen hat? Ja, wenn der König das Trauerlied, wozu der Sänger nach des Freundes Tode einzig noch sich aufgerafft, wenn er dieses vernommen hätte, dann könnte der Poesie jener Sieg zugeschrieben werden, der hier vielmehr der sittlichen Empfindung der Liebe zuzusprechen ist, in welcher, so feindlich sie sich sonst gegenüber stehen, Sänger und König sich begegnen.

Was wäre wohl auf diesen Einwurf zu erwiedern? Dieses, daß er gegründet und doch unbegründet ist. Freilich, ein eigentliches Lied

---

*) Aehnlich in Romeo und Julie. Freilich ist dort die Vertheilung der Schuld auf die beiden gegenüberstehenden Familien eine andere: doch ist auch hier der andere Theil, der König, nicht ganz frei von Schuld zu denken; denn einen Character wie Bertran früher für sich zu gewinnen, wäre für ihn ohne Zweifel ein würdiges Ziel des Strebens gewesen.

ist das nicht, was der König vernommen hat; freilich, die Saiten hat der Gefesselte nicht rühren können, und nicht hat er, wie früher seine bethörenden Liebeslieder und zornigen Schlachtgesänge, so jetzt ein reuiges Trauer- und Versöhnungslied gesungen. Aber ist denn das nicht Poesie, was mit der Kraft und Beseeltheit des tiefsten Schmerzens sich aus dem ergriffenen Innern eines Dichtergemüthes losringt? Und hat sich also in dieser Seelenerschütterung, von wannen ja alle Lyrik stammt, nicht der ursprüngliche Dichtergeist geoffenbart? — Doch der Schöpfer des Gedichtes, könnte man wieder entgegnen, gibt uns ja selbst den Aufschluß, daß es die Liebe des Sängers zum Todten ist, welche das Herz des Königs zur Verzeihung stimmt, indem er diesen dem Gefesselten die Hand mit den Worten reichen läßt: „Nimm die Hand, du Freund des Todten!" — Aber woher und wie wird diese Liebe dem Könige klar, und wie wird die ursprüngliche Liebe des schwerbeleidigten Vaters gegen den schuldvollen Sohn unwiderstehlich wieder geweckt? Doch wohl durch nichts anderes, als dadurch, daß der seit jenem Unglückstage in Haft liegende Dichtergeist, der nur noch eines Trauerliedes fähig gewesen, (dessen bloße Erwähnung überdies schon zur Versöhnung mitwirkt,) jetzt wieder aus den Worten des Gefangenen, um so mächtiger, je weniger dieser selbst davon weiß, geredet hat? Ist nicht, was er gesprochen, unwillkührlich zu einem zweiten Trauerliede geworden, wenn auch ohne die Form eines solchen? — Allerdings, der alte Dichtergeist, der nur Unfrieden zu stiften vermochte, ist es nicht mehr, welcher diesen wunderbaren Umschwung herbeigeführt, vielmehr ist er jetzt gereinigt und mit der sittlichen Substanz geeinigt, welche in dem Gefangenen, nachdem dessen selbstisches Ich gebrochen ist, rein und mächtig waltet: aber ist diese sittliche Substanz nicht selbst der eigentlichste und wahrste Lebensgeist der Poesie, welcher in deren Gebilden nur die schöne Gestalt und Form gewinnt, die dem schönen Innern entspricht? Doch wen alles dies nicht überzeugen könnte, wer mit der vorgefaßten Meinung, daß die neuern Ausleger es lieben, vorgefaßte Meinungen in Gedichte hineinzulegen, alle diese Betrachtungen nur für künstliche, dem Schöpfer des Gedichtes fremde und fernliegende Gedankengespinnste halten wollte, der wäre ja glücklicher Weise an den Dichter selbst zu verweisen, welcher den König sich selbst in Eine Reihe mit dem Sohne und der Tochter, die des Sängers Macht empfunden haben, stellen läßt:

„Meinen Sohn hast du verführt;
Hast der Tochter Herz verzaubert,
Hast auch meines nun gerührt.“

und überdies zu den darauf folgenden Worten:

„Nimm die Hand, du Freund des Todten,
Die verzeihend ihm gebührt“

dem Könige noch die Schlußzeilen in den Mund legt:

„Weg die Fesseln! Deines Geistes
Hab' ich einen Hauch verspürt.“

Verstehe man nun recht, was vernünftiger Weise allein heißen kann, wenn man von Macht und Gewalt der Poesie spricht. Nicht die Verführung durch eine dem Inhalte gleichgültige Fertigkeit des Dichters kann darunter gemeint sein, sondern die Gewalt, welche die steigernde Behandlung eines ächt menschlichen Pathos (Seelengehaltes) über die Menschenseele übt, und eben dadurch übt, daß sie die Seele, welche bei gleichförmiger Formierung desselben Inhalts noch einer Menge anderweitiger, theils abziehender, theils sogar entgegenwirkender Einflüsse und Motive offen bleibt, durch den Zauber der Form von allen diesen andern Einflüssen isoliert, und dem durch die Form verklärten Gehalte gleichsam die Pforten eröffnet, durch welche er seinen siegreichen Einzug in die Seele halten kann. Allerdings kömmt es wesentlich auf den Gehalt an, aber gleichgültig ist doch auch die Form nicht, mit welcher derselbe sich bekleidet. Gewiß würden auch die frühern Wirkungen Bertran's unmöglich gewesen sein, wenn er nicht in dem Pathos einer keine conventionellen Schranken kennenden und anerkennenden Liebe, wie in dem Stolze einer freien, kühnen, hochstrebenden Männerseele einen an sich nicht unberechtigten, im Conflicte freilich mit der höhern Kindespflicht unberechtigten Gehalt zur Grundlage und zum Hebel gehabt hätte, aber er würde jene Wirkungen auch nicht geübt haben, wenn jenes doppelte Pathos des Gehaltes nicht in Bund getreten wäre mit einem unwiderstehlichen Pathos der Form.

Und so wird wohl kein Widerspruch mehr zu befürchten sein, wenn ich die gegebene Entwickelung abschließend so zusammenfasse: Dämonisch waltend hat die Macht der Poesie, an das noch selbstische Wesen des Dichters gebunden, Unfrieden und Krieg bis zum Tode unter den Lebenden gestiftet, welche durch Liebe eng an einander geknüpft sich

hätten fühlen sollen, aber auch rächend Unglück und innere Entzweiung dem gebracht, welcher jene hohe Gabe im Dienste selbstischer Gesinnung verwendet; mit Himmelsgewalt stiftet derselbe Geist der Poesie, in dem von Selbstsucht gereinigten Wesen des Gefangenen ohne sein Wissen und Wollen frei wirkend, Frieden und Versöhnung der Lebenden unter einander und mit dem Todten. Oder kürzer: Wir bewundern in dem großartigen Gedichte eine ergreifende Darstellung der Macht, welche die Poesie in ihrer Getrenntheit von der sittlichen Substanz, und der unendlich höhern Macht, welche sie in ihrer Verbindung und Einheit mit der sittlichen Substanz auf das Menschenherz ausübt.*)

Bis jetzt ist der bloß äußerliche, dem Dichter erst zur Verarbeitung vorliegende Stoff, an dem Gedichte aber nur die stoffliche Seite betrachtet worden, wenn anders es erlaubt ist, unter diesem Namen auch den Gehalt mit zu begreifen, welchen der Dichter in jenem Stoff erkannt und so wirksam zur vollen und unverkümmerten Erscheinung herausgestaltet hat. Aber von dieser Gestaltung selbst, von der idealen Form des substantiellen Gehaltes (des idealen Stoffes,) ist bis jetzt nur mittelbar und so weit dieselbe von dem factischen Inhalte und von dem ethischen Gehalte sich nicht abtrennen läßt, die Rede gewesen. Nunmehr auch noch diese Seite ausdrücklich ins Auge zu fassen bin ich hier um so mehr verpflichtet, je höher ich oben den Werth der poetischen Form angeschlagen. Dabei läßt sich das Gedicht entweder als gewordenes, wie es vorliegt, oder als werdendes, d. h. nach seinem Verhältniß zu dem rohen, vom Dichter erst verarbeiteten und gestalteten Stoffe betrachten. Ich schlage zuerst den nächsten Weg ein.

Ein sehr achtenswerther Beurtheiler (Götzinger in seinem höchst verdienstlichen Werke: Deutsche Dichter, 1. Th. 2. Aufl. 1844, S. 527 und 531) bemerkt zu diesem Gedichte erst im Allgemeinen: „Wenn die frühesten Balladen Uhland's oft einen düstern Charakter tragen, die darauf folgenden alle ein heiteres Colorit aufweisen: so zeigen nun die

---

*) Ich erlaube mir, was diese Nothwendigkeit betrifft, zur Feststellung der Idee eines Dichterwerkes zwei Bestimmungen (so jedoch, daß die eine davon vorherrscht), zusammenzufassen, auf die Entwicklung in meiner Schrift über Shakspeare's Macbeth S. 65—67 mich zu beziehn.

spätern fast ohne Ausnahme einen feierlichen, gemessnen Ernst. Von dem frühern Streben nach Volksmäßigkeit ist nichts geblieben als Einfachheit und Gedrängtheit des Ausdrucks; dagegen finden wir nun keine Bearbeitungen der Sage mehr bloß als solcher; der Dichter legt überall eine Grundidee hinein und nähert sich in dieser Hinsicht Schillern, aber bloß in dieser Hinsicht.“ Sodann, nachdem er „die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born“ mitgetheilt, gibt G. über das vorliegende Gedicht im Besondern folgendes Urtheil ab: „Bertran de Born gehört nicht nur zu Uhland's vortrefflichsten Balladen, sondern überhaupt zu den vollendetsten, die wir in deutscher Sprache besitzen. Die große Gewalt, welche Bertran laut der Geschichte als Dichter und vermöge seiner Persönlichkeit über die Herzen der Menschen ausübte, tritt hell und kräftig hervor. Hierzu trägt nicht nur die gewohnte feste Zeichnung bei, sondern auch die künstlerische Anordnung, wodurch lange Zeiträume in einen Augenblick zusammengeschmolzen werden. Der sprachliche Ausdruck ist spiegelhell, einfach, würdig, nie auf derbe augenblickliche Wirkung ausgehend. Auch der Strophenbau ist beachtenswerth. Eigentlich besteht die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen von acht Füßen, und alle vier Zeilen haben nur einen Reim.“

Ich stimme in das Lob des Gedichts von ganzer Seele ein, und habe auch gegen die Begründung desselben nicht eben etwas einzuwenden, halte es jedoch um des hohen Werthes der Dichtung willen nicht für unangemessen, auch in Bezug auf die Form dieses Urtheil etwas näher zu motivieren, womit sich eine theils directe, theils indirecte Kritik von Götzinger's Urtheil und dessen Fassung verbinden wird.

Zunächst mag es befremden, daß G., der doch hervorhebt, daß Uhland in seine spätern Balladen eine Grundidee hineinlege, diese nicht einmal angibt, geschweige denn entwickelt; denn die Anfangszeilen der angeführten Stelle sprechen keine Idee, die nothwendig ein wesentlich Allgemeines des Menschengeistes sein muß, aus, sondern deuten höchstens ganz von ferne und sehr indirect darauf hin. — Ganz gegründet ist das Lob der festen Zeichnung, wie der künstlerischen Anordnung.

Diese letztere, bei der ich zunächst etwas verweile, trägt allerdings wesentlich zur Schönheit des Gedichtes bei. Es beginnt nämlich im drohendsten Momente, und gerade dadurch unmittelbar vor dem glücklichen Ausgange. Die reiche Fülle vorausliegender, die gegenwärtige

Lage motivierender Thatsachen ist nicht in ihrer chronologischen Folge vorausgeschickt, sondern den feindlich Gegenüberstehenden in den Mund gelegt, und so in die Mitte des Ganzen hereingehoben. Dieser verschränkte Bau steigert die Spannung und die Plastik in der Zeichnung der beiden Hauptfiguren. Denkt man sich dagegen das Vorausgegangene auch vorausgestellt, so stimmt sich, trotz dem daß die Sachlage ganz dieselbe bleibt, die Theilnahme doch sogleich zu der läßlicheren epischen herab. Dies hätte nun am Ende an sich weniger zu sagen, da ein dramatischer Charakter doch schwerlich der Ballade so wesentlich sein dürfte, als nach manchen Stellen seines Buches Götzinger meint. Hier aber verlöre allerdings das Gedicht, weil dann die Idee nicht mit der gerade ihr zukommenden Macht und Energie sich geltend machen würde. Denn wenn nicht Wiederholungen eintreten sollten, so wären dem König und Sänger auch nur wenig Worte angewiesen, bei denen nicht nur die Energie ihres Wesens minder hervortreten würde, sondern auch die Umstimmung des Königs, welche ja durch die ihm fühlbar werdende Macht von Bertran's Dichtergeiste herbeigeführt wird, an Begreiflichkeit und Wahrheit verlieren müßte.

Die Zeichnung steht im engen Zusammenhange mit dem sprachlichen Ausdruck, als dem Mittel, worin der Dichter darstellt. Sie ist fest und charaktervoll, ohne auch nur in einem Zuge grell und übertrieben zu werden. Von den Personen sind die beiden sprechend eingeführten gedrungene Gestalten, wahre Männerseelen, in denen eben deshalb die Empfindung ihrer gegenwärtigen Lage und Stellung, wie der Vergangenheit, zu ihrem vollen, aber ebenfalls gedrungenen Ausdruck kömmt. Dieser Charakter der Gedrungenheit geht selbst in den Mittelstrophen bei aller erst stolzen, dann wehmüthigen Darlegung der Vergangenheit nicht verloren, wenn er sich darin auch modificiert. Mag man die Behandlung in diesem Theile Entfaltung nennen im Gegensatz zu den übrigen Partieen, immer ist es doch nur relativ Entfaltung, Entfaltung nicht in epischem Tone, sondern in lyrischem; wenn auch die Zeichnung der Vergangenheit so gründlich ist, daß das Gedicht an bedeutenden Zügen zur Charakteristik jener Periode des Mittelalters gar reich ist, (selbst der Spielmann, dem das Lied als Boten anvertraut worden, fehlt nicht,) so ist doch Alles kurz und bündig zusammengefaßt. Durchaus empfindet man aus der markigen Sprache des Ganzen, daß

König wie Sänger (letzterer tritt natürlich noch mehr hervor,) Naturen sind, deren Reden mehr als bloße Reden, und selbst nur eine Aeußerung inwohnender Thatkraft sind: durch das Wort blickt noch die natürliche Sprödigkeit und Starrheit dieser Naturen hindurch, die um so ergreifender wirkt, je weniger sie bei strengeren Schicksalsproben den ursprünglichen Zug zu einer nur um so trotzigern, krampfhafteren Zusammenziehung in sich selbst behauptet. Die Kruste, welche das edle Mark der Seele umschließt, sie springt, und um so mächtigeren Eindruck macht die erst allmählich zu Tage kommende Weichheit und Zartheit der Empfindung. Oder noch richtiger, (in der That, man kann sich nicht ersättigen in dem Kreise des köstlichen Gedichts!) das schon anfänglich zu Tage liegende, aber noch ganz sprödgediegne, zum Theil schlackenhafte Metall kommt durch das Feuer schwerer Schicksale in Fluß und zu seiner Läuterung. — Und wie schön contrastieren damit die unselbstständigen und doch so anziehenden beiden Königskinder! Und wie harmoniert auch deren Zeichnung mit dem Geiste und der Haltung des Ganzen, diesem inhaltsschweren, nachdrücklichen Ernste, welcher alles bloße Beiwerk ausschließt. Mit Einem Striche steht die unglücklich Liebende in ihrem ganzen Seelenschmerze vor uns, und auch die Figur des Sohnes, wenn auch natürlich ihr mehr Raum gegönnt ist, ist doch nicht etwa ausgemalt, sondern nur in mehrfacher Situation scharf und sicher umrissen. — Dasselbe, was von der Darstellung der Personen und Situationen, gilt von der Zeichnung der Localitäten. Auch hier wenige, aber durchaus wirksame Mittel. Vier Zeilen, und die ganze Grundsituation ist mit ihrer Localität uns vollkommen klar zur Anschauung gebracht und unverlierbar fest eingeprägt: kein Wort, das nicht gehaltvoll wäre und die Phantasie zur Erzeugung und Festhaltung des Bildes bestimmte und nöthigte. *)

Dem bisher über die Sprache schon Gesagten wäre nur etwa noch beizufügen, daß der tiefe schwere Ernst so wenig, als der so eng zusammengehaltne Reichthum an Anschauung irgendwo zur Undeutlichkeit geführt hat, vielmehr Alles trotz des theils grollend finstern, theils schwermüthig düstern Colorits ganz wohl erkennbar wird, und daß die

*) Ich kann hier nicht unterlassen, auf die, wie mir scheint, noch nicht allgemein beachteten feinsinnigen Bemerkungen in Viehoff's Schrift: „Wie malt der Dichter Gestalten" (Emmerich, 1834) hinzuweisen.

Prägnanz frei von Geschränktheit und Gesuchtheit, die mächtig ausschreitende Fortbewegung frei von aller sich überstürzenden Hast, wie von springender Heftigkeit ist.

Endlich stimmt zu der Würde und Hoheit der Idee, dem Ergreifenden der Situationen, der geschlossenen Kernhaftigkeit der beiden Hauptcharaktere auch ganz die phonetische Seite des Gedichtes. Mit Recht hat Götzinger die vierfache Wiederkehr des Reims in jeder Strophe, wodurch der Strophenbau eine imponierende Geschlossenheit erhält, hervorgehoben. Wenn er aber zugleich sagt, daß eigentlich die Strophe aus vier trochäischen Langzeilen bestehe, so wäre dagegen wohl die Frage zu erheben, warum dann der Dichter sie nicht als solche bezeichnet habe. Hat er doch die von ihm umgebildete Nibelungenstrophe (oder kürzer: die Uhlandsstrophe) nicht achtzeilig, sondern vierzeilig geschrieben! Gewiß, die Darstellung für das Auge ist auch eine für das Ohr, indem sie die Länge und Ausdehnung der rhythmischen Glieder andeutet. Ist der Reim zur Constituierung eines Verses überhaupt nicht schlechthin nothwendig, weshalb soll er denn in Gedichten mit Reimen durchweg nothwendig sein, und gerade nur sein Eintreten das Ende der Zeile bestimmen? Consequent müssen dann auch alle regelmäßig wiederkehrenden Binnenreime verbannt werden; denn sonst könnte man mit gleichem Rechte, wie G. die vorliegende achtzeilige Strophe zu einer vierzeiligen machen will, gerade umgekehrt ein achtzeiliges Gedicht mit gekreuzten Reimen als ein vierzeiliges mit Binnenreimen ansehn. Doch wie dem auch sei, so lange nicht eine strenge Deduction mich zu einer andern Ansicht nöthigt, wird mir immer in unserm Gedicht dieser Wechsel von freiem Gehenlassen der Rede und das immer wieder Hindurchbrechen des bändigenden Reimes als ein höchst charakteristischer Contrast erscheinen. — Bei weitem wichtiger aber ist natürlich die Tiefe, Fülle und Wucht des Klanges der Worte überhaupt in ihren vocalischen, wie in ihren consonantischen Lauten und namentlich der Reime, wozu bei letztern noch die Schwere der Bedeutung hinzukömmt. Fast ohne alle Ausnahme fallen in diese Stellen die gehaltvollsten Vorstellungen und Anschauungen, so daß auch von dieser Seite an dieser Ballade eine seltene Vollendung zu bewundern ist. —

Die Exegese unserer Dichter ist in neuerer Zeit gern auf die Quellen, aus denen diese geschöpft, zurückgegangen, und wenn auch

diese Richtung der Exegese nicht eigentlich nothwendig ist, wenigstens bei solchen Gedichten es nicht ist, welche wirklich zu voller, selbstständiger Klarheit ausgestaltet sind, so ist ein solches Bemühen doch immer dankenswerth, da es zu interessanten Einblicken in den Proceß des dichterischen Verfahrens Anlaß gibt. Ein sehr großes Verdienst hat bekanntlich gerade in dieser Beziehung Götzinger in dem oben genannten Buche sich erworben. Doch droht hier eine Gefahr, welche auch von sehr tüchtigen Erklärern nicht immer vermieden worden ist. Der Dichter wirft natürlich von dem ihm vorliegenden Stoffe Manches weg, Andres bildet er um, setzt auch wohl hinzu, kurz er verfährt, auch wo er nicht frei erdichtet, (was immer bedenklich ist,) doch ganz frei sich gestaltend. Wird nun aber sein Stoff in der Urgestalt ausfindig gemacht, so kann die materielle Verschiedenheit desselben, die wohl gar als ein Ueberschuß an Reichthum sich geltend macht, dazu verleiten, daß man im Gedichte Manches vermißt, was in dem Grundstoffe sich vorfindet, und daß man dann einen Mangel an Klarheit und Vollständigkeit wahrzunehmen glaubt, wo doch für den poetischen Sinn Alles gegeben ist, wessen derselbe bedarf. Auf diesen Abweg hatte sich Götzinger in der ersten Ausgabe seines Buches eben bei dem vorliegenden Gedichte verirrt. Dort sagt er nämlich S. 410: „Keine Ballade bedarf wohl so sehr eines erläuternden Commentars als diese, denn wirklich kann sie durchaus nicht verstanden werden, sobald man nicht die auftretenden Personen näher kennt. Insofern hat das Gedicht etwas Bedenkliches. Ist es schon beim dramatischen Dichter nicht zu billigen, wenn er das Verständniß seiner Dichtung auf die Bedingung baut, daß die Zuschauer eine Menge historischer Kenntnisse mitbringen, so kann man es dem Balladendichter wohl noch weniger gestatten, wenn dieser bei einem so kleinen Gedichte viel voraussetzt. Es handelt sich hier gar nicht um gewöhnliches historisches Wissen, sondern um eigentliche gelehrte Kenntniß der altfranzösischen Litteraturgeschichte, und wie viele Leser bringen die wohl mit, und welcher Dichter könnte wünschen, nur gelehrten Lesern zu gefallen?“ Später wird dieser Tadel kurz dahin zusammengefaßt, daß diese Ballade zu viel voraussetze, um verstanden zu werden. — Aber wo in aller Welt setzt sie denn die nöthigen Nachrichten über Bertran de Born, welche G. aus Diez (Leben und Werke der Troubadours,) und aus

Millot (histoire littéraire des Troubadours) beibringt, zu ihrem Verständniß voraus? Nichts, auch gar nichts braucht man davon, um das Gedicht vollkommen zu verstehen und zu genießen: vielmehr könnte sich der aufmerksame, aber sonst über jene Zeit, in die es fällt, nicht unterrichtete Leser aus ihm ganz allein ein vollständiges und anschauliches Bild des Geistes jener Periode des noch unbefestigten Königthums entwerfen, ein Bild nach seinen wesentlichen Zügen, freilich nicht mit dem eben nur prosaischen factischen Beiwerke. Königthum und Vasallenthum, jenes mit seinem Anspruch auf Gehorsam und seinem Zorn, wo dieser verweigert wird, dieses mit seiner Unfügsamkeit und Widerspenstigkeit, und daneben, oder vielmehr damit eng verbunden ein stolzes, zauberisch über die Gemüther waltendes Sängerthum, ist denn das nicht auf das klarste und schärfste in unserm Gedichte ausgeprägt? Tritt uns denn dies Alles nicht viel lebendiger und nachdrücklicher aus ihm als aus G's. beigefügten „nöthigen Nachrichten" entgegen? Denn was enthalten denn diese Nachrichten? Der Raum verbietet sie alle aufzunehmen, (auf einige davon komme ich später noch zu sprechen) und so den Beweis zu führen, daß wir daraus allerdings mehr erfahren, als aus dem Gedicht selbst, aber daß dies Mehr nur in einem verwirrenden Hin und Her von Begebenheiten besteht, welches den eigentlichen Gehalt nur verdunkelt, daß wir dadurch einen Ballast von Thatsächlichkeiten und Persönlichkeiten erhalten, durch welchen die tiefe Idee des Ganzen erdrückt wird, und welchen der Dichter gerade wohlgethan wegzuwerfen, und sich in Auswahl von Facten und Zahl der Personen auf das Nothwendige zu beschränken. — Doch G. hat sein nicht wohl bedachtes Urtheil in der zweiten Ausgabe theils stillschweigend zurückgenommen, theils, wenn er den Ausdruck im Gedichte „spiegelhell" nennt, (eine Bezeichnung, die ich übrigens für den bei aller Deutlichkeit der Umrisse doch düstern Farbenton nicht recht passend finden kann,) sogar von Grund aus reformiert, und so würd' ich diesen Mißgriff des verdienstvollen Mannes auch gar nicht erwähnt haben, wenn nicht Mißgriffe gerade tüchtiger Männer eine wohl zu beherzigende Lehre einschlössen, und wenn ich nicht glaubte, daß die Achtung vor so anerkennenswerthen Leistungen durch eine Rüge keinen Eintrag erleiden kann. Ein Rest übrigens von jenem Irrthum ist doch stehen geblieben, wenn er die in der ersten Ausgabe beibehaltenen Nachrichten über Bertran

auch jetzt noch nöthig findet. Das sind sie nicht, wenigstens nicht in dem Sinne, den man an jener Stelle mit diesem Worte verbinden muß, sie sind nur lehrreich, um zu sehen, — wie viel der Stoff unter den Händen des Dichters gewonnen hat. Und eben deshalb hätte G. in der zweiten Ausgabe noch etwas mehr thun sollen. Die Facten, wie sie Uhland gibt, stimmen nämlich vollkommen mit dem von G. Mitgetheilten, und G. vermuthet eben deshalb, daß Uhland den Stoff einer andern Quelle, etwa des Nostradamus Biographieen der Troubadours oder ähnlichen Ueberlieferungen entnommen. Er kann damit Recht haben; indeß warum sollte denn eben Uhland, dem gründlichen Kenner auch der altfranzösischen Poesie, (auf die beiläufig gesagt er unter uns zuerst — in einem Aufsatze in W. Naumann's Musen — durch Mittheilung ernster Forschungen den Blick hingelenkt,) Millot's schon 1778, und Diez' in gleichem Jahre mit unserm Gedicht (1829) erschienenes Buch unbekannt geblieben sein, warum sollte nicht eben so gut die Vermuthung ausgesprochen werden dürfen, daß das Buch von Diez unserm Uhland gerade den Anlaß zu seinem Gedichte geboten habe? Doch das verhalte sich wie es wolle. Wenn nur die Abweichungen poetische Schönheiten sind, mögen sie nun aus einer andern Quelle geflossen sein, oder mag sie Uhland kraft seines Dichterrechtes sich selbstständig erlaubt haben! Und Schönheiten sind sie, was eben G., statt sie als Verwechselungen und Unrichtigkeiten zu bezeichnen, hätte nachweisen sollen. — „Als Troubadour huldigte Bertran auch den Frauen, und zwar sind unter den Damen, denen er seine Huldigung darbrachte, zwei Mathilden zu bemerken. Die erste war eine vermählte Frau von Montignac zu Perigord; die spätere Heinrich's II. (des Königs in unserm Gedicht) Tochter, die Gemahlin Heinrich's des Löwen von Sachsen. — — In unserer Ballade sind diese zwei Mathilden offenbar verwechselt. Denn bei der Gefangennehmung Bertran's war Mathilde von England schon 15—16 Jahre verheirathet. Das Lied, auf welches Str. 4 angespielt wird, ist vermuthlich dasjenige, welches in dem genannten Buche von Diez (S. 184) übersetzt steht. Es ist an die frühere Mathilde gerichtet, welche ihn eines Mißverständnisses wegen verabschiedet hatte. Er schickte ihr dasselbe durch seinen Spielmann Papiol." Nun, ich denke, n ö t h i g ist diese historische Notiz eben nicht, aber nicht uninteressant, wenn die Bemerkung beigefügt wird, daß Uhland

— ganz Recht gethan, die beiden Mathilden zu „verwechseln.“ Wer wird denn dem Dichter aus einer anderweitig erhaltenen Kunde das Alter seiner Personen oder von deren Ehe so nachrechnen? Es durfte eben keine andere Dame sein, als die Tochter des Königs; das lehrt doch in der That ein Blick auf die Idee des Gedichts. — Ferner: der Sohn ist nicht an einem rächenden Todespfeil gestorben, sondern, bevor er den beabsichtigten entscheidenden Schlag gegen seinen Vater ausführen konnte, hat ihn ein Fieber hingerafft. Auch hat er vor seinem Sterben den Vater durch einen Eilboten um Vergebung angefleht und auch wirklich von diesem zum Zeichen derselben sterbend einen Ring zugesandt erhalten. Wer sieht nicht auch hier, daß Uhland mit der „völlig unhistorischen Todesart“ des Königsohnes durch einen Pfeil, die aus einer Verwechselung des Berichterstatters, dem Uhland gefolgt sein soll, abgeleitet wird, vollkommen im Recht ist? Richard Löwenherz, der Bruder von Bertran's Freunde, war es, der bei der Belagerung einer Feste, die aber nicht Montfort, sondern Chalus hieß, einen Pfeilschuß in die Schulter erhielt, an welchem er sterben mußte. Das wäre an einem Factensammler allerdings zu rügen, der Dichter aber ist entweder glücklich zu preisen, daß ihm ein unkritischer Berichterstatter unabsichtlich so trefflich vorgearbeitet, oder zu loben, daß er das Factum verbessert. Es gilt der alte Lessing'sche Satz, daß, wo die Geschichte nicht poetisch genug ist, der Dichter entweder davon bleiben, oder sie corrigieren muß. Man denke sich nur in unserm Gedichte eine andre Dame, als des Königs Tochter, von dem Zauberlied des Dichters erschüttert! Was hätte eine solche denn hier vorstellen sollen? Die konnte Uhland doch offenbar gar nicht brauchen. Man denke sich den Sohn des Königs an einem Fieber sterbend! Man denke sich die Versöhnung zwischen Vater und Sohn schon vollbracht, Bertran also nicht vom Sohne durch den schmerzlichen Händedruck aufgefordert, noch nach seinem Tode Verzeihung auszuwirken, Bertran's Kraft nicht durch die Erinnerung daran, daß der Sohn in des Vaters Fluche gestorben sei, gebrochen, sondern statt dessen die Notiz, daß Bertran, dessen Pläne durch des Königssohnes Tode vernichtet waren, zwei*) Trauerlieder

*) Es wird wohl jeder Leser ganz froh sein, daß Uhland ihm eins davon erlassen hat.

dichtete, in welchen er den verstorbenen Prinzen auf's höchste pries. Das Gedicht ist damit sogleich aus allen Fugen gerissen, und vollkommen zerstört, was wohl nach der im Anfang dieses Aufsatzes gegebenen Entwickelung des ideellen Zusammenhanges der Ballade keiner weitern Auseinandersetzung mehr bedürfen wird. Genug: hat Uhland Millot und Diez gekannt, so ist er eben so frei mit seinen Quellen verfahren, als Shakspeare z. B. mit der Macbethsage*) gethan: Recht hat er jedenfalls, vollkommen Recht.

### 14. Einkehr. **)

Was es doch ein schönes Ding ist um einen Apfelbaum! Unser Dichter hat das wohl erfahren, und wir erfahren es durch ihn auch. Zwar fremd ist wohl auch uns seine gastfreie und uneigennützige Gesinnung nicht geblieben; aber haben wir auch schon je so gründlich darüber nachgedacht? haben wir ihm je so ernstlich und herzlich gedankt? Des Dichters froher Laune entgeht es nicht, daß sein Wohlthäter alle Eigenschaften eines guten Wirthes theilt. Er hat, wie sich's gebührt, sein Schild einladend genug ausgehängt, er hat gut zu essen und zu trinken; man findet muntre, fröhlich musicierende Gesellschaft; man schläft weich und kühl bei ihm; aber er besitzt noch eine Eigen-

---

*) S. des Verfassers Schrift über Macbeth Seite 81—102.

**) Die Erklärung dieses und der fünf folgenden Gedichte bildete ursprünglich in Viehoff's „Archiv für den deutschen Unterricht, I. Jahrgang" einen zusammenhängenden Aufsatz unter dem Titel: „Die sechs ersten Gedichte in Echtermeyers Auswahl deutscher Gedichte." Derselbe war mit folgenden Worten eingeleitet: „Gedichte wie Prosastücke, welche in untern Classen erklärt werden können und wirklich erklärt worden sind, müssen doch auch in obern von Zeit zu Zeit wieder besprochen werden, damit die Erwerbungen der einzelnen Classen nicht wieder verloren gehen, sondern sich allmählich mit dem immer neu hinzutretenden Gewinne in der Seele der Schüler zu einem Gesammtbesitz zusammenschließen. Die Art, wie dies meiner Ansicht nach geschehen kann, will ich hier an den sechs ersten Gedichten in Echtermeyer's Auswahl deutscher Gedichte anschaulich machen. Natürlich fällt nun die Erläuterung von Einzelnheiten weg, und es kann ohne Weiteres überall sogleich das Ganze ins Auge gefaßt werden. Der Ton der Besprechung, der an sich genommen auffällig sein könnte, wird, hoff' ich, in seiner Verwandtschaft mit dem Tone der Gedichte selbst seine Rechtfertigung finden."

schaft, die ihn vor allen andern Wirthen in der ganzen Welt auszeichnet, er ist äußerst liberal gesinnt, er nimmt für die anständigste Bewirthung keinen Lohn. Dafür soll er denn auch über und über gesegnet sein!

Also ein Lied voll beredten Lobes, voll herzlichen Dankes! kein Dithyrambus, — dazu würde ein feurigeres Naß, als der noch so süße Apfelschaum, gehören, ein Naß, wie es unsern Schiller zu seinem himmlischen Dithyrambus begeistert hat! — nein, ein leichtes, munteres Loblied, kurzzeilig mit leichtfaßlicher Reimverschlingung, die Vergleichung gründlich durchgeführt, aber ohne alle epigrammatische Spannung, die vielleicht Lessing in gleichem Falle uns geboten hätte, (die Lösung der Spannung, bereits zu Ende der ersten Strophe angedeutet, erfolgt ganz unverhohlen schon zu Anfang der zweiten,) vielmehr so gehalten, daß die Wirklichkeit hinter dem durchsichtigen Schleier immer hindurchblickt, — das ist alles, was wir haben, und es ist eben das ganz der Sache Gemäße; der Dichter hat durchaus Recht gethan, daß er nicht mehr und nicht auf andere Weise gegeben.

---

## II.

## Hebel.

### 1. Der Kirschbaum.

Nicht bloß für den Menschen ist gesorgt durch die Gaben der Natur. Indem jedes Leben für sich selbst Zweck ist, hat es zugleich seinen Zweck in einem andern Leben. Solche teleologische Betrachtung der Natur nun ist freilich für den Dichter ein bedenkliches Ding. Man weiß, wie der fromme Brockes es damit versehen, man weiß auch, wie nahe der Abweg in die descriptive Poesie ist. Hebel weiß solche Gefahr trefflich zu vermeiden. Schon indem er sich vor dem Allgemeinbegriff Natur hütet, ihn auch nicht etwa in einer gleichgültigen Menge von Einzelanschauungen vorführt, sondern zunächst einfach in Einem Object, dem Kirschbaum, fixiert und individualisiert, gewinnt der Gedanke Leben und Anschaulichkeit, — noch mehr, indem der Kirschbaum gleichsam der Held eines kleinen, durch den Wechsel der Jahreszeiten hindurchgeführten Naturepos wird, — am meisten aber dadurch, daß ein leichter Humor in der

Zeichnung der begünstigten Näscher, des Würmchens, des Bienchens, des Spätzleins, welche sämmtlich ganz menschlicher Weise sich haben und nehmen, („Augen ausreiben — Kaffee — Porzellan“ &c.) und dadurch an uns Menschenkinder herangerückt werden, den Ernst, der unverhüllt hier sogleich trocken und pedantisch werden würde, scheinbar zerstört und aufhebt, eine Aufhebung, die freilich eben seine poetische Wiederherstellung ist. Indem aber die Jahreszeiten es sind, an denen sich das Ganze fortleitet, werden wir zugleich an den Kreislauf der Natur erinnert, durch welchen auch das, was uns für sich allein genommen widerwärtig dünken könnte (wie der Winter), als ein wohlthätiges Glück in der ganzen Kette des Naturverlaufs sich uns ausweist. Zu vergehn ist nun einmal das nothwendige Schicksal des Endlichen („Und was vom Boden aufwärts kommt, muß auch zum Boden abwärts gehn,“), doch nicht ohne ein Art von Wiederkehr. Wenn die Geschöpfe wieder Blätter, Blüthen und Früchte brauchen, da wird der Kirschbaum wohl auch wieder auszutheilen haben; jetzt ist Zeit abzuräumen und zuzudecken. Freilich ein Vergehn ist und bleibt dieß immer; eine rechte Auferstehung ist diese Wiederkehr von Exemplaren für dieselbe Gattung nicht. Aber was kann uns diese Reflexion beunruhigen und im harmlosen Genusse unsers harmlosen Gedichtes stören, uns, die wir wissen, daß eben das Beste in uns nicht vom Boden gekommen? — Der Winter aber ist ein gestrenger Herr, der nicht lange Umstände macht; ehe wir es uns versehen, ist alles in der Natur zugedeckt, und ehe wir es uns versehen, ist auch unser Gedicht aus, das nicht einmal Zeit übrig behält, an sein ordentliches und gehöriges Strophenziel zu gelangen, vielmehr eine ganze Zeile zu kurz kommend uns zum Schluß gleichsam noch einen kleinen Winterschauer empfinden läßt. Da wollen wir uns denn mit der Gedankennahrung trösten, die uns reicher, als wir während der Lesung glaubten, aus dem Ganzen zu Theil geworden. Nicht bloß im Nahrung-Spenden, auch in dem scheinbaren Entziehen der Nahrung waltet Gottes wohlthätige Hand.

### 2. Der Knabe im Erdbeerschlag.

Hier haben wir nicht bloß ein leichtsinniges, aber durch einen mäßigen Schrecken noch zu rechter Zeit bekehrtes Kind, nein einen recht garstigen, häßlichen Buben, der eben damit beschäftigt, sich in den

schönsten Erdbeeren eine rechte Güte zu thun, voll Aergers, auch nur einen Augenblick darin gestört zu werden, auch wohl voll mißgünstiger Besorgniß, einen unerwünschten Mitarbeiter zu bekommen, die freundliche Frage des Engels, der durch sein schönes, glänziges Wesen doch auch den Buben ganz freundlich hätte stimmen sollen, mit Trotz und Verdruß abweist: „Ei nichts esse ich, was geht's dich an? was willst du hier und störst du mich?" mag er denken. „Ei etwas ganz Prächtiges; komm, iß mit!" hätte er sagen sollen. Ohne Zweifel verdient er für diese unfreundliche, neidische und undankbare Antwort Strafe, und welche Strafe könnte wohl angemessener sein, als daß ihm nun plötzlich nach dem Verschwinden des nunmehr sich offenbarenden Engels das Gewissen schlägt, und die herrliche Frucht, die der Undankbare für nichts erklärt hat, ihm nicht mehr den Hunger stillt, und kein Segen mehr darin ist. — Willst du nicht auch beschämt sein, und Strafe erleiden, so sei hübsch höflich und freundlich gegen fremde Leute!

Das Volk mit seinem auf das Nützliche gerichteten Sinn verlangt von einer Erzählung auch gern eine recht deutlich erkennbare Moral, gleichsam als Reinertrag; eine solche aber macht leicht ein Gedicht trocken; doch Hebel versteht, wie wir bereits oben sahen, die didaktische Tendenz anziehend zu machen, und auch hier fehlt es bei anschaulicher Handlung und naturwahrer Charakteristik nicht ganz an poetischem Reiz, wiewohl wir uns nicht verhehlen wollen, daß das ganze Gedicht nicht recht in Eins zusammengeht, und keineswegs zu den vorzüglicheren von Hebel gehört, wenngleich es des Anziehenden und Eigenthümlichen seiner Weise nicht entbehrt. Strophe 6, die Moral enthaltend, wollen wir uns allenfalls noch gefallen lassen, am wenigsten daran Anstoß nehmen, daß er die Moral auch hätte weglassen können; der wohlmeinende Mann, der ja doch kein eigentliches Kunstwerk hat liefern wollen, kann sie auch noch obendrein zum Kauf geben. Wenn nur aber Moral und Erzählung sich ganz deckten! Die Unhöflichkeit, vor welcher allein sie warnt, ist in letzterer auch motiviert, und zwar durch rohe Eßgier und widrigen Neid; aber eben deßhalb könnte man auch eben so gut eine Warnung vor diesen beiden schlechten Eigenschaften als moralisches Facit erwarten. Schlimmer steht es noch mit der vorletzten Strophe; man weiß in der That nicht, wie man sich die Strophe recht vorstellen soll. — Wir sind hier einmal in's Tadeln gekommen, was vor gereiftern Schülern in

bescheidener Weise geübt, der Liebe zu verehrungswerthen Dichtern keinen Eintrag thun wird, und so wollen wir zu Göthe's wandelnder Glocke gleich hier bemerken, daß uns ein paarmal darin („die Glocke tönt," „die Glocke wird es decken") nicht ganz der recht angemessene Ton eingehalten zu sein scheint.

---

## III. Rückert.

### Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt.

Sei zufrieden mit dem Loose, das dir Gott beschieden, der besser weiß, was für dich taugt, als du! Eine Aenderung deiner Lage scheint dir wünschenswerth, aber wenn sie dir gewährt wird, wirst du bald auch in ihr dich unbehaglich, ja schlimmer befinden, als in der ursprünglich dir zu Theil gewordenen, wirst dich in diese zurücksehnen, und von Glück zu sagen haben, wenn du in sie zurückversetzt wirst. —

Dem Sinne nach unserm Gedichte verwandt sind mehrere andere der Echtermeyer'schen Sammlung: Blau Veilchen von Förster, auch im Tone ähnlich, jedoch mit ganz andrer, nämlich tragischer Schlußwendung; Blauveilchen wird am Ende nicht in die frühere bescheidene, aber gesicherte Lage zurückversetzt, sondern findet in der Gewährung seiner unbedachtsamen, sich immer steigernden Wünsche seinen Untergang; die rebellische Musik, gleichfalls von Förster, auch im Tone verwandt, hinsichtlich des Geschickes aber, welches die gegen ihr Loos Murrenden trifft, zwischen dem eben erwähnten Gedichte und unserem „Bäumlein" in der Mitte stehend; die über ihre Bestimmung, ohne die sie doch gar nicht existieren würden, hinausverlangenden Instrumente finden ihre Strafe, welche verdientermaßen schmerzlicher ist als beim Bäumlein, weil sie nicht bloß kindisch verlangen, sondern selbst unternehmend auftreten, aber doch nicht mit dem Untergang verknüpft ist, sondern nach Schmerzen noch Heilung erlaubt. — Kater Freier von Wackernagel, im Tone, der lebhaft an Chamisso's Weise erinnert, insofern verwandt, als dieser im Allgemeinen gleichfalls komisch ist, aber andrerseits wesentlich darin verschieden, daß derselbe hier ironischepigrammatisch, nicht wie in den früher genannten (namentlich den beiden erstern, am meisten aber in unserm Rückert'schen) unschuldig naiv ist;

der Ausgang, als glücklich, ist dem Schluß im „Bäumlein" allerdings ähnlich, aber durch den ironischen Charakter doch auch wieder wesentlich verschieden; der Kater begnügt sich nicht zuletzt bloß mit seinem bescheidenen Loose, sondern läßt sich gern überreden, daß die Katzenexistenz und Katzensphäre doch die herrlichste von allen Existenzen sei, daß es darüber hinaus nichts gebe, wodurch sich das Gedicht noch eigenthümlich modificiert. Endlich kann man sich auch erinnert fühlen an die Kreuzschau von Chamisso, welche aber von ganz entgegengesetztem Tone ist, den Charakter tiefen religiösen Ernstes an sich trägt, der bei dem Rückert'schen Gedichte wohl auch in dem Sinne des Ganzen liegt, aber in die Behandlung nicht mit aufgenommen ist, und dieser auch fremd bleiben mußte.

Unser Gedicht nun, für dessen Auffassung der Sinn durch den Contrast noch geschärft sein wird, ist ein ganz echtes Kindermährchen in glücklichster Behandlung; der Schluß namentlich ist köstlich. Dieser weist darauf hin, daß man sich das Ganze als wirklich einem Kinde erzählt zu denken hat, und zwar erzählt mit vollkommener Hineinversetzung in den dem Kinde zusagendsten Ton; daher auch Metrum, Reim und Sprache nicht streng, sondern läßlich gehandhabt ist. So kann das Gedicht sich nicht gleich so recht in den Reim finden; im Anfang wird er noch gar nicht gesucht; auch wo er schon erstrebt wird, gelingt er noch nicht jedesmal („Kameraden, Nadeln"); man nimmt es aber damit noch nicht so genau. Das Metrum betreffend, wollen wir nur aufmerksam machen auf die nicht gleichmäßig, sondern wie es sich eben macht (und es macht sich immer sehr schicklich) in der vierten Stelle eintretende kurze Zeile, und auf den allerliebsten Zug, daß bei der lamentierenden, weinerlichen Stelle: „Alle meine Kameraden ꝛc." der Erzähler, ohne selbst zu wissen wie ihm geschieht, in die fallende Weise des klagenden Trochäus hineingeräth. Gleich meisterhaft ist die Handhabung der Sprache. Was kindesmäßig ist, muß natürlich auch volksmäßig sein. Daher die provinzielle Flexionsform: „ist gestanden," und die syntaktische Form der Erzählung durch das Perfect im Anfang, wodurch der Ton an Treuherzigkeit, die Erzählung an Glaubhaftigkeit gewinnt. Auch die (wohl vom Dichter selbst, aber sehr glücklich erfundene) Form „glasen" (Str. 6. u. 7.) gehört hierher. Das schriftmäßige: „gläsern" erweckt neben der Vorstellung des Stoffes auch

die der Zerbrechlichkeit, welche hier fern bleiben mußte; denn was der Schriftsprache angehört, stammt aus der Sphäre einer höhern, die Reflexion mit einschließenden Bildung, welche vielfach nicht mit dem bloßen Wortsinn sich begnügt, sondern noch einen andern, natürlich sich mit diesem verknüpfenden Nebensinn damit verbindet; bei glasen denkt man in höchster Unschuld nur an das Glatte, Glänzende, in die Augen Fallende des Stoffes.*) Schließlich wollen wir nur noch auf die sicherlich Niemand zum Aergerniß gereichende, prächtige Personification der Geldgier in der gleichsam mythischen Figur eines alten Juden mit langem Barte und Geldsack hindeuten. Gewiß, die kindische Unschuld des Vorstellens kann nicht glücklicher und allseitiger getroffen werden, als in unserm ehrgeizigen „Bäumlein" geschehen; und eben so gewiß ist es, daß ein Gedicht dieser Art nur einer kindlichen Stimmung eines gemüthreichen Dichters entflossen sein kann, eines Dichters, den nach diesem Mährlein Jeder auch als glücklichen Vater sich zu denken geneigt sein wird. Wie mag die kleine Person, der dasselbe vorgetragen wird, und an die sich zum Schluß sogar der Erzähler selbst wendet, ja die selbst ihr „Warum denn nicht?" mit hineinwirft — wie gespannt mag sie zugehorcht, wie mit offnem Munde an dem des Erzählers gehangen haben! Kein Zweifel ist in des Kindes Seele gekommen, und treuherzig wird es zu guter Letzt in seinem Glauben noch bekräftigt durch die Aufforderung, selbst hinauszugehn und sich das Bäumlein anzusehn, und durch die wohlbegründete Warnung vor dem Anrühren desselben. Wie vorsichtig wird es sich ihm bei nächster Gelegenheit nahen! Denn finden wird es das Bäumlein draußen gewiß!

---

*) Wollte man etwa in der siebenten Strophe statt: und kommt an die glasenen Blätter lieber „gläserne" hören, so wäre dies freilich bedeutsam, aber eben deßwegen hier ganz unpoetisch raffiniert.

## IV. Göthe.

### Die wandelnde Glocke.

Versäume ja die Kirche nicht, mein Kind, sondern eile, so wie du die Glocke läuten hörst, so schnell du kannst; sonst kommt die Glocke und holt dich, und begräbt dich am Ende gar unter ihrer fürchterlichen Höhlung.

Diese Empfehlung des Kirchenbesuchs von früh auf ist so allerliebst ausgeführt, daß man selbst steif und fest an diesen kleinen Mythus zu glauben sich versucht fühlt. Ich möchte nicht mit Echtermeyer sagen, daß der Werth der ganzen sonst anspruchslosen Dichtung in den Reim- und Sprachkünsten bestehe. Anspruchslos ist sie freilich, und ohne diese Künste würde sie wenig Wirkung thun, doch ist neben diesen, (auch abgesehen von dem guten Glauben, daß Kinder durch den regelmäßigen Besuch der Kirche, vorausgesetzt, daß diese von einer wirklich andächtigen Gemeinde angefüllt ist, noch vor dem Aufwachen des religiösen Bewußtseins gleichsam vorläufig in den religiösen Gemüthston gestimmt werden müssen,) die glückliche und wahre Auffassung der Sinnesweise und des Thuns des Kindes nicht außer Acht zu lassen: der Leichtsinn, die Freigeisterei, wenn ich so sagen darf, (ach die Glocke kömmt nicht, die hängt da oben ganz ruhig! denkt das Kind,) dann wieder der Umschlag der Courage in die Angst, die zur eiligen Flucht treibt, jedoch nicht eher sich beschwichtigt, als bis es die Kirche und damit die Stätte der Sicherheit erreicht hat. Und wie hübsch ist nicht die Ironie, daß nun das Kind unter Angst, Zagen und Strapatze endlich dahin geführt wird, wohin es gleich Anfangs ganz ruhig hätte gelangen können.

---

## V. Schnezler.

### Mährchen vom Mummelsee im Schwarzwald.

Wie wunderbar ist doch die Nacht! Die scharfe Tagesbeleuchtung, welche durch die Bestimmtheit der Umrisse, durch die Sonderung der einzelnen Gegenstände und ihrer Theile keinen Trug aufkommen läßt, ist gewichen; die zweckvolle Beschäftigung der Menschen mit den Gegen-

ständen, welche gleichfalls den Geist zur scharfen Beobachtung, zur sondernden Unterscheidung auffordert, ist vorüber; selbst noch wachend beginnt der Mensch zu träumen; immer geschäftiger betreibt die Phantasie ihr wunderbares Spiel. Da kömmt es nun freilich theils auf die Gegenstände, die sich in unsichern, schwankenden Umrissen darbieten, theils und noch mehr auf das Gemüth und die Stimmung des Sehenden und Hörenden an, wie diese Gebilde wacher Träumereien ausfallen sollen, ob furchtbar und beängstigend, ob lieblich und erfreuend. —

Wie geheimnißvoll liegt dort der dunkle See, wie wunderbar schwanken die Wasserlilien, ein Spiel des Windes, auf ihm hin und wieder! wie werden wir selbst noch während der hellen Tageszeit so ahnungsvoll gestimmt! Wie nun erst, wenn die Nacht anbricht, und der Mond ein Licht verbreitet, nicht so bestimmt und kräftig, um die Phantasie zur Unterordnung unter die äußern Sinne zu nöthigen, und doch hell genug, um alle Phantasiegebilde durch seine Beleuchtung nur um so glaubhafter zu machen! Da müssen ja wohl jene reinen, schlanken, hin und her sich wiegenden Lilien, die uns selbst am Tage als ein Bild jungfräulicher Unschuld und Schönheit erscheinen, zu leibhaften Jungfrauen werden, die dem Bade entsteigend — denn wer vermag noch den See und seine Ufer zu unterscheiden? — bei der Melodie des Windes und des Rohres ihren Reigen beginnen. Als sich der Wind zum Sturme steigert, die Wellen mächtiger anschwellen, der Hall im Gebirge bis zur Aehnlichkeit mit dem Donner sich verstärkt, da muß auch die Phantasie andre Gebilde schaffen, und indem zugleich der dem Zauber ungünstige Tag zu grauen beginnt, muß jener liebliche Zauber durch einen mächtigeren Spuk verschwinden. Der zürnende See ruft die Töchter, die sich seinem strengen Gewahrsam entzogen haben, ungestüm in seine Wogen zurück. Aber nunmehr vermag der Tag die überwachte Phantasie nicht mehr zu überwältigen, die Wahrheit nicht mehr den Schein zu vertreiben, sondern umgekehrt: die Wahrheit gilt für Schein, der Schein für Wahrheit; die Lilien sind nicht durch die Anregungen der Nacht in Mädchen umgezaubert gewesen, sondern die Mädchen sind durch den prosaisch unwahren Tag in Lilien verwandelt, und so ist — das Mährchen fertig. Und von unserm Dichter unvergleichlich schön ausgeführt, so daß auch wir ganz und gar der Macht der Mährchen bildenden Phantasie unterthan werden. Jedes Glied der Schilderung

löst sich so leicht und frei ab, nirgends ein undeutliches Zusammenfließen, und doch ein stätiger schöner Fluß! Metrum und Sprache so melodiös und in Höhe und Tiefe, Dunkel und Helle der Vocale u. s. w. so durchaus mannigfaltig und durchweg angemessen moduliert! Die fast durchgehende gleichsam eine Tanzmelodie bildende Scheidung derjenigen Zeilen, welche vier volle Jamben bilden, in zwei gleiche Hälften, („Sie wiegen sich, sie biegen sich," — „Es braust der Wind, es saust das Rohr," — „Und schweben leis umher im Kreis," — „Gesichter weiß, Gewänder weiß," — „Es braust der Sturm, es saust das Rohr," — „Die Wolken ziehn am Monde hin," — „Der Vater ruft: Puh, Morgenluft," —) dieses sich Wiegen und Biegen der Schilderung selbst, wodurch das Sichwiegen der Lilien, das wesentlich zur psychologischen Genesis des Mährchens beiträgt, ganz ungesucht und doch höchst effectvoll zum Tone, gleichsam zur musikalischen Seele des Gedichts gemacht ist, und jener Anschauung nun auch die Gliederung für das Ohr entspricht, — in der That dieß alles verbreitet über dieß Gedicht einen Zauber seltener Schönheit, verleiht ihm im Verein mit der echt romantischen Tiefe der Grundanschauung und Grundstimmung einen Reiz, der dem Dichter das Herz jedes Sinnbegabten völlig zu eigen machen muß.

---

## VI.

## Platen.

### 1. Der Tod des Carus.

Noch einmal nach wiederholter schmählicher Demüthigung leuchtet der Stern der weltbeherrschenden Roma glänzend auf. Siege, welche an die alte Heldengröße Rom's erinnern, sind von Aurelian und Probus erfochten über Zenobia und über die germanischen andringenden Völkerschaften: ein neuer heldenmüthiger Kaiser Carus wird auch die letzte noch ungesühnte Schmach tilgen; die Rache an den Persern gilt jedem im Heere, über welches die alte stolze Siegeszuversicht gekommen, für gewiß und unzweifelhaft. Da auf einmal wird der Kaiser vom Blitz erschlagen, und mit diesem Einen Schlage ist alle jene freudige Hoffnung niedergeschmettert: die Götter haben selbst gerichtet; der Untergang Rom's ist unzweifelhaft entschieden.

Also der welthistorische Moment, wo der Kern des Römervolkes sich und sein Vaterland verzweifelnd selber aufgibt; der Untergang des Einen Mannes als den Untergang Rom's selbst: das ist das großartige Thema dieses Gedichtes voll großartigen Schwunges. Kräftig ausgeprägt die verschiedenen Situationen und Empfindungen: breit, meisterhaft, stolz, prachtvoll, und doch in seinem fallenden Gange von einer Empfindung des Schmerzes und der Klage leise durchzogen; das Metrum, um die weiche, unbetonte Endsylbe des vollständigen trochäischen Achtfüßlers *) kürzer, wie es der Darstellung des schicksalsschwangern Momentes geziemt: ganz das aus der griechischen Tragödie uns wohlbekannte Metrum mit Recht, denn die Tragödie, deren Held Rom war, ist zu Ende; seine ganze übrige Geschichte ist nur noch Todeszuckung und Verwesung, denen die Poesie sich fern hält. **)

---

*) So im Deutschen. Die Griechen nannten den Vers bekanntlich, nach gepaarten Füßen ihn messend, den gekürzten trochäischen Tetrameter.

**) Dagegen sprechen nicht die jeweiligen spätern Erfolge der römischen Waffen: sie sind eben nur vorübergehend und, was noch wichtiger, der alte Römergeist ist nicht mehr darin. Mit Diocletian, schon vor Constantin und vor der Verlegung des Kaisersitzes nach Constantinopel, beginnt bereits der Byzantinismus, der Orientalismus im schlechtesten Sinne dieses Wortes; denn was der Orient Heilendes und Erneuendes gebracht, das größte Geschenk der Weltgeschichte, das Christenthum, wurde von der entarteten Römerwelt nur äußerlich aufgenommen, und konnte also nur zur völligen Austilgung des alten heidnisch-großen Sinnes, nicht zur Erweckung eines neuen, größern wirken. — Nur auf Julian und Theodosius den Großen könnte sich berufen, wer den Dichter tadeln wollte, daß er dem Tode des Carus eine zu hohe Bedeutung beigelegt habe. Allein Theodosius, um von diesem zuerst zu sprechen, so ausgezeichnet er war, ist doch schon kein rechter Römer mehr, ist schon — wenigstens ein halber Byzantiner, und gibt auch Rom in der Theilung unter seine beiden Söhne, wenn gleich er damit keine Zerreißung des Reichs beabsichtigte, in der That doch auf. Julian aber, bei aller seiner subjectiven Geistes- und Charaktergröße ein verblendeter Reactionär, ist auch nur scheinbar ein alter Römer. Byzantinischen Schlags ist er freilich nicht, aber berauscht vom Geiste des spätern Hellenismus, ein Halbgrieche. Zu einem Drama allerdings gäbe er einen höchst bedeutsamen Stoff ab, immer aber würde dies nur äußerlich der Sphäre des alten Rom, in Wahrheit aber einer über dasselbe schon hinausliegenden (Untergang des Heidenthums) angehören. — Man könnte etwa noch einwenden, daß ja gerade Julian, indem auch er einen Perserzug unternimmt, und gleichfalls ein Opfer desselben wird,

## 2. Das Grab im Busento.

Unter den Völkern, welche der Weltherrscherin den Untergang bereiteten, war das edelste, nicht das glücklichste, das der Gothen. Den einen Hauptzweig derselben, die Westgothen, führt uns das vorliegende Gedicht vor, nicht zwar in einem welthistorisch entscheidenden,*) wohl aber in einem bedeutenden, für Sinn und Geist des Volkes charakteristischen Momente. — Bis tief in das feindliche Land hinein**) hat sie ihr kühner jugendlicher König Alarich geführt: da stirbt er, — für

---

eine doppelte Aehnlichkeit mit Carus darböte — allein diese Aehnlichkeit ist nur eine äußerliche. Julians Heereszug war ein phantastisch-genialer Alexanderzug, nicht, wie der des Carus, eine praktisch motivierte Ehrensache römischer Nation. Auch sein Ende, wenn gleich Beweis seines Muthes und seiner Tapferkeit, (er wird tödtlich verwundet, indem er ohne Rüstung flüchtigen feindlichen Haufen nachsetzt,) trägt den Charakter subjectiver Phantastik, welche seinem ganzen Leben eigen gewesen. Ganz anders der Tod des Carus, wie ihn der Dichter darstellt, der mit wenigstens poetischem Recht andere Berichte, welche ihn an einer Krankheit oder durch heimlichen Mord sterben lassen, verworfen hat: ein Blitz von dem Gotte, der vom Capitole herab gebietend so lange des Römervolkes Hort gewesen, — das war die dem Geiste des Römervolkes und darum diesem Stoffe gemäße, die symbolische, aber die im echten poetischen Sinne gehaltene symbolische Fassung des tragischen Momentes.

*) Sofern der Tod Alarich's eine Beschränkung in der Ausführung seiner Pläne zur Folge hat, ist er allerdings auch historisch wichtig, aber immer nicht welthistorisch entscheidend zu nennen.

**) Ich sage absichtlich nicht: „bis an die äußerste Spitze Unteritaliens," um auch den bloßen Schein zu vermeiden, als ob ich die Kenntniß dieser Notiz für das poetische Verständniß als nothwendig ansähe. Der Dichter läßt ihn „fern der Heimath" und im erobernd durchzogenen Römerlande (sonst wäre keine Versehrung des Grabes zu besorgen) sterben, und damit ist man eigentlich für das poetische Verständniß schon hinreichend orientiert. Allerdings liegt noch eine nähere Localisierung in der Nennung von Consenza und des Busento, und so wird, wer das Gedicht in allen Beziehungen zu erklären unternimmt, nicht unterlassen die Lage jener Stadt und dieses Flusses anzugeben: aber für das poetische Verständniß hätte dies nur dann Bedeutung, wenn der Dichter den fernen Norden und diese der Südspitze Italiens nahe Gegend schärfer hätte contrastieren, und den Gedanken: ein Volk des Nordens tief im Süden Europa's! hätte wecken wollen.

seine großen Pläne, so Großes er schon gethan, allzufrüh, und noch seinem Grabe droht im fremden Lande, wenn sein wanderndes Volk es wird verlassen haben, durch die Habsucht der entarteten Römer, die den Muth, der ihnen gegen den Lebenden gefehlt, gegen den Todten haben würden, Plünderung und in dieser dem Todten selbst Schmach und Entehrung. Davor ihn zu sichern, bereiten ihm die Seinen ein unzugängliches Grab in dem zu diesem Ende erst abzuleitenden, dann wieder in sein altes Bett zurückzuleitenden Flusse Busento. *) So höhnen die Sieger noch beim Weggange die Ohnmacht der Besiegten, und befriedigen ihre Liebe zu ihres Volkes bestem Todten, indem sie zugleich dem heroischen Schwunge ihrer Seele eine unvergängliche Erinnerung stiften. —

Das Andenken an diese merkwürdige Kraftäußerung der Liebe eines großgesinnten Volkes zu seinem abgeschiedenen Führer hat ohne Zweifel, nachdem der Dichter an der Stätte selbst gestanden, in ihm dies Gedicht geschaffen, gewiß eins der schönsten des hochgesinnten Sängers. Wie voll, ganz und wahr ist die Empfindung, und doch wie wenig ist dadurch die Anschaulichkeit, wie nur zu oft bei ungeübteren Dichtern der Fall ist, beeinträchtigt! Und wie entspricht das breit hinwallende Metrum dem Stolze des tapfern, selbstbewußten Volkes, und wiederum das fallende elegische Maß seiner Trauer! Wie glücklich ist dabei der Griff, daß der letzte Trochäus voll ausklingt, nicht gekürzt ist, wie im vorigen Gedichte: so werden die Reime in aller ihrer Fülle doch weiblich klagend, während der Trochäus, seiner Kürze beraubt, der Reim, mit männlicher Kraft am Schlusse aufschlagend, den Charakter des Gedichtes wesentlich, und zwar zu dessen Nachtheile, ändern würde: jetzt ist es zugleich von stolzem Selbstgefühl und — noch in höherem, durch dieses noch gehobenem Grade, — von ergreifender Wehmuth durchhaucht.

Kaum der Bemerkung wird es bedürfen, daß auch die geringe Ausdehnung des Gedichtes die Wirkung erhöht: „der Tod des Carus" (noch einmal so lang) forderte ein mächtiger sich entfaltendes Pathos. —

---

*) Es wird berichtet, daß die Gothen zu der Arbeit des Flußabgrabens Gefangene benutzt, und diese sodann, damit sie die Stelle nicht verrathen konnten, getödtet. Offenbar that der Dichter wohl, diese Barbarei, so großartig und charakteristisch sie ist, abzustreifen, d. h. zu idealisieren.

Zu gedenken ist noch der schönen Einleitung und des entsprechenden Abschlusses. Noch jetzt, (und daher, nicht vom todten Pergament, hat der Dichter die Kunde, denn das entsiegelte Auge des Dichters sieht heller, sein Ohr hört leiser als das der andern mühseligen Sterblichen,) noch jetzt tönen in schwächerem Nachklange die Grabgesänge, denen aus den mitfühlenden Wellen Antwort schallt: die Wirbel und die hohen Stromgewässer deuten leise noch jetzt auf die Stätte des Heldenmales hin, und auf und ab ziehen in nächtlicher Stille die Schaaren der klagenden Tapfern. Aber nicht an diese Stelle sollen jene Trauer- und Lobgesänge gebannt sein: ein so großer Verlust, eine so großartig sich äußernde Trauer ist werth, daß die Sympathie der Busentowellen sie von Meer zu Meere trage zum unvergänglichen Zeugniß der Liebe eines Heldenvolkes zu seinem todten Heldenkönig.

# Rede

über den

## Ideengehalt in Uhland's Ballade: „Des Sängers Fluch,"

gehalten

zum Osterexamen 1838.

Zu den Pflichten meines Berufs, Hochzuverehrende Herren, gehört auch die Einführung der Schüler der obersten Classe unsers Gymnasiums in die Schätze unserer Literatur, die Anleitung zu eindringender Auffassung nationaler classischer Schöpfungen. Könnte es nun leicht scheinen, als ob hierbei der Erklärung und Zergliederung von Prosawerken der Vorrang gebühre, weil allerdings zu einer gewissen Fertigkeit in prosaischer Produktion die Schüler selbst heranzubilden sind, so spricht doch gegen eine Zurückstellung der Poesie, vieler andrer Gründe nicht zu gedenken, schon die nur zu oft sich darbietende Wahrnehmung, daß die poetische Lectüre, wenn nicht auch sie dem Schüler zu einer Aufgabe angestrengter geistiger Thätigkeit gemacht wird, nur zu leicht zu

einer bloßen Sache müßiger Unterhaltung, höchstens eines bewußtlosen Wohlgefallens an den äußerlichsten Reizen der poetischen Form heruntersinkt. Dieser Gefahr, glaube ich, könnte am allerwenigsten durch allgemeine, wenn auch noch so tief geschöpfte und noch so sicher begründete, philosophische Entwickelungen des Wesens der Poesie und ihrer Gattungen vorgebeugt werden, da solche zu ihrem vollen Verständniß eine ausgedehnte Vertrautheit mit den bedeutendsten poetischen Werken der geistreichsten Nationen voraussetzen würden; bessern Erfolg, ja den besten möchte man sich zu versprechen berechtigt sein von einer möglichst erschöpfenden Interpretation ausgezeichneter Dichtungen, besonders auch vaterländischer, welche den unmittelbarsten Eindruck hervorbringen, aber auch nur zu leicht am flüchtigsten gelesen werden. Und zwar dürfte dieser Erfolg nicht eben von der Erklärung umfangreicherer poetischer Werke allein zu erwarten sein; vielmehr gerade auch kleinere Gedichte, Balladen, Romanzen, Lieder, Elegieen werden, sorgfältig erklärt, dazu führen können, daß das Denken auch bei der Lectüre solcher Gedichte nicht vergessen wird, welche sich allerdings recht bequem auch ganz gedankenlos hinlesen lassen; ja diese Wirkung muß um so entschiedener eintreten, je überraschender anfänglich dem Schüler die Wahrnehmung zu sein pflegt, daß der gründlicheren Betrachtung sich eine Fülle geistigen Gehaltes auch in einem Gedichte darbiete, welches, frei von äußerlichen Schwierigkeiten der Sprache oder mannichfaltiger Anspielungen, um seines geringen Umfanges willen sich jeder Anforderung an angestrengtere Mühe des Verstehens gänzlich zu begeben scheinen könnte. Dann werden selbst auch eindringendere und schwierigere Erörterungen allgemeinerer Art, gegen die wir, sobald sie für sich allein auftreten und nicht aus einem faßlichen Gegebenen erst hervorgehen, Bedenken äußerten, vollkommen zulässig, ja nothwendig sein, da sich in diesem Falle die anfängliche Kluft zwischen ihnen und dem jugendlichen Alter durch das Ausgehen von einem Bekannten und Befreundeten leicht ausfüllt. Auch die Lust, geistige Beziehungen zwischen mehreren Gedichten aufzusuchen, wird dann erwachen, und es werden um so leichter Gedanken, welche sonst wohl noch lange geschlummert hätten, rege werden und eine Gewalt und nachhaltige Wirkung äußern, wie sie auf das jugendliche Alter keine Form so entschieden, als die poetische, zu üben pflegt.

Betrachtungen und Erfahrungen solcher Art waren es, welche im Laufe des verflossenen Jahres mich einmal bestimmten, die Erklärung der mit Recht bewunderten Ballade Uhland's „des Sängers Fluch" und die Entwickelung der Heiligkeit des Sängerberufs mit einander zu verbinden; ich durfte glauben, hiermit eben so sehr dieser Entwickelung durch die Anschließung an ein einzelnes Gedicht als an ihren Anhaltspunkt leichtere Verständlichkeit und Behaltbarkeit zu sichern, als umgekehrt der Erklärung jenes Gedichtes, welches die Rache für den Frevel an der geheiligten Person des Sängers darstellt, durch eine Auseinandersetzung der in dem Gedichte vorausgesetzten Wahrheit erst die rechte Grundlage zu geben. Hierbei bot sich mir vielfältig die Erinnerung an eine Menge andrer Gedichte dar, welche ganz oder in einzelnen Stellen in dieselbe Gedankensphäre einschlagen, — nicht daß in solcher Erinnerung ein bloß äußerlicher, überflüßiger Schmuck der Auslegung gesucht worden wäre, sondern weil Dichterworte für Gedankenentwickelungen über ein Dichterwerk nothwendig gründlichere Veranschaulichung und wärmere Belebung herbeiführen mußten.

An das zum Verständniß jener Ballade früher Vorgetragene möchte ich jetzt Euch, geliebte Jünglinge, noch einmal erinnern; vielleicht, daß der Ernst des heutigen, der öffentlichen Prüfung Eurer Fortschritte gewidmeten Tages den Eindruck solcher Wiederholung für Euch noch erhöht. Von Ihnen aber, Hochzuverehrende Herren, hoffe ich mir Verzeihung versprechen zu dürfen, wenn ich der Aufgabe, den heutigen Tag als Vorredner einzuleiten, eine für den ersten Augenblick vielleicht unerwartete Wendung gebe, indem ich der Unzulänglichkeit meiner Kraft, wenn es gölte, Ihnen etwas Neues zu sagen, mir nur zu wohl bewußt, auch heute meine Rede, statt an Sie, Hochzuverehrende Herren, an meine Schüler richte. —

Mein erstes Geschäft bei der Lesung dieses Gedichtes, meine jungen Freunde war, Euch erklärlich zu machen, weßhalb in demselben, wie in andern, welche gleichfalls, wenn auch mit verschiedenartiger Wendung, der Verherrlichung der geheiligten Person des Dichters gewidmet sind, wie in dem Sänger von Göthe, den Kranichen des Ibycus und dem Grafen von Habsburg von Schiller, die Scene der Handlung in eine längst vergangene Zeit zurückverlegt ist. Zu diesem Ende schien es nicht unangemessen, wenngleich wir hiermit die gerade

Linie des Weges verließen und einen Umweg einschlugen, Euch an ein andres früher besprochenes Gedicht Schillers, „der Kaufmann," zu erinnern. Auch in diesem nämlich hat der Dichter, indem er das Gefühl der weltgeschichtlichen Bedeutung des Handels in uns aufregen, und uns der Segnungen, welche dem Menschengeschlechte nach dem Weltplane der göttlichen Vorsehung aus demselben entspringen, gedenken lassen will, uns in die früheste Zeit, in die Periode des ersten Hervortretens des Welthandels, zurückversetzt; ein phönicisches Schiff führt der Dichter uns vor die Phantasie, das vom frierenden Nord vielbegehrte Schätze herbeiholt; an dem Anschauen dieses Schiffes, das in unerforschte Weiten muthig vordringt, geht ihm, und durch ihn auch uns, der Gedanke auf, daß, wenn gleich der Kaufmann Güter zu suchen ausgeht, doch an sein Schiff das Gute sich anknüpft — daß, wenn schon der Kaufmann im Privatinteresse den Verkehr mit den fernsten Ländern sucht, doch durch die Veranstaltung des Weltenlenkers jenes Verfolgen eines selbstischen Interesses einem höheren und allgemeinen Zwecke, dem Zwecke einer friedlichen Verbindung der getrennten Völker, dienen müsse. Dieselbe Würde weltgeschichtlicher Bedeutung bleibt allerdings dem Welthandel durch alle Jahrhunderte hindurch, ja steigert sich sogar noch in deren Laufe; allein in den spätern wird sie dem oberflächlichen Blicke verdunkelt, indem sich in ihnen die Wirkung dieser Einen Richtung menschlichen Thuns so vielfach mit der Wirkung andrer Hebel der Cultur verflicht, daß sich der eigenthümliche Antheil einer jeden einzelnen dieser Richtungen nicht mehr rein ausscheiden und gesondert darlegen läßt. Und so konnten wir nur einverstanden damit uns erklären, daß der Dichter die Erinnerung an die hohe Bedeutung jenes Einen Elementes der Weltgeschichte an dem Anschauen eines Schiffes des ältesten Welthandelsvolkes, nicht an dem eines neueren, in uns anklingen läßt. Auf gleiche Weise nun ist auch, um des Dichters hohe Würde, seine Stellung im Weltganzen Gottes, unsrer Einsicht und Empfindung auf eine leichte Weise nahe zu bringen, uns mit einem unmittelbaren, nicht erst durch kunstreich verschlungene Situationen vermittelten Eindrucke davon zu durchdringen, der schicklichste Weg, uns auch hier in frühere Perioden des Menschengeschlechtes zurückzuversetzen. Und so sind auch Dichter einer spätern Periode gesteigerten und entwickeltern Weltbewußtseins, so oft sie des Sängers Bedeutung

und Würde in leichtfaßlicher Weise zur Anschauung bringen wollten, im wohlverstandenen Interesse ihrer Kunst gewöhnlich in Perioden einfacherer Cultur zurückgegangen, und haben uns in Umgebungen zurückgeführt, aus denen ihr Gedanke anschaulich und faßlich für Alle hervorspringen mußte, oder, daß wir richtiger uns ausdrücken, sie selbst sind von dem in ihnen waltenden Dichtergeiste ohne besondere Reflexion in solche Zeiten zurückversetzt worden, aus denen ihnen der allgemeine Gedanke an die Würde der Poesie in unmittelbarster Verbindung, ja völlig verwachsen mit der poetischen Anschauung, dem besondern Factum, sich erzeugen mußte. Auch unserm Dichter verlegte sich, indem ihm in seinem Innern die Anschauung aufging, wie der von einem ruhmsüchtigen Eroberer an einem Sänger verübte blutige Frevel sich mit der gänzlichen Vergessenheit seines Namens nothwendig strafen mußte, die Scene der Handlung von selbst und ungesucht nicht in eine näher abliegende, sondern in eine uralte Vergangenheit.

In jenen ältesten einfacheren Zeiten aber tritt sogleich auch der äußerlichsten Betrachtung die enge Verbindung von Dichtkunst, Gesang und Saitenspiel als höchst bemerkenswerth entgegen. Eine Mehrheit von Künsten, keine davon schon bis zu dem Grade innerer Ausbildung entwickelt, daß sie von der Verbindung mit andern sich loslösen müßte, vereinigt sich noch naturgemäß zu einer Gesammtwirkung. Versetzen wir uns nur in jene früheren Zeiten zurück. Da wollen glorreiche Thaten ganzer Völker, wie Einzelner, da wollen wunderbare Begebenheiten und Geschicke, der Vergänglichkeit des unmittelbaren Geschehens entnommen, in ewiger Jugend im Bewußtsein des Menschengeschlechtes fortleben; — und sobald der Mensch von der bunten Fülle des äußeren Geschehens in sein Inneres sich zurückwendet, da sucht „die Lust und auch der Schmerz,“ die Liebe und der Zorn, die Wehmuth und die Freude sich einen ihrer Intensität gemäßen Ausdruck; ja auch „göttlich erhabene Lehren,“ welche späterhin, wo sie bereits in spröderer abstracterer Fassung ein Gemeingut geworden, sich kaum mehr poetischer Behandlung flüßig genug erweisen, können in jenen Zeiten, in denen sie zum ersten Male in dem Gemüth der ältesten Denker des Menschengeschlechts, der Dichter, aufgehn, noch nicht anders sich gestalten, als so, daß sich mit dem Gehalte der Lehre zugleich das von ihr ergriffene und in die lebendigste Bewegung gesetzte Gemüth lyrisch ausspricht. Indem „alles

Süße, was Menschenbrust durchbebt, alles Hohe, was Menschenherz erhebt," noch mit ungeschwächter Frische wirkt, findet es seinen Ausdruck nur in einer erhöhten sprachlichen Form, in welcher alle Zufälligkeit und rohe Unmittelbarkeit, wie des Stoffes, so der gewöhnlichen, dem gemeinen Bedürfniß dienenden Ausdrucksweise abgestreift ist; die Rede, im gewöhnlichen Leben läßig, träg und ohne geregeltes Maß dahinschleichend, richtet sich auf, hebt ihre Glieder zu harmonisch regelmäßiger Bewegung, und ruft zu ihrer Hülfe die seelenhafteste der Künste, die Musik herbei, damit der geistigsten Darstellung der Handlung oder innern Empfindung durch das Wort noch das Miterklingen der Seele durch den kunstvoll gestalteten Ton sich zugeselle, — und so beginnt auf des Gesanges Wogen leicht dahin getragen ein herzbezaubernder Tanz „geflügelter" Worte.

Woher aber, fragen wir, kommt dem Dichter dieser Drang, sein inneres Leben in dieser verklärenden Gestalt zu äußern? woher kommt ihm dieses Leben selbst? von wannen stammt ihm seine Gewalt über die Gemüther der Hörer?

„Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde;
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen."

So bezeichnet den Ursprung und den Quell dieser zauberischen Gewalt jener fromme Kaiser, der in seiner Jugend, in den Jahren der frischesten, so leicht im übermüthigen Selbstgefühl über alles sich erhebenden Thatkraft, im Diener des Herrn demüthig den Herrn selbst verehrt hat, und so jetzt, im ersten Vollgefühle der höchsten und glänzendsten Stellung auf Erden, der Demuth gegen die geheiligte Person des Sängers nicht vergißt. Außer dem Bereich alles Irdischen, woher wir sonst für alles in irdischer Erscheinung Hervortretende unsre Erklärungen zu nehmen pflegen, — außer diesem Bereich steht, insofern unerklärbar und unergründlich, ein unmittelbares Zeugniß des Wehens göttlichen Odems, der Gesang. „Er steht in des größern Herren Pflicht." Des Sängers Mund ist nicht sein Mund; weder fremdem, noch dem eignen

Willen des Sängers, wie ein äußerliches Thun es sein würde, unterthan, ist er Organ des ihn treibenden Gottes, der durch ihn hindurch zu dem erstaunten Hörer spricht, und sich ihn zum Gefäß und Werkzeug seiner Offenbarungen weiht.

Aber ein arges Mißverständniß würde es sein, den Dichter als willen- und antheillos sich hierbei vorzustellen, zu meinen, daß ein trunkener Taumel aus dem seines Selbstes beraubten Sänger spreche; vielmehr eben in den geweihten Momenten der Begeisterung ist er in dem vollsten Besitz seines Selbst, indem er es zugleich ganz der Einwirkung der Gottheit hingibt und der gebietenden Stunde gehorcht; und eben so entfremdet er auch keineswegs mit seiner zauberischen Wirkung auf die Hörer diese ihrem Selbst, sondern erhebt sie vielmehr zu dessen wahrem und echtem Besitz. Denn, indem er in die Saiten seiner Harfe greift, schlägt er, gleichsam verwandte Saiten des menschlichen Herzens berührend, seine eignen Empfindungen auch in ihrer Seele an; indem er sein eignes Selbst ausströmt, läßt der edle, menschlich gesinnte und gestimmte Sänger das allgemeine Selbst der echten Menschennatur in jeder echten Menschenseele miterklingen. Dieses wäre nicht möglich, wenn nicht mit dem aufnehmenden und leidenden Verhalten des schaffenden Dichters, der in gottgeweihtem Anschauungs- und Gemüthsdrange ein Organ der ihn treibenden und durch ihn sich aussprechenden Gottheit wird, die Poesie in ihren echten Söhnen zugleich die bewußteste und besonnenste Verständigkeit voraussetzte, die sich aber nicht von den andern Geistesthätigkeiten als nüchterne und kahle Reflexion absondert, sondern mit Phantasie und Empfindung in ungetrennter Einheit zusammenwirkt. Diese Verständigkeit, dieses wache Geistesleben wird sich bewähren einerseits durch den besondern geistigen Gehalt jedes Gedichtes, wie durch die allgemeine Weltanschauung des Dichters, der mit sinnendem Ernst und mit milder Weisheit das Leben aufgefaßt haben muß, andrerseits durch die Herrschaft über die Form, durch die Kunstfertigkeit, welche dem Dichter zur vollkommnen Gewohnheit, zu einer zweiten höhern Natur geworden sein muß, die er aber nicht minder, als jenen reichen Gehalt der Weltbetrachtung, sich nur erwirbt durch fleißige, strenge Uebung seiner Kunst. Der Dienst der Musen, — bedenkt dieß wohl, meine jungen Freunde, auf daß die Ehrfurcht vor den geheiligten Gesandten der Gottheit, den Dichtern,

durch keine seichte Vorstellung von der Mühelosigkeit ihres Thuns in Euch geschwächt werde, — der Dienst der Musen, der den Dichter erquickt, erfrischt und labt, ist zugleich ein mühsamer, arbeitsvoller Dienst; auch die Leistungen des Dichters sind Verwaltung eines heiligen Gutes, willenskräftige Bethätigungen einer Tugend, und vor jede Tugend haben die Götter Schweiß gestellt. — Wenn der Dichter diese Mühen um die vollendete Herrschaft über die Form auf sich nimmt, wenn er das Leben in dem Reichthum seiner Erscheinungen aufzufassen und auf seinen tiefern Grund zurückzuführen unabläßig bemüht ist, wenn er so sich selbst gleichsam zu einem Instrumente durchspielt, das bei den leisesten Berührungen der Gottheit voll und rein anklingt, nur dann ist er wirklich Gesandter der Gottheit, und erweist sich als solcher dadurch, daß er das Menschlichgöttliche ausspricht und schöngestaltet, tiefempfunden, der Phantasie und Empfindung entgegenbringt.

Allerdings nun tritt die Nothwendigkeit solcher Verbindung eignen rastlosen Bemühens mit der willigen Hingabe an den Anhauch der Gottheit in geweihten Stunden, recht unverkennbar erst in jenen spätern Zeiten hervor, welche dem Dichter bei einer Ueberfülle sich durchkreuzender poetischer und unpoetischer Erscheinungen die harte Arbeit auferlegen, aus diesen sich überstürzenden Lebensfluthen kräftig und entschlossen sich herauszuringen, und die in bunter Mischung mit dem Unschönen, Häßlichen und Widerwärtigen verflochtenen poetisch gehaltvollen Lebenssubstanzen feinsinnig auszuscheiden; denn nur, indem er sich selbst aus der stürmischen, trüben Jugendüberfülle zu einer reinen, von mildem Ernste erfüllten sittlichen Gestalt herausklärt, wird er auch das formlose Chaos des unmittelbaren Lebens poetisch bewältigen und zum gestalteten Kosmos so zu läutern und zu klären vermögen, daß wir den Makrokosmos des allgemeinen Menschenlebens, das vor dem Auge Gottes bis in das Einzelne hinein klar und geordnet, für uns aber in seiner Grenzenlosigkeit unfaßbar, ja widerspruchsvoll ist, in einem überschaulichen, ganz von der Idee durchäderten poetischen Mikrokosmos wiedergespiegelt erhalten. Diese umfangsreicheren poetischen Aufgaben fallen allerdings erst einer spätern verwickeltern Zeit anheim, und keiner mehr, als der unsrigen; wie wir denn auch diese zur tiefsten Ehrfurcht uns verpflichtende Arbeit mühvoller Selbsterziehung zu wahrhaft würdigen Musenpriestern in diesem ganzen Gebiete bei Niemand

in der Ausdehnung und der Stärke wahrnehmen, als bei dem letzterschienenen großen Dichterpaare unserer Nation, bei Schiller und Göthe. Aber wenn wir auch ausdrücklich und bereitwillig zugestehn, daß erst die im Laufe der Zeit sich steigernde Verwickelung der menschlichen Zustände die Mühen des Dichters so herb und so schwer gemacht hat, so dürfen wir doch keineswegs glauben, daß in jenen beschränkteren, ein gestalteteres Leben zu leichterer Verarbeitung darbietenden Zeiten, in welchen der Sänger selbst, jede Last des thatentapfern Krieger-, wie des stiller Mühe vollen Staatsmanns-Lebens abweisend, von sich singt:

Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet, —

wir dürfen nicht glauben, daß in diesen Zeiten die ganze Sangeskunst nur ein bewußtloses Ausklingen der tönenden Seele gewesen. Auch in ihnen fehlte keineswegs ganz und gar, sondern verbarg sich nur die allerdings leichtere eigne Mühe, welche mit jener Hingabe an die Gottheit verbunden ist. Weisheit in der Auffassung des Lebens, Fertigkeit in der Kunstübung, — unzertrennlich beide vom wirklichen Dichterberufe und Dichterleben, und nur allenfalls entbehrlich bei der momentanen Kunstübung, wie sie auch den nicht eigentlich Berufenen in erhöhten Daseinsmomenten gleichsam übermannt, — diese wollten auch in jenen Zeiten mit treuem, stillem Fleiße erworben und angeeignet sein.

Werden wir nun wohl dem echten, bewährten Dichter, wie um der göttlichen ihm verliehenen Gabe, so um ihrer treuen, fleißigen Pflege und Ausbildung willen ein Recht an die Ehrfurcht jedes rein empfindenden Menschen zugestehn, so ergibt sich dieses Recht auch noch aus der Betrachtung der eigentlichen Wirkung der in dem eben bezeichneten Sinne ausgebildeten und ausgeübten Gabe.

Wahrhaft frei macht den Menschen nur das Walten des Göttlichen in ihm, und die willige treue Hingabe an dasselbe; — das Göttliche erst, und dieß allein erhebt den Menschen, der sonst nichts als ein blinden Trieben folgendes Thier wäre, zum wahren Menschen. Die Poesie aber ist eine der Verkörperungen des Göttlichen, seine Incarnation für die Phantasie durch das Wort, — und mithin macht auch sie frei. Diese wahre Freiheit ist aber auch die wahre Gleichheit Aller; auch die Poesie, nicht minder als die Religion, erzeugt die wahre

allgemeine Gleichheit. Auch vor der Poesie fallen — wie in der Kirche, der Verwirklichung der Religion, — alle trennenden Schranken, auch sie, „ein weltliches Evangelium,“ macht alle Menschen zu Brüdern, auch sie weiß nur von einer Alle umfassenden Menschengemeinde ohne Unterschied der Geburt, des Standes, des Ranges, des Berufes, des Geschlechtes; auch ihr gegenüber beugt sich der Mensch vor Gott, gibt sein schlechtes, sein unechtes Selbst auf, und gewinnt sein echtes und wahres; ohne sie — oder ohne ihre Correlate, die andern Künste, ohne die Philosophie, die Religion — ist der Mensch unfrei, wie der Dichter sagt:

> Wer ihre holde Stimme nicht vernimmt,
> Ist ein Barbar, er sei auch wer er sei.

In diesem Sinne haben alle echten Dichter gesungen, in diesem Sinne sind sie alle Verkündiger der wahren Freiheit und der Gleichheit vor Gott gewesen, diese sittliche Wirkung haben sie alle, eine ehrfurchtgebietende Reihe weltlicher Propheten, geübt und werden sie üben immerdar.

Und dieses erhebende Bewußtsein ist auch stets ihr höchster Lohn gewesen. Denn auch des Lohnes fühlen wir uns gedrungen zu gedenken, nachdem von den unabläßigen Mühen derselben die Rede gewesen. Und hiermit eröffnet sich eine zweite Reihe von Vorbetrachtungen, ehe wir näher an unser Gedicht herantreten.

Zunächst nun freilich ist der Lohn schon in dem Thun selbst enthalten:

> Das Lied, das aus der Kehle dringt,
> Ist Lohn, der reichlich lohnet;

So mächtig ist der innere Drang des vollen Innern sich zu entäußern, daß das Aussprechen dessen, was den Dichter bewegt, zugleich eine Befreiung ist.

Sodann aber ist ihm ein herrlicher Lohn, indem er sein Inneres nicht nur für sich, sondern auch an Andre entäußert, auch bei diesen Andern in mehrfachem Erfolge bereitet. Am unmittelbarsten freilich und sichersten in jenen alten Zeiten, in welchen mit offener und williger Empfänglichkeit die Menschen sich noch gern aus dem Lebensgeräusch zum erhöhten Genuß alles des Menschlichen in sich sammelten, welches als ideale Substanz jedem menschlichen Handeln und Erleben zu Grunde liegt. Und so will ich denn nicht sprechen von jenen wiederum mehr

in spätern Zeiten verschlungenerer Verwickelungen eintretenden Wirkungen, wie der Dichter sich selbst durch sein Lied tröstet und erfrischt, sich in dem Aether der Poesie rein und kräftig badet von allen Wunden und Befleckungen des Lebens, und sich von allen niederziehenden Gewalten des unmittelbaren Daseins durch die innere Bewältigung derselben im Gedichte losringt, — ich will nichts davon sagen, wie der Dichter, indem er alle diese Einflüsse in sich aufhebt und sich über sie erhebt, dieselbe Wirkung der Läuterung und Kräftigung auch an den Genossen der gleichen Lebensverwickelungen eines widerspruchvolleren Daseins ausübt; aber in einfacherer Weise ist diese sittliche Wirkung, durch welche der empfängliche Hörer sich wie neugeboren fühlt, auch in früheren Zeiten gar wohl vorhanden. Welche wunde Stelle gäbe es im menschlichen Gemüthe, welche nicht von jeher des Liedes linder Odem leise wehend gefühlt, und wie milder Balsam zauberkräftig zur Genesung geführt? Aber verkennen wir, was doch so oft geschieht, über diesen unzweideutigen Wohlthaten der Poesie auch die nicht, welche in der bloßen Erweckung freien fröhlichen Behagens, in der Stimmung des Gemüthes der Hörer zur vollkräftigen Heiterkeit des Daseins enthalten sind. Die weitgreifendsten Wirkungen verlangen ja nicht bloß das ganze Aufgebot der Thatkraft, sie verlangen auch die heitre Entschlossenheit, die rührige Lebens- und Thatenlust.

Diese Belebung des Lebensgeistes in jeder der Gesundheit noch fähigen Menschenseele durch sich hervorgebracht zu wissen, sich als Lebensspender zu empfinden, welch' ein Lohn für den Dichter! Und doch noch nicht genug! Nicht bloß sein Lied wird anerkannt, bewundert, geliebt, nachgesungen von Mund zu Mund, auch der Dichter selbst wird hoch geehrt und hoch gehalten, wie er soll. Will er die Freiheit von aller Berufslast, verschmäht er es sich unmittelbar mit dem Leben thätig wirkend einzulassen, — man gönnt und läßt ihm gern diese Freiheit; will er von Ort zu Ort wandernd ziehn, überall steht ihm die Hütte, wie der Pallast offen; sein warten als des herrlichsten Schmuckes für das festliche Mahl Fürsten und Könige und lassen es gern geschehen, wenn der Scheidende, alle Gaben, die sonst noch so sehr des Menschen Seele locken, als Lohn für unerfreulichere Arbeit Andern gönnend, sich selbst nur die Erquickung des edelsten Labetrankes aus dem köstlichsten Gefäß erbittet:

Doch darf ich bitten, bitt' ich eins:
Laß mir den besten Becher Weins
In purem Golde reichen.

Ja, wenn der Sänger jenen Zauber übt, vor dem selbst die Wälder und Felsen sich zu Städten, zu Wohnplätzen geregelten und geordneten menschlichen Daseins zusammenfügen, wenn er als König der Geister gebietet und waltet, so soll er auch mit dem Könige gehn,

denn beide wandeln auf der Menschheit Höhen.

Entnommen den gemeinen niederdrückenden Sorgen des Daseins überschaut der Dichter, wie der echte Herrscher, mit wachem, hellem Geistesauge, mit entsiegeltem Blicke, die Zeiten und das Leben und die darin wirkenden Gotteskräfte, und nimmt auch den Hörern die schwere Binde von den Augen, daß auch ihnen mitten im widerspruchs- und gewirrvollen Leben die reinere, harmonisch ideale Gestalt dieses Lebens in verklärendem Lichtglanze aufgeht. — So Hohes vollbringt der Dichter, solche Wirkungen lohnen sein Lied. —

Aber wie, meine jungen Freunde? Sind wir durch diese Betrachtungen dem Gedichte, welches durch sie Eurer Einsicht und Empfindung näher gebracht werden sollte, nicht vielmehr ganz und gar entrückt? Ich habe Euch gezeigt, wie sich Alles vereinigt, um dem Dichter als einem Gesandten des Himmels die Gunst und Neigung, die Verehrung und Liebe der Menschen zu gewinnen, und unser Gedicht schildert uns den Frevel gegen den durch höhere Hand geweihten Sänger! Scheine ich Euch nicht von unserm Gedichte weg-, statt ihm zuzuführen? — Laßt es Euch nur nicht gereuen, diesen langen Weg mir nachgegangen zu sein! Nicht anders, als indem ich Euch so lebendig als es mir nur möglich die Glorie, welche das Haupt des wahrhaften Dichters umschwebt, schilderte, die Empfindung der Segnungen, die wir ihm verdanken, und die Verehrung, die wir ihm dafür schuldig sind, so mächtig als es nur in meinen Kräften stand in Euch aufregte, nicht anders konnte der Frevel, der in unserm Gedichte, das selbst einem rechten Göttermunde, einer wahrhaften Dichterseele entquollen ist, uns vorgeführt wird, Euch vollkommen klar und anschaulich werden, nicht anders konntet Ihr dahin gestimmt werden, den heiligen Zorn des Dichtergreises mitempfindend zu theilen, seinen Fluch mit auszusprechen, und vom Himmel mit zu fordern, daß er ihn höre!

Ein Gedicht durchdringt noch nicht ganz und vollkommen, wer den Sinn desselben bloß mit dem Denken und seine Ausführung nach allen ihren einzelnen Momenten mit poetischem Sinn erfaßt, auch nicht, wer desselben zugleich mit der Empfindung ganz sich bemächtigt; auch die Empfindung, aus welcher es hervorgegangen, hat man in ihrer Wahrheit, Vernünftigkeit und Berechtigung zu begreifen. Nicht bloß das Gedicht als Erschaffnes und nun Fertiges hat man zu durchdringen und sich anzueignen, auch in die Seele des Urhebers hat man es zurück zu verfolgen, sein Werden in dem Gemüthe des Dichters im eignen Gemüthe nachzuerleben; und dieß ist nur möglich, indem man die Weltansicht, welche dasselbe im Dichter voraussetzt, ohne welche es nicht hätte entstehen können, die aber für den Dichter als solchen eine durch das Zeugniß des göttlichen Geistes unmittelbar bestätigte ist, seiner Einsicht ganz klar auseinanderlegt, seine Empfindung ganz damit erfüllt und durchdringt.

Und so laßt uns denn nunmehr, vorbereitet und in uns gesammelt und auf seinem geistigen Grund und Boden heimisch geworden, an das Gedicht herantreten, und das auf diesem Boden Erwachsene miteinander betrachten und genießen!

Das edle Sängerpaar, Jüngling und Greis, ziehen hin an des Eroberers Hof, zu versuchen, ob sie sein steinern Herz rühren können.

Als die eigentliche Seele in jenem erkennen wir jugendlich schwungvolle Begeisterung für alles Herrliche und Schöne, in dem Alten den erfahrenen Ernst, den tiefen Blick in das Innere, und zugleich mit der männlichen Entschlossenheit den jugendlichen Trieb, dem Ideellen Raum in der Wirklichkeit zu verschaffen. Zugleich stellt sich uns jener dar als Lernender, der Alte als ehrwürdiger Meister; der Gedanke, daß der Dienst der Musen ein müheloser sei, den wir oben in unsrer Betrachtung abwiesen, wird auch in unserm Gedichte fern gehalten.

Am Hofe feiern sie mit dem vollen Aufgebote ihrer Kunstfertigkeit das Erhebendste, wie das Süßeste, indem sich des Jünglings frische Jugendbegeisterung und des Alten tiefer Ernst zu gleicher Wirkung vereinigt haben. So ist es ihnen gelungen, der Höflinge Neigung und Gewohnheit, das Ideelle durch Spott von sich abzuwehren, und der Krieger starren und thatenstolzen Trotz gegen jede andre als ihres gefürchteten Herrschers Macht zu brechen, daß beide Theile der höhern

Macht, deren Organe die begeisterten Sänger sind, huldigen und vor Gott sich beugen; das Eis, das sich um ihre Brust gelegt, nicht sie erstarrt hatte, ist vor dem Frühlingshauche jenes seelenvollen Gesanges geschmolzen. Die Königin, in der kein Widerstand erst zu überwältigen ist, — sie empfindet, daß alle ihre sie doch nicht befriedigende, sie nicht ausfüllende Herrlichkeit nur ein Untergeordnetes ist gegen jene segensvolle Fülle göttlicher Begabung; und — nicht etwa, als ob sie damit in stolzer Herablassung eine Gnade erweisen wollte, nein! vielmehr im Drange der Dankbarkeit für die Gnade, welche die Gottheit durch den Mund jener Sänger ihr hat widerfahren lassen — zerflossen in Wemuth und in Lust, wirft sie das Herrlichste, was ihr zarter Sinn in der Natur als Symbol des Liebenswerthesten sie hat auffinden und liegen lassen, —

sie wirft den Sängern nieder die Rose von ihrer Brust!

Da erfolgt das Entsetzliche, der ungeheure Frevel! In unbändigem Despotengrimme, in finsterer Bethörung mordet den Jüngling der König, welcher — der reinste Gegensatz zu jenem Habsburger, — nur seinen Ruhm will, nur für seine Größe Huldigung zuläßt, der, indem er sein eigner Gott ist, nichts wahrhaft Göttliches neben sich dulden kann, — und Schauder ergreift alle Gegenwärtigen — und in dem Fluche des zürnenden Alten ertönen die Vorstimmen des Gerichts, das schrecklich an jener scheinbar aller Zerstörung der Zeitlichkeit Trotz bietenden, glanzvollen Herrlichkeit sich vollzieht.

„Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört!" — Alle jene Pracht und Herrlichkeit liegt zerstört, nur Eine, auch schon dem Sturze nahe Säule zeugt von der verschwundenen Pracht.

Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch;
Versunken und vergessen! das ist des Sängers Fluch! —

Aber täuscht uns nicht der Dichter? — der Fluch des Alten geht in Erfüllung.

Der Alte hat's gerufen, der Himmel hat's gehört!

Mußte er auch wohl in Erfüllung gehn? mußte der Himmel ihn hören? —

Freilich so weit reicht die Macht der Poesie nicht, daß der in sich nothwendigen Gestaltung des Verhältnisses zwischen Hörern und Sänger, wie ich es oben gezeichnet habe, nicht doch die verhärtete Gesinnung,

die stumpfe Gefühllosigkeit der Menschen sich entgegenstellen könnte. Kann doch der Mensch auch die unmittelbare Stimme Gottes in seinen heiligen Offenbarungen überhören, sich dagegen verhärten und abstumpfen, — wie sollte er nicht auch den Klängen der Poesie, dieser weltlichen Stimme Gottes, sich versagen können? wie sollte er nicht, wenn der selbstsüchtige Erdgeist ganz und vollkommen von ihm Besitz genommen, — wie sollte er da nicht, sobald er seinen Anspruch auf ausschließliche Anerkennung seiner Größe bedroht sieht, gegen den Sänger, der ihm nunmehr als frecher Nebenbuhler erscheinen muß, zum wilden Frevel getrieben werden können? Aber indem der Sänger, der wirklich die wahrhaft sittlichen Mächte der Menschenbrust in seinem Liede Rede gewinnen läßt und nichts als der Mund dieser Himmelsmächte ist, — indem dieser als Abgesandter des Himmels unter dessen Obhut steht, so tritt auch, wo ihm dennoch ein Frevel angethan wird, die Rache des Himmels nothwendig und unfehlbar ein.

Aber hiermit ist nur erst die Frage beantwortet, ob überhaupt die Rache nothwendig eintreten mußte. Es erheben sich aber sofort zwei bestimmtere Fragen, indem wir das Wie der Rache in's Auge fassen. Nachdem längst jene alten Zeiten dahingeschwunden, finden wir von jener Herrlichkeit nur noch eine kaum verständliche Spur, und nicht einmal den Namen jenes Mächtigen mehr genannt. Es bedurfte vielleicht gar erst des Seherblickes des Dichters, um aus der verwitterten, aber, selbst dem Sturze nah, noch mächtig und stolz ragenden Säule das Ungeheure, was hier einst geschehen, der Anschauung wiederherzustellen.

Wie haben wir uns den Untergang jener Herrlichkeit, jenes mächtigen Reiches vorzustellen? Und ist es nicht vielleicht bloß zufällig, daß der Name des Eroberers nicht mehr genannt wird? Täuscht uns, wir müssen die Frage nochmals wiederholen, täuscht uns der Dichter nicht? Könnte nicht jenes Reich noch bestehn? Könnte nicht der Name des Siegreichen noch mit Schrecken genannt werden?

Einen nothwendigen Zusammenhang zwischen jenen Frevel und dieser zwiefachen Rache setzt der Dichter voraus. Und allerdings ist ein solcher vorhanden; aber nicht beim Dichter ist er zu erfragen, sondern aus denkender Betrachtung allein ist er zu gewinnen. Der Dichter überspringt den Causalnexus, er fordert von uns den Glauben an

seine Nothwendigkeit, wie er ihn selbst in sich trägt. Und mit Recht. Für ihn, welcher als Dichter der Unmittelbarkeit des aus seiner Phantasie geborenen Factums, aber des geistbeseelten und vernünftigen, hingegeben ist, und für den nur aufnehmend sich verhaltenden aber sinnbegabten Hörer ist dieser Zusammenhang ein zwar wunderbarer, aber unzweifelhaft nothwendiger.

Die Nachweisung aber dieses Zusammenhanges ist nicht schwer. — Zunächst also: könnte jenes glanzvolle Reich nicht noch bestehn? Ist es vielleicht bloß zufällig, wenigstens nur aus der allgemeinen Vergänglichkeit alles Irdischen abzuleiten, daß es nicht mehr besteht? Dann wäre der Zusammenhang kein nothwendiger, kein vernünftiger. Sind wir zu diesem Zugeständnisse gezwungen? Läßt sich nicht vielleicht doch, wenn wir uns nur lebendig in die Individualität des Königs hineinversetzen, aus ihr und aus der uns vorgeführten blutigen That desselben die Art und Weise seines Untergangs gleichsam durch eine Fortdichtung im Sinne unsrer Ballade als zusammenhängend mit dem Charakter des Königs vorstellen? Er ist ja Eroberer und nichts als Eroberer. Aber im Begriffe des Eroberers ist in der That auch schon sein Untergang gesetzt. Der Eroberer ruft zunächst, insofern er sinnliche, irdische Existenzen und Interessen verletzt, die Gegenwehr hervor. Was hat er dagegen zu setzen? was hat er, um die Abwehr im Keime zu unterdrücken? — Die Furcht, den Schrecken, — eine moralische Gewalt, eine Gewalt gegen die Gemüther der Unterdrückten oder Bedrohten. Aber dieser Gewalt stellt sich in diesen eine andre entgegen, Verzweiflung; — diese, die Gewißheit, daß es so nicht bleiben könne, hebt die Wirkung der Furcht auf, und der zeitliche Verlauf ist das Weichen dieser letztern, des in dem Gemüthe der Unterdrückten eingeschloßnen Bundesgenossen des Unterdrückers, vor der ersten, der die Befreiung fordernden Verzweiflung. Die Furcht aber, wie die Verzweiflung sind, strenger genommen, beides physische, sinnliche Gewalten, jedoch in dem Innern des Menschen waltende; aber durch die Neutralisation der erstern durch die letztere gewinnt auch das geistige Interesse, die geistige Macht im Innern, wenn sie bis dahin vielleicht geschwiegen, Raum und Bahn zu ihrer Bethätigung, zu dem bloß sinnlichen Gefühl des schwer lastenden, nicht mehr zu tragenden Uebels gesellt sich das höhere, geistige Bewußtsein des zugefügten Unrechts,

gesellt sich die Hoffnung, das Vertrauen, die Gewißheit des Sieges des Rechts über das Unrecht. Das ist die Zeit, wo in den Bürgern eines Reichs, das schon längst gefallen und zertrümmert scheint, mit nie gekannter Stärke die begeisterte Vorliebe für ihr Land, das jedem seiner echten Söhne dann als die schönste der Welt erscheint, die Vorliebe für ihre Heimath, ihre Sitte, erwacht, so wie ein elektrischer Blitz die Empfindung alle Seelen durchzuckt:

Dieß Reich soll fallen? Dieses Land des Ruhms,
Das schönste, das die ew'ge Sonne sieht
In ihrem Lauf, das Paradies der Länder,
Das Gott liebt, wie den Apfel seines Auges,
Die Fesseln tragen eines fremden Volkes?

Und wie dieß die Zeit des Abfalls der Eroberten ist, welche durch kein sittliches Band, durch keine Verpflichtung des Dankes für eine in ihrem eignen wahren Interesse unternommene Gestaltung ihres politischen Daseins an den Eroberer sich gekettet fühlen — wie so der Eroberer erfährt, daß nur, wer die Herzen erobert, eine dauernde Herrschaft sich gründet, so wanken ihm allmählich auch die eignen Unterthanen. Sind doch auch sie nur durch ein egoistisches Interesse ihm verknüpft worden! Hat er doch, wie er die unterworfenen Völker immer nur als Mittel zu neuen Kriegszügen und neuen Eroberungen gemißbraucht, auch die eignen Landesgenossen nur zu Mitteln für seine Zwecke verbraucht. Wo da die Treue, wo da die Ausdauer? Alle Vorspiegelungen, alle Täuschungen, alle betrüglichen Versuche, dem Widerstande gegen die beleidigten Volksgeister, welche sich zürnend zur Rache erheben, eine sittliche Seite abzugewinnen, und die ausdauernde Kraft des eignen Volkes für sich aufzubieten, müssen am Ende scheitern. Wie in unserm Gedicht die Wahrheit verkündende Stimme des Sängers über die verhärteten Herzen doch den Sieg gewinnt, so bringt die Stimme der herandrängenden Völker durch allen Gegenruf, der zerschmetternde Blitzstrahl der Idee trifft den Frevler, und er fällt unrettbar als Opfer der beleidigten Majestät der sittlichen menschlichen Natur. —

Eben diese sittliche menschliche Natur, und nichts andres, war es, deren Postulate in dem Liede jener Sänger Rede gewonnen hatten; mit dem Morde des Jünglings schienen sie zum Schweigen gebracht, aber indem wir — die Zeitenkluft in unserm Gedichte dem Sinne desselben

gemäß ausfüllend — die bezwungenen Völker zur Abschüttelung des Joches sich erhebend uns vorstellen, so erkennen wir in diesem ihrem Kriegszuge zugleich einen Zug der Rache für den gemordeten Jüngling, den jetzt in der begeisterten Erhebung der Völker gleichsam geistig auferstehenden Herold der sittlichen Idee. — Haben wir doch das Aehnliche in jenen ewig denkwürdigen Jahren, deren Andenken jetzt mit erneutem Jubel aller Orten gefeiert worden ist, selbst erlebt! Denn in diesen zog auch ein abgeschiedner Sänger, unser Schiller, er, den nichts Gemeines je gebändigt, dem die Reife der kühleren Mannesjahre den jugendlichen Enthusiasmus für das Große nicht geschwächt, nur geklärt und gereinigt hatte, er, die verkörperte Begeisterung der deutschen Nation für die sittliche Idee, — — als ein zürnender Engel des Gerichtes zog er damals unsern Schaaren in Blut und Tod zum Siege voran; sein Geist war es, der damals aus allen den Lebenden heraussprach, welche das vertilgende Schwert des Racheliedes gegen den Feind schwangen; er, der feurige Verkündiger der Herrlichkeit des angestammten Königthums und der freien Nationalität, war es, der den alten Bund zwischen Fürsten und Völkern neu befestigte; er, der Geistes- und Herzensbezwinger, war es, der die Lust des Sterbens für die höchsten Güter des Menschen zu einer jedes irdische Todesbangen verzehrenden Flamme entzündete. — —

Und nun das Zweite. Nicht einmal der Name des Gestürzten wird später mehr genannt. Sollte man nicht vielmehr erwarten, daß er wie mit ehernem Griffel in das Gedächtniß der Nationen eingegraben ewig fortleben müsse? Wie kann des Sängers Fluch:

> Dein Name sei vergessen, in ew'ge Nacht getaucht,
> Sei, wie ein letztes Röcheln, in leere Luft verhaucht!

sich vollziehn? Heißt das nicht uns den Glauben an das Allerunwahrscheinlichste zumuthen? Und werden wir diesem Glauben länger, als eine kleine Frist, so lange uns die erschütternde Darstellung des Dichters gleichsam betäubt, uns hingeben? — Auch hier ist unser Dichter in vollkommnem Rechte. — Der König ist, wie an Land, so an Siegen reich; reich an Land durch seine Siege. Siege aber sind allerdings Thaten, welche vor allen andern durch die Augenfälligkeit ihrer mächtig wirkenden Erscheinung der Ewigkeit gewiß zu sein scheinen. Allein jede That in ihrer Unmittelbarkeit ist etwas Irdisches, Vergängliches; nur

durch die Erinnerung wird sie zu einem immer Gegenwärtigen; diese erst streift der That ihren rohen irdischen Schwerstoff ab, vermöge dessen sie im Strome neuer, gleicher Vergänglichkeit preisgegebener Thaten zu Boden sinken würde. Die Erinnerung nun ist nicht eine der rohen Kraft unterthänige Göttin; ihre Gunst läßt sich nicht erzwingen; sie, ein Geistiges, bewahrt auch nur die geistbeseelte That, wovon sie das Aeußerliche, Zufällige, was daran beiher spielt, ablöst, um sie in reinerer Gestalt — nicht der gleichgültigen äußerlichen Kenntniß, sondern der Phantasie, das ist der theilnahmsvollen Anschauung, wie etwas Gegenwärtiges, eben erst Geschehendes, zu überliefern. Diese Verklärung der That, diese Metamorphose derselben zu einer Phantasie und Gemüth fesselnden und von ihnen gehegten und aufbewahrten Gestalt erfolgt in den frühesten Zeiten, in welchen die Historik noch in der Epik gebunden liegt, durch den Mund des Dichters; über die Zeiten der noch fehlenden Fixierung durch die schriftliche Ueberlieferung trägt und rettet nur das geflügelte Wort des Sängers die Thaten in die Zeit schriftlicher Fixierung geschichtlicher Kunde. Ein Frevel gegen den Dichter, den uranfänglichen Vermittler zwischen der vorüberrauschenden Gegenwart und der Zukunft, bringt den der That die Ewigkeit mittheilenden Mund zum Verstummen, mit dem Sänger tödtet der König seinen eignen Namen, sein eignes Dasein; wer sollte es über sich gewinnen, den fluchbeladenen noch zu nennen? er verfällt der Vergänglichkeit und Vergessenheit seines nur von irdischem Geiste durchdrungenen, durch keine ideale Substanz über dem Zeitenstrom erhaltenen Thatendaseins. Nie kann süßer Gesang durch jene mit des Sängers Blut bespritzten Hallen mehr tönen, nur Seufzer und Stöhnen und scheuer Sclavenschritt; wem der Gesang nicht traulich nahen kann, vor dem flieht er geängstet und verstummend zurück, voll Sorge, mit der Nennung des unheiligen Namens sich selbst zu beflecken.

Lag dieß in der Vorstellung des Dichters, so hätte es allerdings auch ausgesprochen werden können; aber keineswegs sind wir berechtigt zu sagen, daß es auch hätte ausgesprochen werden sollen. Vielmehr wirkt dieses Verschweigen jener doch allerdings vorhandenen thatsächlichen Vermittelung, jenes sofortige Ueberspringen von dem Fluche auf eine Zeit, in der er längst erfüllt erscheint, nur um so ergreifender, je mehr dadurch der Schein des Wunders, des unmittelbaren Eingreifens

der Gottheit entsteht, während doch — wir wiederholen dieß ausdrücklich, — durch die Möglichkeit, eine ursächliche Vermittelung aufzufinden, auch dem Denken die von ihm geforderte Befriedigung wird, — ähnlich, wenn auch nicht ganz damit zu vergleichen, wie in Schillers Kranichen des Ibycus die Entdeckung der Mörder durch die Anknüpfung an die äußere Zufälligkeit den Schein, und damit die erschütternde Wirkung eines Wunders gewinnt.

Aber ein neuer Zweifel, eine neue Frage drängt sich hervor. Denn wenn einmal der unbefangne Glaube an die Wahrheit vor dem Bedürfniß, sich denkend Rechenschaft zu geben, gewichen ist, wenn einmal das Denken sich nicht mehr mit der Aufgabe begnügt, das seinem Kerne und Grunde nach als wahr Vorausgesetzte nur in seiner Ausbreitung und Entfaltung sich klar zu machen, dann sucht es auch mit unermüdeter Geschäftigkeit in zunächst freilich nur negativem Verhalten an dem, was die unbefangene unmittelbare Empfindung in seiner Totalität als das Rechte und Wahre anerkennt, nach immer neuen Stellen, wo es zersetzend und auflösend eindringen könne. Und erhebt es einmal seine Stimme, so ist es vergeblich, es gebieterisch zur Ruhe verweisen zu wollen; es gehorcht nur seinem eignen Gerichte, und diesem drängt es sich auch in immer weiter schreitender Vertiefung rastlos zu.

Und so können wir denn auch getrost ihm noch Gehör geben, wenn es uns die Frage vorlegt: Hat denn nun aber das Gedicht auch in seiner Grundanschauung Recht, daß dem Frevel gegen die geheiligte Person des Sängers, wie gegen alles Heilige überhaupt, unausbleiblich die Rache des Himmels folge? Es will doch nicht bloß gelten von jenen alten Zeiten, wo allerdings der Dichtermund noch der alleinige Erhalter des Geschehenen ist und ohne ihn dasselbe nothwendig der Nacht der Vergessenheit anheimfällt. Aber für die spätern Zeiten schriftlicher Ueberlieferung, wird es da auch noch Geltung und Wahrheit haben? Verlege man doch nur unser Factum in diese spätern Zeiten, — würde nicht wenigstens die Geschichte den Namen des Fluchbeladenen nennen?

Wie nun? meine jungen Freunde! was werden wir zu erwidern haben? wird das Gedicht diesem Bedenken stehen oder fallen? Denn das freilich können wir uns nicht verbergen, daß es nicht, wie allerdings manche andre Dichtwerke nur für eine geschichtliche Periode eines

bestimmten, späterhin sich ändernden Charakters gelte. Um Euch den Unterschied recht klar zu machen, erinnere ich Euch an diejenigen alten Tragödien, welche auf der Voraussetzung beruhen, daß das heilige Interesse der Familie noch nicht in einem geordneten Staatsleben seine Anerkennung und die Bürgschaft seiner Unverletzlichkeit und Unantastbarkeit gewonnen. In diesem entspringt der tragische Conflict daraus, daß das Bewußtsein davon, daß der Frevel gegen die Familie nicht innerhalb der Familie selbst seinen Rächer suchen dürfe, bereits aufgedämmert, aber der neue, höhere Gerichtshof des Staates noch nicht festgestellt ist, so daß demnach das Alte, Aufzugebende, und das Neue, Berechtigtere, aber noch nicht vollständig in die Wirklichkeit Getretene in Kampf gerathen. — Anders in unserm Gedichte. Hier, empfinden wir, soll eine für alle Zeit gültige Wahrheit ausgesprochen werden. Und es läßt auch das Bedenken, das hiergegen erhoben werden könnte, sich wohl noch heben.

Allerdings nennt die Geschichte, wenn auch die Poesie von ihnen schweigt, blutbefleckte Eroberernamen in Menge. Aber für wen? — Gehen sie von Munde zu Munde? Und ist dieß nicht erst das rechte Fortleben eines Namens in der Geschichte? Möchte man nicht glauben, die Geschichte nenne sie nur auf dem Papier wieder für das Papier? Doch nein! Für den gelehrten Geschichtskenner, wie für den philosophischen Geschichtsbetrachter leben sie allerdings; — also für das Wissen, das äußerlich gelehrte, wie das innerlich begreifende. Ist dieß wirklich das Fortleben, das sich der Eroberer wünscht? Dürstet er nicht nach einer dauernden Existenz im Gemüthe der Völker? will er nicht, daß mit Furcht und Bangen, wie bei seinem Leben, sein Name genannt werde noch von den fernsten Nachkommen? will er nicht herrschen über bange Herzen fort und fort? leuchten als bluthrothes mächtiges, Jedem sichtbares Gestirn am Himmel der Geschichte? genügt es ihm, wenn nur das Fernrohr des bloß theoretisch sich verhaltenden Gelehrten und Denkers ihn erreicht? — Aber das Herz des Volkes erkennt dauernd nur Eine Herrschaft an, die der wahrhaft großen Männer, die voll Herz für seine Bedürfnisse schöpferisch für diese gewirkt; diese bleiben ihm ewig in dankbarer Erinnerung, während es die, welche nur durch die Gewalt des Schreckens darüber geherrscht, später auswirft und vergißt. — Freilich suchen Viele wohl auch die bloß äußerliche

Kenntniß großer und kleiner, wohlthätiger und zerstörender geschichtlicher Persönlichkeiten an das Volk zu bringen, — ist dieß aber eine andre als eine papierne Existenz im Kopfe? geht sie über in das Herzblut der Nation? Nein gewiß! nur die Gestalten gehen ganz in des Volkes Wesen über und verwachsen ihm ganz mit seinem eignen innersten Dasein, welche ihr poetisch menschlicher Gehalt auch dem Herzen und der neu belebenden Phantasie des wirklichen Dichters empfiehlt.

Doch — auch Richard III., auch dieser blutbefleckte Usurpator, lebt durch Shakespeare's, des gewaltigen Dichters, ewiges Wort. Gewiß lebt sie, und lebt ewig, diese Grauen erregende Gestalt! Und wir denken auch dieser neu sich erhebenden Schwierigkeit nicht leichtsinnig und flüchtig vorüberzugehn. Ein einfacher Blick darauf wird sie uns lösen. — Er steht doch wohl nicht *allein*, dieser mörderische Mensch! Die erschütternde Darstellung seines Charakters und Geschickes ist doch wohl eingefügt jener ganzen großen Kette ewiger Geschichtsdramen! Und hierin eben liegt die Lösung. Nicht *für sich* allein, nicht um ihres eignen, auch von der Verbindung mit einem vieljährigen schweren Entwickelungsproceß einer großen Nation unabhängigen, rein menschlichen Interesses willen, ist jener Charakter vom großen Dichter gezeichnet; sondern eben nur um dieser Verflechtung willen, weil er getragen wird von jenem Thatenstrome einer gewaltigen Krisis im Leben der englischen Nation. — Der König in unserm Gedichte aber ist isoliert von jedwedem Zusammenhange mit einer geschichtlichen Krisis, der reine Eroberer für sich, nicht als göttliches Werkzeug zur Zerstörung ausgesandt, damit eine neue Schöpfung entstehe; er ist keine Gestalt, die für die Poesie bei aller innern Gräuelhaftigkeit durch das ihr aufgedrückte Siegel der Sendung durch den Weltgeist geadelt wäre. Und so wäre denn doch wohl auch diese Voraussetzung, welche in der unbefangenen, unvermittelten Anschauung unsers Dichters eingehüllt war, gerechtfertigt, die Voraussetzung, daß der reine Eroberer, der auch nicht einmal ohne und gegen seinen Willen einem allgemeinen Interesse, sondern nur dem eignen Durst nach unvergänglichem Ruhme dient, von den Fluthen der Zeit in die völlige Vergessenheit, in die gänzliche Nacht der schweigenden Tiefe hinabgezogen wird. Er hört nicht auf die Stimme des Göttlichen, das auch in der Poesie eines ihrer Organe sich schafft, er *will* nur Sclaven, denn er kann den Andern nicht als frei neben sich anerkennen,

aber er ist auch selbst nur Sclave, Knecht seiner wilden Leidenschaft, des ungebändigten brutalen Triebes in ihm; und indem ihm die Demuth und die Liebe fehlt, fehlt ihm auch die Weisheit, so daß er sich selbst unwissend in's Verderben stürzt, indem sein Grimm nur den Andern treffen will.

Sollte ich nun wohl noch der Besorgniß Raum geben, meine jungen Freunde, daß doch noch Ein Zweifel in Euch versteckt liegen und darauf lauern möchte, Euch um den Genuß des großartigen Gedichtes zu betrügen? der Zweifel, ob denn mit jener Rache etwas gewonnen sei? Der Sänger sei ja todt! Was helfe ihm der am König sich vollziehende Fluch? — In der That, die Antwort wäre wohl so schwer nicht zu finden. — Ihm braucht er gar nichts zu helfen; daß ihm, dieser einzelnen Persönlichkeit, geholfen werde, das ist auch für Jeden, der nicht gar zu lebenslustig den Werth des Lebens allzu hoch anschlägt, ganz gleichgültig. Seliger würden wir ihn preisen, wenn ihm gelungen wäre, wozu er mit dem Alten ausgezogen, des Königs steinern Herz zu rühren; aber selig auch so er, den inmitten seines eigensten Berufes, der preisenden Feier alles Erhebendsten und Beseligendsten, inmitten des Sieges, welchen er über die noch nicht ganz der Empfänglichkeit Beraubten davon getragen, der scharfe Pfeil des Todes trifft! Das ist das wahre, das absolut gültige Interesse, das die Forderung, deren Befriedigung uns die tragische Versöhnung gewährt, daß das aus dem Munde des Sängers heraus sprechende Göttliche, als solches zur absoluten Macht über das Irdische bestimmt, aber in der Person des Sängers angetastet, nicht untergehe. Vom Könige negiert, scheint es vom Irdischen verzehrt und dessen gemeiner Rohheit als Opfer gefallen zu sein, aber vielmehr der Regierende selbst wird negiert, und in dieser Negation der Negation erweist das Göttliche seine Allmacht, und stellt sich als das wahrhaft Wirkliche und sich Verwirklichende aus der Verneinung wieder her.

So reichen Stoff bietet einer tiefer gehenden Betrachtung unsers Uhland' tiefsinniges Gedicht. Und doch ist so manches, wozu die Aufforderung nahe genug lag, noch übergangen, ja überhaupt nur die innerliche Seite desselben in Betracht gezogen worden. Die formelle Seite aber, wenn es uns gölte erschöpfend über dasselbe zu sprechen, dürfte über der Erwägung seines Gehaltes keineswegs übersehen, ja nicht

einmal als untergeordnet behandelt werden. Denn welcher Sinnbegabte weiß nicht, daß neben dem immanenten, das Gedicht durchgeistigenden und beseelenden Geistes- und Empfindungs-Gehalt auch seine schöne, von innen heraus geborne und kunstreich gestaltete, nicht künstlich äußerlich gemachte Leiblichkeit, seine Form im hohen und würdigen Sinn dieses Wortes ein gleiches Recht der Beachtung anzusprechen hätte? Aber darauf gebietet mir das beschränkte und ohnehin wohl fast schon überschrittene Maaß der Zeit zu verzichten; ohnehin könnte ich mich auch fast nur einverstanden erklären mit dem, was ein kundiger Ausleger unsres Gedichts (Viehoff), der vorzugsweise diese Seite sich zur Betrachtung gewählt, bereits mit feinem Sinne darüber gesagt; und kaum bliebe mehr, als die allerdings immer noch lohnende Aufgabe, die geistreichen, feinsinnigen Bemerkungen eines andern trefflichen Kunstbetrachters *) über die geistige Bedeutsamkeit des Reimes auch bis in das Einzelnste unsers Gedichtes hinein zu neuer Bewährung seines Werthes durchzuführen. Statt dessen muß uns hier genügen, mit rascher Erinnerung an den wesentlich verschiedenen dramatischen Bau und die lyrisch kunstvolle Strophenverschlingung der Schillerschen Balladen nur kurz hinzuweisen auf den in unserm Gedicht herrschenden epischen Ton, der sich eben so in dem episch nach einander sich abspinnenden Verlauf der Handlung, wie in der epischen Schlichtheit und Ueberschaulichkeit der metrischen Form kund giebt, ferner auf die Kraft und Lebendigkeit der Gestalten zeichnenden Phantasie, auf die einfache Würde und den festen Nachdruck der Sprache, auf die Tonfülle, Bedeutsamkeit und malerische Schönheit des Reimes, endlich auf den das Ganze durchklingenden, die Einheit des Gedankens als Empfindungseinheit begleitenden Grundton des gedankenschwersten Ernstes, des heiligsten prophetischen Zornes. Alles dieß näher zu verfolgen möge denen, die es nicht bereits schon gethan, selbst überlassen bleiben.

Und so wäre ich denn nach langem Laufe meinem Ziele zugeführt, wenn ich nicht noch vielleicht einen oft zu hörenden Vorwurf zu besorgen hätte. Wer gewöhnt ist sich mit dem unmittelbaren Eindrucke eines

---

*) Poggel, Grundzüge einer Theorie des Reimes und der Gleichklänge, mit besonderer Rücksicht auf Göthe. Recklinghausen, 1834.

Dichterwerkes zu begnügen, — und ich bin weit entfernt davon, dieses bloß empfindende Genießen, wenn es nur auf echter Empfindung ruht, zu verwerfen, — wer höchstens von Einzelnem darin denkend sich Rechenschaft zu geben geneigt ist, der fühlt, wo er den Grund und Boden des Dichterwerks selbst untersuchen, und seine Festigkeit und Tragkraft für den darauf mit getrostem Dichtermuth aufgeführten poetischen Bau prüfen und nachweisen sieht, leicht zu dem Zweifel sich versucht, ob auf diese Weise nicht vieles nur in das Werk hineingelegt, statt ausgelegt werde. — Mögen gar manche der neuerdings hervorgetretnen Versuche eindringender Auslegung und emsiger Herausförderung der im Innern verborgnen Schätze wohl einen Anlaß zu solcher Klage geben, — der Versuch an sich bleibt von diesem Tadel unberührt. Freilich vor der Meinung, als ob die in seinem Werke enthaltenen und vom Ausleger entwickelten Gedanken der Dichter selbst in dieser Gestalt auch gedacht, hat sich der Ausleger sorgfältig zu hüten. Nichts gewisser vielmehr, als daß, um sogleich die Anwendung auf unser Gedicht zu machen, der Dichter so wenig daran gedacht, alle jene hier entwickelten, und wie wir uns überzeugt haben, mit gutem Rechte von ihm gemachten Voraussetzungen sich vorher in einer der unsrigen verwandten Weise klar zu machen, daß vielmehr das Gedicht dann gar nicht würde zu Stande gekommen sein. Aber gelegen hat in ihm, in einer zur Einfachheit des unmittelbaren Bewußtseins verdichteten Gestalt, was wir auseinander zu legen bemüht gewesen sind.

Erkennen Sie dieß an, meine hochzuverehrenden Herren, so darf ich wohl auch mit der Hoffnung schließen, daß es mir gelungen sein werde, Sie aufs neue von der Wahrheit zu überzeugen, daß, wie die Poesie selbst bei all ihrem selbstständigen Werthe doch zugleich im Laufe der göttlichen Erziehung des gesammten Menschengeschlechts und aller der geistreichsten Nationen die Vorläuferin der Philosophie gewesen, — so auch jetzt noch ein gründliches, keine Arbeit scheuendes Studium der Poesie die geeignetste Vorschule zur Philosophie für jeden Einzelnen sein und bleiben wird. Von Euch aber, meine jungen Freunde, kann ich nicht anders als mit dem Wunsche und der Hoffnung scheiden, daß Ihr von neuem von der Ahnung durchdrungen worden seid, daß zwischen Poesie, Philosophie und Religion ein untrennbares Bündniß walte, daß sie nur eine dreifache Gestaltung und Offenbarung des einen und selben

göttlichen Wesens in und an uns sind. Darf ich zu dieser Hoffnung mich berechtigt halten, so wird auch dieses mein heutiges Wort die Liebe zur edeln Himmelstochter Poesie, dieser freundlich bildenden Erzieherin des Menschengeschlechts, in Euch zu neuer und hellerer Flamme angefacht und entzündet worden sein. —

## Ueber Göthe's Iphigenie.

Heraus in den Hain vor Dianens Tempel auf Tauris tritt Iphigenie. Immer noch kann ihr Geist sich nicht hierher gewöhnen; so manches Jahr hält sie ein hoher Wille, dem sie sich ergibt, hier fest, doch immer fühlt sie sich noch fremd; denn das Meer trennt sie von den Geliebten, und vergebens wünscht sie sich zurück nach dem Lande der Griechen. Schon in diesen ersten sehnsüchtigen Worten Iphigeniens ist als Ziel des Ganzen ihre Rückkehr im Allgemeinen ausgesprochen. — Ist schon dies Geschick, fern von Aeltern und Geschwistern ein einsam Leben führen zu müssen, hart, so erscheint es ihr noch härter, wenn es Frauen trifft. So wenig tritt ihr die Anlage des scheinbar schwachen Weibes, und somit ihre eigne Fähigkeit und Bestimmung zur Lösung der höchsten und schwierigsten sittlichen Aufgaben in das Bewußtsein; so wenig erkennt sie, wie gerade in dem weiblichen, in seiner innersten, stillen Tiefe unerschütterten Gemüthe oft weit mehr als in dem heftiger erregten, in die Verstrickung des Lebens gewaltsamer verwickelten, zu rascher, entscheidender That dringender aufgeforderten männlichen, die Macht liegt, sich und Andre aus dem Labyrinthe von Verwirrungen zu retten, welche anscheinend bloß aus äußern Begegnissen, in der That aber aus dem menschlichen Gemüthe selbst entspringend, auch nur aus der reinen, heiligen Innerlichkeit desselben heraus ihre Lösung gewinnen können. —

Von der allgemeinen Reflexion läßt sie der Dichter ungezwungen zu der Betrachtung ihres eignen Schicksals, das sie zu jener geführt hat, zurückkehren, und macht uns zugleich dadurch mit ihrer früher nur angedeuteten gegenwärtigen Lage näher bekannt. Sie wird hier von Thoas festgehalten als Priesterin Dianens, in heiligen und deßhalb scheinbar unauflöslichen Sclavenbanden. Wiewohl so gewissermaßen ihr Gegner, ist ihr doch Thoas „ein edler Mann,“ und gerade diese Worte, indem

sie ein Zeugniß sind ihrer klaren, leidenschaftslosen Würdigung Andrer, weisen schon auf das glückliche Ende hin, das in nichts anderm bedingt ist, als in diesem Edelmuth des Thoas einerseits, und andrerseits in Iphigeniens unvertilgbarem Wahrheitssinn und der daraus hervorgehenden Fähigkeit, unverblendet durch die feindliche Stellung, in die sie späterhin zu Thoas geräth, dessen Edelmuth anzuerkennen. — Beschämt muß sich Iphigenie gestehen, daß sie der Göttin, ihrer Retterin, mit stillem Widerwillen diene; aber eben diese frühere Huld derselben begründet auch ihre unauslöschliche, im Gebet zur Göttin sich kund gebende Hoffnung auf Rettung von dem Leben in Tauris, das für sie ein zweiter Tod ist. Demnach sehen wir wohl den Widerspruch zwischen Pflicht und Neigung in ihrer Brust vorhanden, aber auch dessen Lösung schon angelegt, insofern die Sehnsucht nach dem Vaterlande selbst ihren höhern Halt hat in dem menschlichen Vertrauen zur hülfreichen Göttin.

So ist der Charakter der Iphigenie, auf welchem als Mittel- und Schwerpunkte die ganze Handlung ruht, bedeutungsvoll gleich im Anfang nach seiner rein innerlichen Seite vollständig ausgesprochen, und es hat sich derselbe späterhin, wo sie zum Handeln und Wählen aufgefordert ist, nur noch in seiner Beziehung nach außen näher zu entwickeln. Der Wunsch nach der Heimath und den Aeltern und Geschwistern, die fromme Ergebenheit in den Willen der Göttin, die demüthige Unbewußtheit ihrer eignen stillen Tiefe und sittlichen Festigkeit und Kraft, so wie die Nichtahnung der darauf beruhenden und später sich entwickelnden sittlichen Macht, die von Selbstsucht nicht getrübte Klarheit in der Anerkennung des edeln Mannes, der ihr Gegner werden soll, wieder die unbefriedigte Sehnsucht und die feste fromme Hoffnung auf die Göttin, die sie schon einmal errettet hat, und auch dem Flehen, die Geraubte den Ihrigen wieder zu schenken, sich nicht versagen wird, — das sind die Züge, in denen uns ihr ganzes Bild schon im Umriß entworfen vorliegt.

Aber sie hofft und erfleht Rückkehr, wenn ihr Vater Agamemnon, der göttergleiche, hohe Mann, von der versöhnten Göttin selbst, der er die eigne Tochter zum Opfer brachte, nach siegreichem Kampfe glücklich heimgeleitet ist, und alle außer ihr, der geopferten, wohlbehalten wieder gefunden hat. Eine solche Rückkehr soll ihr nicht werden, sie soll nicht die Freude eines nur des letzten Segens noch entbehrenden Hauses mit

der Erfüllung des einzig übrigen Wunsches krönen, sie soll ein fluchbeladnes entsühnen. Wird nicht das Entsetzen, wenn sie die Geschicke des Vaterhauses vernimmt, sie niederwerfen? Wird sie außer der still ergebnen, mit innigem Gefühl nach der Heimath sich sehnenden, fromm hoffenden Iphigenie auch die starke Sühnerin unerhörter Gräuel sein? Und wird sie es, da schon von außen her eine andre, vielleicht gar überwiegende sittliche Nothwendigkeit die Heimath für immer aufzugeben und einer andern heiligen Pflicht zu opfern ihr gebietet?

Denn schon naht sich, indem wir eben noch ihrer Hoffnung uns erfreuten, Arcas, ein Mann, wie dem Könige, der ihm vor allen vertraut, in Ehrfurcht dienend, so Iphigenien, wie sie selbst anerkennt, treu und redlich ergeben. Die Meldung der Ankunft des Königs und des siegreichen Heeres, mit der er beginnt, ist nicht sein einziger Zweck; ahnungsvoll aber, weil sie immer gegen die sie umgebende Verehrung und Liebe sich verschlossen gehalten hat, zaudert er, den nahen Antrag des Königs anzudeuten, der in ihrem Besitz den Verlust des letzten Sohnes zu vergessen wünscht. Mit zartem Vorwurf weist er sie hin auf die Pflicht der Dankbarkeit gegen das Land, das, während ihr ursprüngliches ihr fremd geworden, ihr ein zweites Vaterland geworden ist, indem es sie, die Fremde, nicht nach altem Brauch an Dianens Tempel hat bluten lassen, sondern ihr, das tief geheimnißvolle Schicksal in ihrem plötzlichen Erscheinen verehrend, als einer Gottgesandten mit heiliger Scheu begegnet ist. Als darauf Iphigenie — wie sie schon vorher ihre gegen allen Antheil sich verschlossen haltende Schwermuth mit ihrem Verwaistsein entschuldigt hat, welches nicht ihre eigne That, sondern „ein fremder Fluch" über sie gebracht, — des so geretteten Lebens sich nicht erfreuen zu können versichert, weil ein unnütz Leben ein früher Tod, dieß Frauenschicksal aber vor allen ihres sei; da läßt Arcas sie selbst und uns erkennen, welch reichen Segen sie schon um sich verbreitet hat, sie, die bisher ihr Leben vergebens hingeträumt zu haben wähnt, und in diesem Wahne nur ein Zeugniß von der Tiefe ihrer Sehnsucht nach der Heimath gibt, welche ihren ganzen Sinn einnehmend ihr eignes Wirken ihrer Betrachtung entrückt. Sie hat den trüben Sinn des Königs erheitert; sie hat die an's Land geworfenen Fremden dem früherhin gewissen Tode entrissen und froh in's Vaterland zurückgeschickt, und die Göttin hat, statt über die Entziehung der Opfer

erzürnt zu sein, das Heer immer mit Sieg und Ruhm gekrönt; *) ja auch im Volke fühlt ein Jeglicher seit ihrer Ankunft ein besser Loos, indem sich zu des Königs früherer tapfern und weisen Führung auch die Milde gesellt hat. Das Bisherige, das gerade um desto bangere Ahnungen erweckte, je weniger die Absicht und Beziehung desselben sich klar aussprach, erhält auf einmal durch eine neue Wendung des Gesprächs die nähere Bedeutung, Iphigenien zu einer günstigen Antwort auf des Königs Antrag bestimmen zu sollen. So sehr sie auch jetzt wieder, wie schon früher immer, auszuweichen sucht: jetzt wird die Aufforderung dringender, indem der Wunsch des Königs, als entspringend aus einem sittlichen Bedürfniß des durch den Verlust des Sohnes vereinsamten Mannes und somit vollkommen gerechtfertigt dargestellt wird. Und doch ist ihr diese Werbung die schrecklichste aller Drohungen. Auf den Vorwurf jedoch, daß sie des Königs großer Seele kein Vertrauen geschenkt, kann sie, obgleich vor sich selbst gerechtfertigt, doch nicht ohne zarte Besorgniß und stille Anerkennung, wie sehr sie ihn dadurch gekränkt, fragen, ob er deßhalb Verdruß und Unmuth gegen sie nähre. Arcas weiß mit Gewißheit nur, daß der Wunsch, sie zu besitzen, fest in ihm ist, und schließt mit dem Flehen, ihn nicht einem ihr selbst Entsetzen bringenden Unmuthe preis zu geben. Mißverstehend und das Gesagte auf einen Versuch unheiliger Gewaltthat gegen sich deutend, fühlt sich die reine Jungfrau im Innersten verletzt, aber auch aller Verpflichtung zum Danke entbunden und zu einem jeder Rücksicht entledigten Widerstande aufgefordert. Doch so ist es nicht; ein solches Beginnen gegen die jungfräuliche Priesterin, das die jungfräuliche Göttin selbst nicht dulden würde, ist es nicht, was von dem gereiften Sinn des Königs zu erwarten steht, sondern ein weit schlimmeres, das die geängstete Iphigenie von dem nahenden Könige selbst erst hören wird. In der schmerzlichsten Spannung verläßt sie Arcas, jedoch als der selbstbewußtere und überdieß außerhalb der Spannung der Handlung sich bewegende Mann nicht ohne ein für das Ganze höchst bedeutendes Wort:

Ein edler Mann wird durch ein gutes Wort
Der Frauen weit geführt;

---

*) Weil die bewußte besonnene Tapferkeit mit der natürlichen sich verbunden hatte.

womit das frühere, gleichfalls bedeutende, daß des Königs Seele fest und unbeweglich sei, ein tröstliches Gegengewicht erhält. Sie will auch gern dem König, den sie ehrt, freundlich und vertraulich begegnen, aber sie kann nur wünschen, daß sie

Dem Mächtigen,
Was ihm gefällt, mit Wahrheit sagen möge,

und so schließt die Scene mit einem zweiten höchst beziehungsvollen Worte.

Die Kunst, mit welcher hier der Dichter einen Theil der stets schwierigen Exposition der Vorfabel auf die ungezwungenste Weise gibt, und ohne daß er die Handlung still stehen läßt, vielmehr so, daß er dieselbe dadurch fördert und vorwärts drängt, leuchtet von selbst ein. Indem er uns bekannt macht mit früher Geschehenem und so nur einem äußern Zwecke zu genügen scheint, hat er zugleich die Collision des Stücks angelegt. Eine in heiliger Ahnung sich kund gebende Pflicht ruft Iphigenien nach der Heimath, aber die Göttin selbst, welche die Abschaffung der gewohnten Menschenopfer nur mit Segnungen vergolten hat, scheint ihr einen andern, einen höhern Beruf anzuweisen. Gastlich in einem Lande aufgenommen, das sonst jedem Fremden feindlich war, soll sie nun den Dank entrichten, indem sie dem Antrage eines edeln Mannes sich nicht versagt, der in ihrem Besitze den Schmerz um den bittersten Verlust beschwichtigen will, einem Antrage, der es ihr zugleich möglich macht, dem Volke, dem ein Gott sie brachte, von nun an des neuen Glücks, das sie bisher für dasselbe herbeigeführt, ew'ge Quelle zu werden, an dem unwirthbaren Todesufer dem Fremden Heil und Rückkehr ferner zuzubereiten, und so das scheinbar unnütze Leben zum Mittelpunkte des reichsten, heiligsten Segens zu machen. Und wenn sie sich weigert die Sehnsucht nach der Heimath so heiligen Pflichten unterzuordnen, wird sie deßhalb die Heimath wieder gewinnen? wie wird sie dieselbe finden? und wie wird des Königs große, aber von ursprünglicher Schroffheit und Trübe nur durch Iphigeniens Gegenwart geheilte und der Milde theilhaftig gewordne Seele den Schmerz ertragen, wenn von seiner Milde die Frucht nur ihm, der sie am meisten bedürfte und verdiente, nicht zu Theil wird? Wie kann er, wenn gleich noch so edel und groß gesinnt, anders als zurück versinken in die angestammte, nur durch sie, die jetzt kalt und undankbar zurücktritt, bisher zurückgedrängte Härte des Gemüths? — Wenn sich in Iphigeniens Unbewußtheit des

Heiles, das sie schon verbreitet hat, eine neue Schönheit ihres Gemüths aufschließt, oder vielmehr der früher schon angedeutete Zug der Demuth in demselben nur auf's neue und bestimmter sich ausspricht, so müssen wir jetzt fast fürchten, entweder kalte Selbstsucht, wenn sie die Bitte des Königs, welche auch der Wunsch des Volks ist, entschlossen zurückweist, oder, wenn sie gerührt dem Könige Gehorsam leistet, eine Schwäche, welche die letzten Hoffnungen des Vaterhauses unwiederbringlich vereiteln müßte, hervortreten zu sehn. Diesen Conflict der Pflichten läßt der Dichter sie später durch die wahrhafte Erfüllung beider überwinden, und eben dadurch den Segen, den sie eben so der Heimath, wie ihrem jetzigen Vaterlande zu bringen bestimmt ist, in unendlich reicherm Maße, als Jemand ahnen konnte, beiden spenden. Jetzt aber ruft sie alles an, in Tauris zu verweilen und die Heimath zu vergessen und aufzugeben, und noch dringender wird dieser Ruf, als der König selbst erscheint.

Rathlos, doch festes Muthes tritt Iphigenie ihm entgegen. Ihren Gruß erwidert er ganz der Schilderung gemäß, die Arcas von ihm entworfen hat, nur kurz, und spricht dann sogleich mit Bestimmtheit und männlichem Nachdruck seinen Wunsch aus, der, lange schon gehegt, jetzt aber nach dem Verlust des letzten Sohnes durch inneres Gefühl wie durch äußere Reflexion zur völligen Reife gebracht, mit einem solchen Gewicht innerer Begründung auftritt, daß jede Weigerung für die ohnehin zum höchsten Dank verpflichtete Iphigenie im voraus abgeschnitten erscheint. Sie lehnt jedoch sanft ab, indem sie auf die Unbekanntschaft mit ihrem Stamm hinweist, wodurch sie den edeln Mann am wenigsten zu kränken hoffen kann. Aber eben daß er mit ihrem Stamme noch unbekannt geblieben, darf er ihr zum Vorwurf machen, und will sie ihre Verschlossenheit entschuldigen mit der Furcht vor den Folgen der Entdeckung, welchem Geschlechte sie angehöre, so erkennt Thoas an dem Segen, den sie gebracht, daß er in ihr selbst, wie auch ihr Geschlecht gefrevelt haben möge, kein schuldvoll Haupt beschütze, denn

Was man Verruchten thut, wird nicht gesegnet.

Drum soll sie ihr Schweigen und ihr Weigern enden; er kann es verlangen, ohne unedel in ihr Geheimniß zu dringen.

Es fordert dieß kein ungerechter Mann.

Verheißt er, dessen Wort zuverlässig ist, ihr doch auch jetzt noch die Gestattung der Rückkehr, wenn sie begründete Hoffnung darauf hat, und spricht so gleicherweise den königlichen Adel seines großen Herzens aus, als er unbewußt die Lösung der Verwicklung möglich macht und uns die Herbeiführung des Ausgangs ahnen läßt. Aber er hat auch ein heilig Recht an sie, wenn jener Hoffnung der Grund fehlt. Da endlich, wiewohl, wie es dem tiefern Menschen vor jeder großen Entscheidung natürlich ist, ungern und wider Willen, löst sich vom alten Bande ihre Zunge, und sie eröffnet ihm die Reihe schwerer Geschicke, die ihr Haus von Anbeginn bis auf ihre Opferung in Aulis — so weit hat sie nur Kunde — betroffen haben. Den uranfänglichen Frevel des Ahnherrn Tantalus mag sie zart entschuldigend verschleiern; den Grund der folgenden größern, der sich ihrer tiefen Innerlichkeit nicht verbergen kann, zu entdecken, fordert die Frage des Thoas, ob ihr Geschlecht nur die Schuld des Ahnherrn oder eigne getragen habe. Sie, die berufen ist, jene Frevel zu sühnen durch das gehaltne Maß ihres Thuns, durch die stille Besonnenheit und Klarheit, durch fromm ausharrende Geduld, sie muß erkennen, wie nur der Mangel an Rath, Mäßigung und Weisheit und Geduld, die der Gott den unbändig Wollenden verborgen hat, die Schuld jenes unerhörten Unheils trägt. Nach allen diesen abschreckenden Bildern von dem Wüthen der Glieder dieses Geschlechts gegen einander gibt sich die unerschütterte Festigkeit des Entschlusses und der richtige Blick des Thoas auf das klarste in der zarten Anerkennung der Wunderbarkeit ihres reinen, leidenschaftslosen Wesens zu erkennen:

O sage nun, durch welch ein Wunder
Von diesem wilden Stamme du entsprangst!

Jetzt tritt eine in der ersten Scene nur erst angedeutete Seite in Iphigeniens Charakter, die wahrhaft weibliche Liebe zum Vater, *) in welchem sie ein Muster des vollkommnen Mannes gesehn, bestimmter hervor. Er hat sie geopfert, wie wir später aus dem Bericht des Pylades ersehen. Die Tochter aber läßt der Dichter mit einfacher und

---

*) Vgl. was über den gleichen Charakterzug in der Sophokleischen Elektra bemerkt ist von C. F. Wieck. (Zwei Abhandlungen über die Elektra des Sophokles und die Choephoren des Aeschylus. Osterprogramm 1825 des Merseburger Gymnasiums.)

zarter Wendung die Opferung so erzählen, daß sie als durch den stürmischen Heerhaufen, nicht durch den Vater gewollt und vollbracht erscheint. Der König wiederholt auch jetzt seinen Antrag, den sie ablehnt, weil sie sich von der versöhnten Göttin dem Vater noch aufgespart hofft, und, wenn sie sich durch die Verbindung mit Thoas die Rückkehr abschnitte und sich fesselte, vielleicht dem Willen der Göttin selbst, deren Eigenthum und folgsame Dienerin sie ist, entgegen zu handeln fürchten müßte. Die dringender erneute Forderung und die neue Betheurung, daß sie nicht bloß Ausflucht gesucht, wie der König meint, nein, in jener Aussicht ihr tiefstes Herz entdeckt habe, und die selbst mit wachsender Kühnheit daran geknüpfte Bitte, sie heimzusenden, vergrößern nur die Spaltung, und führen von Thoas Seite, indem seine Liebe durch den Widerstand zur Leidenschaft anwächst, eine zunehmende Bitterkeit zunächst gegen ihr ganzes Geschlecht herbei, die sie vergebens erst durch sanft vorwerfende Mahnung, daß der König ihr Zutrauen nicht so erwidern solle, und dann durch die rührende Bitte, ihr armes Geschlecht nicht zu schelten, zu beschwichtigen sucht. Scheinen ihr dessen Waffen nicht so herrlich wie die des Mannes, so sind sie, wie sie in dem mit ihrer Demuth sich schön verknüpfenden Bewußtsein ihres Werthes wohl erkennt, doch auch nicht unedel. Zudem darf sie sich sagen, daß sie Thoas' Glück mehr als er selber kenne, und daß sie nicht anders als aufmerkend auf die von keinem Sturm der Leidenschaft übertönte Stimme ihres Herzens, und hierin der Götter selbst, ihm die Erfüllung seiner Bitte verweigere. Die gereizte Stimmung des Königs, der sein männliches Werben verschmäht sieht, steigert sich in ganz menschlicher Weise gerade durch das Schlagende von Iphigeniens Gegenreden zur Höhe der schneidendsten Ungerechtigkeit gegen sie selbst, die, wie er einen Augenblick meinen kann, aus Stolz der Griechin und Fürstentochter aus ach! nur zu schuldbeladnem Hause das Bett eines erdgebornen Wilden verschmähe. Aber als sie der Bitterkeit nur die sanfte Duldung und die leise Klage, daß sie so nun das Vertrauen büßen müsse, das er erst erzwungen, entgegenstellt, da hat sie über des Königs Begehren gesiegt, Thoas findet die Besinnung und in ihr den alten Edelmuth wieder, und bricht entschuldigend ab. Wir dürfen in diesem Sieg eine günstige Vorbedeutung eines künftigen, schwierigern ahnen; denn freilich ist dieser nur erst der geringere, und ein schrecklicheres Geschick als das

eben erst überwundne bedroht sie. Priesterin soll sie fernerhin sein, aber die Göttin von nun an auch die alten Fremdenopfer, die ihr Thoas bisher nicht ohne innern Vorwurf seines Unrechts vorenthalten hat, wieder empfangen. Nur Iphigenie hat mit ihrer Hoffnung erweckenden Freundlichkeit die Milde in ihm, und mit ihr die Aufhebung jener Opfer hervorgerufen; nun sie sich dem Werbenden versagt, verfällt er den alten düstern Mächten seines Innern. Dem Dichter ist das beinah unmöglich Scheinende gelungen, den Thoas, wie er ihn vorher als zart, aber durchaus männlich liebend dargestellt hat, so hier als den Barbaren und doch Menschen zu halten. Denn der bittre Schmerz über seine verschmähte Liebe ist für ihn nur die Veranlassung, nicht der Grund zur Herstellung des blutigen Gottesdienstes, und so sehr sich auch, ihm selbst unbewußt, ein Gefühl der Bitterkeit gegen Iphigenien mit als Motiv einmischen mag, was aus der einfachen Betrachtung sich ergibt, daß er im Falle ihrer Einwilligung jenen blutigen Beschluß *nicht fassen würde*, so ist es doch nicht ausschließlich und eigentlich Rachgefühl gegen dieselbe, welches ihn zu dem Befehle treibt, mit dem er allerdings zugleich die empfindlichste Rache gegen sie übt. Nein! auch der religiöse Glaube der Barbaren ist bei aller seiner Düsterkeit ein heiliger, das Volk selbst (wie wenigstens der König meint) ihm noch nicht ganz entwöhnt, der Tod des Sohns, für den ihm doch kein Ersatz durch die Weigernde werden soll, kann den Zorn der Götter zu verkünden scheinen, und wenn Iphigenie diesen Glauben mit Recht bestreitet,

> Der mißversteht die Himmlischen, der sie
> Blutgierig wähnt, er dichtet ihnen nur
> Die eignen grausamen Begierden an,

ja sich für diese Ueberzeugung auf ihre eigne wunderbare Errettung durch die Göttin selbst berufen kann, wenn auf diese Weise klar genug angedeutet ist, daß Thoas für die Aeußerung und Befriedigung des Schmerzes und Unmuthes über die Vereitelung eines gerechten und edeln Wunsches in unbewußter Sophistik nur eine objective Grundlage suche und gern ergreife, so deckt sich doch jener Wahrheit gegenüber die Leidenschaftlichkeit des Thoas durch einen nicht minder wahren, hier aber von der Bitterkeit getäuschter Hoffnung in's Unwahre verkehrten und gemißbrauchten Spruch:

Es ziemt sich nicht für uns, den heiligen
Gebrauch mit leicht beweglicher Vernunft
Nach unserm Sinn zu deuten und zu lenken.

Auch Pylades der doch selbst diesem Sinn des Königs als Opfer fallen soll, erkennt den König frei von aller andern Schuld als einer das ganze Geschlecht treffenden allgemeinen:

Wohl uns, daß es ein Weib ist! denn ein Mann,
Der beste selbst, gewöhnet seinen Geist
An Grausamkeit, und macht sich auch zuletzt
Aus dem, was er verabscheut, ein Gesetz,
Wird aus Gewohnheit hart und fast unkenntlich.

Gegen das alte religiöse Gefühl im König hat Iphigenie wohl so lange glücklich zu kämpfen vermocht, so lange sie sich ihm freundlich bezeigt, und so hat sie mildere Gefühle in ihm erweckt, und den blutigen Glauben in den Hintergrund des Herzens gedrängt; nun sie sich von ihm abwendet, bricht er naturgemäß, sein altes Recht und seine frühere Gewalt behauptend, aus diesem Hinterhalte wieder hervor.

Zwei Fremde sind so eben am Ufer versteckt gefunden worden; mit diesen soll die Göttin ihr erstes, rechtes, langentbehrtes Opfer wieder nehmen. Iphigenie hat selbst die höhere Regung in ihm zurückgewiesen; sie wenigstens kann und wird sich nicht beklagen, daß er ganz wieder Scythe, und nur König ihr gegenüber ist.

Sie bleibt allein, nun endlich doch zu dem grausenvollen Dienst gezwungen. Wer kann die Armen noch retten, als die Göttin, die ja auch sie gerettet? Die Göttin hat Wolken, unschuldig Verfolgte einzuhüllen und in die fernsten Länder zu tragen, sie erkennt Vergangenheit und Zukunft, ihr Blick ruht über den Ihren lebenerhaltend, wie der Mond, ihr Licht, über der Erde. Sie mag die Hände ihrer Priesterin von Blut enthalten, das auch widerwillig vergossen Unsegen über den Mörder bringt. Denn die Götter lieben der Menschen weitverbreitete gute Geschlechter, und sie fristen das flüchtige Leben gern dem Sterblichen, gönnen ihm gern den Genuß desselben als den Abglanz ihrer eignen Seligkeit.

In diesem Gedanken, mit dem sie die geängstete Bitte für die Fremden und für sich schließt, und in der Furcht, welche sie selbst vor dem gezwungenen Morde bezeigt, stellt sich uns Iphigenie ganz hinaus-

gegangen über die düstre Wuth ihres Geschlechts dar; denn während dieses auch des nahverwandten Blutes nicht verschonte, wendet sie sich um der Fremden willen, die sie nicht kennt, in denen sie nicht einmal Landsleute vermuthet, angstvoll flehend zu der Göttin. In wogende Leidenschaft löst sich die gehaltne Ruhe ihres Wesens auf; dieser innre Sturm der Seele muß das feste Maß und den gleichen Rhythmus des geregelten und taktmäßigen Pulsschlages der Empfindung sprengen, und sich in entfesselt dahinrollenden Rhythmen ergießen. Empfindet sie so schon das Geschick, überhaupt nur den blutigen Dienst erneuern zu müssen, — die Arme, wie wird sie erstarren müssen, wenn sie erkennt, daß sie ihn erneuern soll an Griechen, an dem eignen Bruder und seinem Freunde? wenn sie erfährt, wie das Unheil in ihrem Hause unselig fortgewuchert hat, wenn sie in dem Bruder den fluchbeladnen Letzten seines Geschlechts erkennt, wenn sie sieht, wie das alte hergebrachte Geschick ihres Hauses auch an sie herantretend ihr die Last des Brudermordes auflegen will?

Nach so leidenschaftlicher Spannung finden wir uns zu Anfange des zweiten Actes einer schauerlichen Todesstille des Gemüths gegenübergestellt. Wir sehen die beiden Fremden, die sich dem Tode bestimmt wissen; Orest vollkommen gefaßt, daß der Orakelspruch Apoll's, der ihm Hülf' und Rettung von dem gräßlichen Geleit der Rachegeister im Tempel seiner vielgeliebten Schwester in Tauris verheißen hat, in andrer Weise, als er es sich ausgelegt, in Erfüllung gehen und *mit seinem Leben* seine Noth enden soll. Ist er doch immer noch glücklicher als sein Vater! wenn nicht sieggekrönt in der Schlacht, besser immer noch als Opfer vor dem Altar sterben, als im verworfnen Winkel durch die List des nahverwandten Meuchelmörders! Bis zu diesem Ende fleht er die Furien an ihm noch Ruhe zu lassen; er wird bald zu ihnen hinabkommen. Nur das Eine bekümmert ihn und setzt ihn so zum Leben noch in Beziehung durch Hoffnung oder Furcht, daß sein Pylades, der *unschuldige* Genosse seiner Schuld und seines Banns, mitsterben soll. Wenn die Qual des rächenden Gewissens nur in der Unterwelt aufhören zu können scheint, wenn nur damit eine Sühnung der Schuld zu hoffen ist, aber eine Sühnung ohne neues Leben, so ist ihm selbst diese Sühnung durch das edle Band der Freundschaft noch erschwert. — Aber Pylades sinnt noch muthig auf Rettung, indem er fest hält an

der hoffnungsreichen Auslegung des sichern und „nicht doppelsinnigen“ Orakels, welches er mit dem bedeutenden Zusatze anführt, daß es dem Orest Rückkehr versprochen habe, und welches sich so auf entgegengesetzte Weise reflectiert in dem fluchbeladenen und deshalb lebensmüden Orest, und dem von Schuld freien und auf das Leben gestellten Pylades. Diese schon in der ersten Rede und Gegenrede dargelegte Doppelansicht ist das Thema, das im Verfolg des Gesprächs weiter ausgeführt wird. —

Indem beide hierbei naturgemäß auf ihr früheres Leben zurückgeführt werden, webt sich auch hier ungezwungen, wie im Anfangsmonolog der Iphigenie und in den darauf folgenden beiden Scenen zwischen Iphigenie und Arcas, dann zwischen Iphigenie und Thoas, die Exposition ein. Zunächst weist Orest, der düster und ganz in sich versunken des Freundes Wort gar nicht gehört hat, auf sein von früher Jugend durch der Mutter Schuld trauriges Leben hin; das Entsetzlichste darin wird durch das Einfallen des Pylades zart übergangen, und wirkt so, wie alles nicht ausgesprochne Furchtbare, nur um so ergreifender. Was nun aber auch Pylades jetzt und nachher heiteres und milderes vorführen mag, alles verwandelt der düstere selbstquälerische Orest mit geschäftigem Scharfsinn in neue schmerzlichere Leiden für sich. Orest soll, erinnert Pylades, der in schuldfreier Brust die nicht verdunkelte Ahnung von Orest's künftiger Bestimmung zu großen Thaten nähren kann, aus der Erinnerung schönerer Zeit zu frischem Heldenlaufe neue Kraft nehmen. Die Götter brauchen manchen guten Mann, sie haben noch auf ihn gezählt, und deßhalb ihn seinem Vater nicht zum Geleite mit gegeben. Orest kann hieraus nur zu dem Schmerzensrufe Anlaß nehmen:

> O wär' ich, seinen Saum ergreifend, ihm
> Gefolgt!

Und auch, daß durch seine Erhaltung Pylades, dessen Entgegnung auch ohne ausdrückliche Absicht einen zarten Vorwurf in sich schließt, erst zum wahren Leben erwachte, er, der sich nicht denken kann, was er geworden wäre, wenn Orest nicht lebte, er, dessen Leben anfing, als er Orest liebte, auch dieß ist nur ein schärfender Zusatz zum bittersten Wehe. Wie ein verpesteter Vertriebener, fühlt Orest, trägt er überall den Schmerzenszug langsamen Todes mit sich herum und auf Andre über.

Der milde Trost, mit welchem Pylades entgegnet, daß er gerade an ihm, der ihm der Nächste und doch noch immer von Muth und Lust erfüllt sei, sehen könne, wie er in Wahrheit nicht Unheil über Andre verbreite, und die sich anschließende Bitte, in dieser Lust und Liebe die Möglichkeit und den Beruf zu großen Thaten zu erkennen, stellen das schreckliche Geschick des Orest nur in ein neues Licht. Es gab eine Zeit, da Orest ein andres Leben vor sich sah, da er ein reiches, segenverbreitendes Heldenthum vor sich erblickte. Pylades erkennt dagegen, daß in den Täuschungen einer die vergangne wie die gegenwärtige Wirklichkeit verkennenden Phantasie der Grund zur spätern Unzufriedenheit mit dem Leben liegt, welches gegen nicht zu erfüllende Jugendträume im Rückstand bleibt; und schließt, indem er mit einer raschen Wendung, ganz im Sinn und Geist des Zeitalters der noch gültigen und heiligen Blutrache,*) den Orest erinnert, daß gerade er den Göttern dafür zu danken habe, daß sie durch ihn schon so viel gethan. Aber dieses letzte, was den Orest trösten soll, ist für diesen, der schon das Prinzip einer höhern Sittlichkeit in sich trägt, gerade das ewig Nagende. Ihn haben sie nicht zu froher That bestimmt, ihn haben sie zum Schlächter auserkoren, zum Mörder seiner doch verehrten Mutter, und eine Schandthat schändlich rächend, ihn durch ihren Wink zu Grunde gerichtet. Daß in so qualvoller Reue, die auch in der schärfsten Bezeichnung der widerspruchsvollen Schuld kaum sich ein Genüge thun und sich sättigen kann, gerade die Möglichkeit der Aussöhnung liege, kann Orest nicht ahnen; er sieht nur, daß die Götter es auf Tantal's Haus gerichtet haben, und er, der Letzte, nicht schuldlos, nicht ehrenvoll vergehen soll. — Da schließt sich auch in Pylades noch eine tiefere Seite des Gemüths auf in der die Möglichkeit endlicher Sühne aussprechenden Ueberzeugung, daß nur der Aeltern Segen, nicht ihr Fluch erbe. Wenn es auch jetzt anders scheine, Orest solle nur thun, was die Götter ihm gebieten und erwarten. Wenn auch, in seiner ganz nur griechischen Natur, den heilverkündenden Orakelspruch so mißverstehend, daß die Schwester Diana zu Apoll nach Delphi gebracht werden solle, um dort von einem edeldenkenden Volke verehrt zu werden, weiß er doch, (wiewohl in so fern sich täuschend, als er die Entsühnung durch eine

*) Vgl. auch hierüber das oben schon angeführte Programm von Wieck.

äußere That erwartet,) daß dem Orest Rettung von der Verfolgung der rächenden Göttinnen, welche ja schon jetzt durch deren Zurückweichen von dem heiligen Hain beginne und sich ankündige, bereitet sei. Noch ungläubig freut sich Orest nur des so doch geruhigen Todes. — Jene schon ausgesprochne Ansicht ihrer Lage fortführend offenbart Pylades darin noch mehr eine rührende Seite der Menschheit; seine Hoffnung ist nicht eine des wahrhaften Haltes entbehrende, er ahnet der Götter Willen und klug ihn auslegend, mißversteht er ihn doch eben so sehr. Sie, meint er, sollen Dianen, die vom rauhen Ufer der Barbaren und (worin er wieder die Wahrheit erkennt) von diesen blutigen Menschenopfern sich wegsehne, hinwegführen, und seltsam sehen sie sich gezwungen schon an der Pforte. Und wenn er sich so menschlich irrt, wie Orest ahnt, so ruht doch dieser Irrthum auf einer tiefen, wenn gleich hier, wie früher des Thoas Rede, nicht zum Ziele treffenden Wahrheit, daß der edle Mann, der viel verbrochen, durch Lösung einer unmöglich scheinenden Aufgabe büßend, den Göttern und der ihn dann verehrenden Welt diene. — Orest fühlt sich zu schwach, zu leben und zu handeln, so lange ihn noch die Qual der Reue verfolgt.*) — Da erinnert ihn Pylades, ruhiger zu sein und nicht selbst das Amt der Furien, die ihn nicht mehr bedrohen, zu übernehmen; doch soll er ihn allein sinnen lassen und sich nur still bereit zur That halten. Die Neigung, durch Klugheit Rettung zu schaffen, welche Ulysses als das ihm vorschwebende Muster eines Helden erkennen läßt, gibt sich jetzt näher kund. Schon hat er einen Schritt gethan. Er hat von den Wächtern ausgelockt, daß ein fremdes, göttergleiches Weib jenes blutige Gesetz bisher gefesselt halte. Die aus dem Munde solcher Erzähler überzeugender, als durch des höher stehenden Arcas Rede uns zur Anschauung gebrachte Verehrung des Volks für Iphigenien, welche dessen ahnendem Sinne wie ein Wunder erscheint, weist zugleich für uns auf den Gipfelpunkt der von Iphigenien endlich herbeigeführten Versöhnung hin, auf die Verklärung nämlich des Griechenthums und Barbarenthums zu reiner Menschheit, wie sie für den Pylades die Berechtigung zu einer beschränkteren Hoffnung enthält. Kann der düstre Orest nicht hoffen, daß ein

*) Hierin hat er auch **halb Recht**; das Wahre aber ist, daß er selbst die Qual der Reue, die **er flieht**, auf sich nehmen muß, um sich davon zu befreien; übrigens ist sein Geständniß gegen Iphigenie seine That.

Weib sie retten werde, wenn der König zürne, so freut sich Pylades, hier mit unbefangnem Sinn tiefer blickend, daß es ein Weib ist. Wie er die sittliche Kraft hat, sein Wesen gegen das des Orestes als das untergeordnete zu empfinden, so hat er auch, worin wir zugleich die Anlage zur spätern verehrenden Liebe für Iphigenien in ihm erkennen, das Bewußtsein, daß die Sittlichkeit des Weibes über die zum Guten, aber auch zum Bösen, des Menschen Sinn umstimmenden äußern Verhältnisse weiter hinausliege. So kann er, auch in uns die Ahnung des glücklichen Ausgangs von neuem belebend, von Thoas mit Recht entschuldigend sprechen, aber hoffend und verehrend von der, wie immer, so sicher auch jetzt gütigen Iphigenie. An diese tiefe Ahnung in Pylades knüpft sich sogleich wieder die andre Seite von dessen Charakter, die Neigung, die gegebenen verwickelten Verhältnisse mit Klugheit zu entwirren und zum ersehnten Ziel zu leiten. Er will mit Iphigenien allein sprechen, um Gelegenheit zu haben, ihr Schicksal derselben nicht ohne Rückhalt zu vertrauen; dann will er auch Orest erst noch treffen, ehe dieser mit Iphigenien spreche. Pylades kann es dem Orest gegenüber nicht bekennen, was ihn zum nur halben Vertrauen bewegt; der Muttermord ist zu gräßlich, als daß er nicht mit dessen Geständniß die Neigung zu helfen bei der Gütigen zu verscherzen fürchten müßte. Orest, dem Klügeln über die Rathschläge seines Freundes schon von Natur fremd, und durch den Druck der auf ihm lastenden Qual noch mehr von allem Forschen danach zurückgehalten, fragt nicht weiter; so weit aber mußte ihm Pylades seinen Plan vertrauen, um ihn von seiner Unterredung mit Iphigenien zu entfernen.

Diese tritt ihm entgegen mit der Aufforderung, zu entdecken, woher er sei und komme; sie hat den Griechen in ihm erkannt. Indem sie ihm die Ketten abnimmt, kann sie nur bitten, daß die Götter das sie bedrohende Geschick abwenden mögen. — Da bricht Pylades, überrascht, in der Fremden, auf die er seine Hoffnung gesetzt, eine Griechin zu finden und so an das Vaterland hoffend erinnert zu werden, in Entzücken aus, und indem die Noth ihm einen Augenblick in den Hintergrund tritt, kann er sie nur bitten, ihre Herkunft ihm zu sagen. — Wer sollte in der Zartheit, mit welcher dieß geschieht, die Keime der Liebe verkennen? Wer brauchte auf die echt griechische Scheu vor dem Verhängniß hingewiesen zu werden, mit der er seiner Bitte die

Beschränkung hinzufügt: „wenn dir ein Verhängniß nicht die Lippen schließt?“ So kann es ihn auch nicht kränken, wenn Iphigenie ihm die Antwort ernst verweigert; sie ist ihm nur Priesterin; aber sie darf ihre Frage wiederholen, wer er sei und welch' unseliges Geschick sie beide hierhergebracht..

Da beginnt er seine Erzählung, in welcher er, den Muttermord in Brudermord umdichtend und sich zugleich dem Unglücklichen näher stellend, das Geschick seines Freundes im Wesentlichen wahr, jedoch so weit gemildert darstellt, daß er Iphigenien vom thätigen Mitleid weniger zurückzuschrecken hoffen darf.

Wir konnten erwarten, daß diese die Gelegenheit nicht würde vorbei gehen lassen, Kunde vom Vater einzuziehen. Dies wird ihr um so näher gelegt, da in Pylades' Rede Troja mit erwähnt wird. Er hat eben nur seine Erzählung geendigt, als sie auch schon sanft dringend fragt, ob sie glauben dürfe, daß Troja gefallen. „Es liegt,“ antwortet er nur, und schließt dann gleich, woran er durch ihr Einfallen gehindert worden, die Bitte an, seines Bruders sich zu erbarmen, aber ja des leicht erregbaren im Gespräch zu schonen. — So groß auch Pylades Unglück sei, Iphigenie, von dem Gehörten nicht befriedigt, kann sich nicht enthalten ihre Bitte zu wiederholen. Die frohe Nachricht wird jetzt bestimmter noch einmal gegeben; doch sind manche der Besten gefallen, selbst Achill mit seinem schönen Freunde. Tief ergriffen von dem Geschicke, das auch die Götterbilder betroffen, wird Iphigenie doch schnell zu andrer Empfindung umgestimmt. Ihr Vater ist nicht unter den Erschlagenen; sie mag sich kaum enthalten, ihre Hoffnung, ihn zu sehen, ungestüm laut werden zu lassen. — Da soll sie mit einem Male, und nach der eben aufgestiegenen Hoffnung nur um so erschütternder, der entsetzliche Schlag treffen. — Selbst tiefer als vorher ergriffen und zögernd, das schreckliche Geschick Agamemnon's, das ja auch mit seinem eignen Schicksale in nur zu nahem Zusammenhange steht, auszusprechen, entdeckt Pylades das Entsetzliche:

Klytämnestra hat
Mit Hülf' Aegisthens den Gemahl berückt,
Am Tage seiner Rückkehr ihn ermordet.

Mit ergreifender Wahrheit läßt der Dichter Iphigenien ihren Schmerz, nicht, weil sie dem Fremden gegenüber sich nicht zu verrathen

aufgefordert ist, sondern weil derselbe über alle Worte hinausliegt, nicht aussprechen. Ahnen kann das wahre Verhältniß Pylades aus dem gewaltigen Kampfe in ihrer Brust, welchen mitempfindend er sie nur bittet, es ihm nicht zuzurechnen, daß er zuerst diese Greuel meldet. — Auch jetzt kein Ausbruch der Empfindung von Iphigenie, nur die Fragen sind ihr möglich und der starken Seele natürlich, aber in der kürzesten Form, nach der Weise, wie die That vollbracht wurde; und als sie diese erfahren, nach dem Lohne des Mitverschwornen; darauf, ob sie den in Pylades' Antwort schon mit eingeschloßnen Beweggrund, das verbrecherische Verhältniß des Aegisth und der Klytämnestra, richtig gefaßt habe. Sie hat es; aber außer der bösen Lust trieb Klytämnestren noch einer „alten Rache tief Gefühl;" und so wird die entsetzliche That der Gattin selbst wieder als Rache, welche das beleidigte Muttergefühl für Iphigeniens Opferung am Thäter Agamemnon nimmt, dargestellt. Das Ungeheure erträgt Iphigenie nicht mehr. Sich verhüllend geht sie ab, einsam sich ganz in den unermeßlichen Schmerz zu versenken und hierdurch sich selber wieder zu finden. Pylades, allein gelassen, ahnt wohl den an diese gesteigerte Theilnahme Iphigeniens geknüpften glücklichen Ausgang, aber, wie wir schon früher ein Gleiches bei ihm sahen, ihn nach seinem tiefern Zusammenhange mit jenem Antheile zu ahnen vermag er nicht.

Eine doppelte Rettung fordern wir für Orest; die innre seines Herzens von der Verfolgung des Gewissens, und die äußre seines Lebens von dem drohenden Opfertode. Beides hofft auch Pylades, und zwar kann er sie von seinem, dem nur griechischen, Standpunkte aus auf keinem andern Wege erwarten als dadurch, daß sie sich selbst durch Flucht dem Tode entziehen, und zugleich das heilige Bild der Diana von dem ungeweihten Lande des „rauh unwürd'gen" Volks auf einen Boden edlerer und menschlicherer Verehrung entführen,*) worauf denn auch die innre Entsühnung erfolgen werde. Freilich weder die Flucht noch die Entwendung sind in der That möglich,**) noch kann er sie für möglich halten, ohne Iphigeniens Theilnahme; aber diese glaubt

*) Dieß ist scheinbar selbst durch den Gott gefordert.

**) Die Flucht wäre allerdings möglich, aber sie können nur Iphigenien nicht zurücklassen.

er ohne Bedenken voraussetzen zu dürfen. Wir aber müssen erkennen, daß für Iphigenien eine solche Theilnahme schlechterdings unmöglich ist, da sie ihr die Anwendung von List und Trug gegen einen König und ein Volk auferlegen würde, die sich gegen sie nicht als Barbaren, sondern als Menschen erwiesen, und für Iphigenien jenen Unterschied zwischen wesentlich niedriger stehendem Barbarenthum und wesentlich höher gestelltem Griechenthum — wonach im Collisionsfalle ersteres der rein griechischen Sinnesweise für das durchaus rechtlose, mithin auf jede Weise zu bekämpfende, gelten kann, — in der höheren Gleichheit des allgemeinen, Barbaren- und Griechenthum gleichmäßig in sich einschließenden Menschenthums aufgehoben haben. Wir erkennen ferner, daß, auch wenn dies nicht der Fall wäre, doch auf eine so ganz äußerliche Weise der durchaus innerliche Widerspruch in der Seele des Orest nicht gelöst, vielmehr nur gesteigert werden könnte. Er hat gefrevelt gegen die Heiligkeit der Familie, nicht (wie vielfach seine Ahnherren, ja seine Mutter selbst,) aus eignem Triebe, sondern so, daß er das seine Verwirklichung fordernde Recht im allgemeinen sittlichen Geiste seiner Zeit vollstreckt; demnach muß er einerseits zwar, indem auch die unfreiwillig, ja wider Willen vollbrachte That dem Menschen als wesentlich freiem zur Schuld anzurechnen ist, die Qualen des rächenden Gewissens ganz durchempfinden, aber anderntheils muß für ihn eben so sehr seine Befreiung von jenen Qualen durch göttliche Fügung eingeleitet sein. Diese Fügung aber kann nur darin bestehen, daß sie ihm die Heiligkeit der Familie in einer Persönlichkeit, in welcher sie durch keinen (wie es bei der Mutter und späterhin auch bei der einen Schwester Elektra der Fall war,) selbst gegen diese Heiligkeit verübten Frevel verdunkelt und entstellt ist, und welche demnach kraft ihrer eignen Reinheit die reinigende Macht über Orest üben kann, entgegen treten lassen. Er selbst aber muß, indem diese Befreiung, die freilich er einzig und allein aus seiner eignen, durch jenen Frevel eben gebundenen Freiheit heraus sich zu erringen außer Stande wäre, die ihm jedoch auch nicht nur ganz äußerlich geschenkt werden kann, seinerseits sie zu empfangen und hinzunehmen sich würdig und berechtigt darstellen. Er muß also durch alle Verfinsterung seines Innern hindurch als eine ihm selbst unbegreifliche und unerklärliche Macht über sich die ihm gegenübergestellte Liebe „der reinen Schwester" empfinden, und andrerseits, seinen

Frevel ohne Murren gegen die Götter als den seinigen anerkennend, die Qualen des Gewissens nochmals, und zwar im concentriertesten und gesteigertsten Maße, schonungslos durchzufühlen haben. Daß dieß geschehen werde, ahnen wir, indem wir jetzt Iphigenien und Orest zusammengeführt erblicken.

Tiefer gefühlt, nachdem Iphigenie durch die vorhergegangene Erzählung den Fremdlingen näher gerückt worden, ist die Anrede Iphigeniens an Orest, als die frühere an Pylades. Die näher heranrückende Nothwendigkeit des Schrecklichen leitet ihre Gedanken auf die bestimmtere Betrachtung der gegenwärtigen Lage. Sie kann die Fremden nicht opfern; keine andre, so lange sie Priesterin Dianens ist, darf ihr Haupt berühren; aber verweigert sie dem aufgebrachten Könige die Pflicht, so wählt er eine ihrer Jungfrauen zu ihrer Nachfolgerin, und sie kann auf keine Weise mehr etwas für sie thun, für Landsleute, die sie nicht mit genug Freud' und Segen empfangen kann, da sie ihr das Bild stets geliebter Helden erneuert und das innerste Herz mit neuer schöner Hoffnung gelabt haben. Also nicht mit gebrochner Kraft, nicht vor Schmerz außer sich, sondern im innersten Herzen gefaßt und in sich gesammelt erscheint Iphigenie. So mußte es sein. Die tiefere Erschütterung des Schmerzes mußte gegen die neu aufkeimende Hoffnung, die Ueberbliebnen wiederzusehen, zurücktreten, damit wir in ihr die Stärke ahnen, das noch Entsetzlichere, das ihr sich darbieten soll, zu überwinden. Durch die Erinnerung an jene Helden fühlt sie sich schon halb wieder zugeführt dem Kreise ihrer Jugend; die ihr diese Kunde gebracht, können nicht zur Beute des traurigen Geschicks bestimmt sein; sie insgesammt werden der Heimath wieder zurückgegeben werden. Wie früher Pylades, nur mit noch zarterer Wendung, fragt jetzt Orest mit der schönen griechischen Scheu, durch solche Fragen schwere Wunden zu berühren, nach ihrem Namen. Iphigenie will ihm nicht fremd bleiben; sie fühlt, daß sie ihm zu nahe steht; aber erst will sie ganz die vorher nur halb gehörte Kunde von den Ihrigen vernehmen; nur der Nicht-Erkannten konnte, fühlte sie, der Fremde diese geben. So ist ungezwungen auch der letzte Theil der Exposition der Vorfabel herbeigeführt, die Erzählung der schweren That des Orest und des ihn darauf befallenden Geschicks, hiermit aber zugleich für den Fortschritt der Handlung ein Wesentliches gewonnen,

indem theils Orest, so zum Boten seiner eignen That gemacht, noch einmal und in höchster Steigerung den Schmerz und die Qual der Reue bewußt durchmessen muß, theils die Erkennung der Geschwister eingeleitet wird, und zwar nicht auf eine bloß zufällige Weise, sondern durch die eigne That des Orest, (die erste nach jener schrecklichen), durch das Bekenntniß, womit er der Macht der Wahrheit und der großen Seele Iphigeniens huldigt.

Sich nicht zu verrathen, will sie nach Mehreren fragen; aber ihr selbst unbewußt, jedoch mit innerer Nothwendigkeit, nimmt ihre Rede die Beziehung auf den einzigen Agamemnon, während die frühere Erwähnung desselben im Gespräch mit Pylades auf eine für diesen nur zufällige Weise und gegen seinen ursprünglichen Vorsatz und erste Ankündigung geschah. Hat sich Agamemnon's Ende schon dem Pylades schrecklich dargestellt, so wird dieser Schrecken von Iphigenie noch viel innerlicher und dämonischer empfunden. Zuletzt fragt sie entschieden nur nach Bestätigung der Nachricht über Agamemnon's Tod, dessen Heldenherrlichkeit sie noch in der Erinnrung mit froher Ehrfurcht verehren muß. Und als sie diese erhalten, da findet ihr Schmerz erst Worte. Aber kein Unwille gegen die Mörder, kein Jammer über den ermordeten Vater, keine Parteinahme für oder wider; alles Unglück erscheint ihr, wie es einem Chor erscheinen würde, der aber hier nicht äußerlich den Handelnden beigefügt ist, sondern, dem Geiste des modernen Drama angemessen, innerlich in die eigne Brust derselben verlegt ist, — als Unglücksfrucht von früherer Saat herstammend. Mit dieser nur auf das Ganze gerichteten Anschauung und der darin liegenden Fassung über die tief empfundnen Gräuel ist die Möglichkeit gesetzt, auch die nicht fehlende hoffnungsreichere Seite herauszufühlen und mit Zuversicht und Wirkung geltend zu machen. Indem Iphigenie so durch die nicht der Macht der einzelnen Empfindung hingegebne, sondern über der ganzen Reihe der Geschicke in freier Höhe schwebende Betrachtung bewährt, daß sie sich vollkommen wieder hat, kann es nicht auffallen, daß sie, auch diese erschütternde Betrachtung schnell aufgebend, wieder zu Fragen nach dem übergeht, was sie vorher, durch Schrecken überwältigt, nicht hat zu Ende hören können. Ist Orest entkommen, Orest, den Iphigenie, und damit zugleich das leidenschaftslose Rechtsgefühl der damaligen Zeit selbst, nicht ohne Bezeichnung

seiner Bestimmung zum künftigen Rächer des Vaters aufführen kann? Lebt Elektra? — Als sie hört, sie leben, da geht wie blendendes Sonnenlicht in ihrem Herzen die Freude auf, daß nicht ihr ganzes Haus zu Grunde gerichtet ist.

Mitleidig kann selbst Orest nur diese Freude schauen, auf die ein jäher Rückfall in die Schmerzen folgen soll. Sie hat noch Schlimmeres, als Agamemnon's Tod zu erfahren. Eine Weile zögert sich die Entdeckung durch die halben, nur das Begegniß aussprechenden, die That bloß andeutenden Reden des Orest hin und durch Iphigeniens Bemühen, nicht über das Gesagte hinausgeführt zu werden, sodann durch ihre nur die Nothwendigkeit der Strafe anerkennende, der Frage aber nach der Art der Vollführung derselben sich enthaltende Rede. Da ihr an Klytämnestra zu denken nahe gelegt wird, erwidert sie nur:

Sie rettet weder Hoffnung, weder Furcht;

und sodann, da sie die Erfüllung der nothwendigen Strafe an ihr vernimmt:

Vergoß sie reuig wüthend selbst ihr Blut?

Den Tod der schuldbeladnen Mutter, die sie nicht lieben, nicht hassen kann, muß sie voraussetzen, auf andre Weise will sie ihn nicht denken.

Das Zögern, die immer dunkleren Antworten des Orest erhöhn die Bangigkeit Iphigeniens zu höherer Qual, als selbst die Gewißheit bringen kann, und so ist durch ihre dringende, ängstliche Bitte, deutlicher zu sprechen, Orest in die unausweichbare Nothwendigkeit versetzt, selbst Andern eine That zu verkünden, die er gern sich selbst verbergen und in lautlose Stille versenken möchte. Aber Iphigeniens holder Mund darf — ihm selbst unbewußt, durch welche tiefe Nothwendigkeit, — auch etwas Schmerzliches von ihm fordern, und er erhält's.

Indem jedoch die Qual für ihn immer mehr sich steigert, fängt — gleichfalls ihm selbst noch unbewußt — auf innerliche Weise schon die wahre Büßung sich zu vollziehen an. Schon in der Zartheit, womit die Erzählung des Mordes an der schuldvollen Mutter von aller Anklage durch den Sohn freigehalten ist, gibt sich dieß zu erkennen. Zu der That selbst ist er widerwillig gezwungen; der Rache Feuer war vor der Mutter heil'ger Gegenwart in ihm zurückgebrannt; aber, wie nur ein Weib so entsetzliche That verüben, wie eben so nur ein Weib

das ganze Unheil endlich sühnen konnte, so war auch der Mord an der Mutter, obwohl vollzogen durch den Mann, doch gewollt von einem Weibe; ein Weib, — das nun einmal den Sinn stäter bewahrt — mit dem Gefühl der Nothwendigkeit der Rache ohne die Möglichkeit, diese selbst zu vollziehen, dem qualvollen Anblick des Orts einer durch den Uebermuth der glücklichen Verräther stets neu verübten Unthat immerfort nahgerückt, ein Weib bringt ihm jenen alten Dolch auf, der schon in Tantals Hause grimmig wüthete, und —

Klytämnestra fiel durch Sohnes Hand.

Wie das Ungeheure halb besinnungslos mit einem Schlage geschehen, so spricht es auch Orest halb besinnungslos mit Einem Worte, gleichsam mit Einem Schlage, aus. Durchschüttert mag Iphigenie jetzt zweifelnd fragen, ob die Unsterblichen, auf die sie immer vertrauensvoll gehofft, sie nur darum von den Verwirrungen menschlichen Verkehrs fern in kindlich frommem Dienste gehalten und ihre Seele, der heiligen Opferflamme gleich, die sie zu nähren hat, in ewiger, frommer Klarheit zu ihren Wohnungen hinaufgezogen haben, daß sie ihres Hauses Gräuel später und nach der hoffnungsvollen Auslegung, die sie ihrer Entfernung von der Gegenwart der entsetzlichen That gegeben, nur um so tiefer fühlen sollte. — Jetzt aber ist sie ganz dem Gedanken an die Gewissensqual, die Orest leiden muß, hingegeben. Das Entsetzliche ist geschehen und unabänderlich, sie wendet, das erschütterte Gleichgewicht ihres Innern wiederherstellend, sich dem zu, wo noch zu hoffen wie zu fürchten ist.

Da brechen immer mehr alle Schauer des rächenden Gewissens in Orest wieder hervor; die Furien, die im Heiligthum vor der dumpfen Betäubung seines Glaubens an den nahen Sühnetod gewichen sind, kehren, indem der frühere, unmittelbar nach der That sich seiner bemächtigende stiere Schreck und irre Taumel von neuem über ihn kommen, auf eine innerlichere Weise wieder. Die Erinnerung an das entsetzliche Erwachen des Gewissens ist eine Qual, schrecklicher als alle frühere. Die Gier in dem Angriff des Gewissens, die grauenvolle Heimlichkeit, mit welcher der Gefährte des Gewissens, der Zweifel, leise schleichend, alle Waffen gegen dasselbe, die in der Heiligkeit der erfüllten unseligen Pflicht zu liegen scheinen, dem Armen entzieht, die sinnbethörende Gewalt, mit der es ihn immer nur das Eine, was er gethan, denken

und empfinden läßt, die Grausamkeit, mit der es den Unglücklichen nicht einmal sich abstumpfen läßt gegen die nagende Qual, sondern tückisch ihm Rast giebt, um den Stachel für erneute Angriffe zu schärfen, das alles wird, indem es erzählt wird, nicht nur als ein Vergangnes wieder gegenwärtig, sondern wiederholt sich in wirklicher Gegenwart, so daß auch Iphigenie in dem Mitgefühl für den Unseligen, der ihr von jenem erzählend nur sein eignes Geschick darstellt, zu dem Jammerruf hingerissen wird:

Unseliger, du bist in gleichem Fall,
Und fühlst, was er, der arme Flüchtling, leidet!

Aufgestört, Iphigenien der Wahrheit nahe erblickend, ohne sie doch in deren voller Kenntniß zu sehen, fragt Orest:

Was sagst du mir? Was wähnst du gleichen Fall?

Und als ihm Iphigenie mild entgegnet, daß sie weiß, wie auch ihn ein ungeheures Vergehen, ein Brudermord drücke, da kann Orest nicht leiden, daß Iphigeniens große Seele mit einem falschen Worte betrogen werde. Er empfindet, daß er Iphigenien gegenüber nicht fremd sich zu halten und kein lügenhaft Gewebe zu dulden hat. Zwischen ihm und ihr sei Wahrheit! Die innere Erhebung Orest's kündigt sich uns schon an in der Empfänglichkeit für den Eindruck von Iphigeniens stiller Größe, so wie in dem Entschluß, gegen sie, die er verehren muß, wahr zu sein;

Ich bin Orest! (sagt er,) und dieses schuld'ge Haupt
Sehnt nach der Grube sich und sucht den Tod;
In jeglicher Gestalt sei er willkommen!

Sein Blut möge rauchen und so sein Tod, Fluch bringend dem Ufer der Barbaren, für sein Vaterland noch einen Segen mit sich führen, den sein Leben nicht hat bringen können; was ihn allein früher sich ganz dem Wunsche des Todes hinzugeben gehindert hat, seines Pylades Geschick, kann ihn jetzt nicht mehr ängstigen. Iphigenie, die nicht gern zu verweilen scheint, und sein Freund mögen sich retten, um daheim im schönen Griechenland ein neues Leben freundlich anzufangen. Die Beziehung auf die künftige Verbindung beider ist auch hier, aber so zart und leise, genommen, daß sie auch der Ausleger kaum anzudeuten wagt. — Orest entfernt sich, da er sich durch sein Geständniß von ihr auf immer geschieden wähnt.

Aber Iphigenie, — die noch kurz vorher, wo sie noch nicht zum kräftigen besinnungsvollen Thun sich aufgerufen und durch solchen Beruf selbst gestärkt fühlte, der ganzen festen Gediegenheit ihres Wesens bedurft hatte, um nicht in ihrem Glauben an ihre Bestimmung irre zu werden, — Iphigenie erkennt sich in diesem entscheidenden Augenblicke der höchsten Spannung, indem sie durch den Anblick des heißersehnten, aber schuldbeladnen Bruders keineswegs, wie dies bei einer schwächern, nicht von der Gottheit selbst erzognen Natur nothwendig wäre, wild bewegt wird, sondern dessen gedenkt, daß er für sie, die nicht in jene unselige Geschicke mit verstrickte, nur der durch sie zu entsühnende Bruder ist, dem sichtbarlichen weisen Walten der Götter selbst gegenüber gestellt; sie erkennt in der endlichen, lang aufgesparten und jetzt und in dieser Weise nicht erwarteten Erscheinung nichts anderes als die im rechten Zeitpunkt gesendete Erfüllung ihres Wunsches, und so darf sie auch vertrauensvoll die waltenden Götter anflehn, ihr dieses Glück nicht wie einen Schatten und darum dreifach schmerzlicher vorüber gehen zu lassen. — Orest hat gesehen, daß sie zu den Göttern fleht und bittet sie, wieder zu ihr tretend, für ihn solle sie nicht mitflehen:

> Du rettest den Verbrecher nicht, zu dem
> Du dich gesellst, und theilest Fluch und Noth.

Sanft will ihn Iphigenie zur Wiedererkennung hinleiten und beginnt:

> Mein Schicksal ist an deines festgebunden.

Aber schnell einfallend, sie mißverstehend, lehnt Orest von neuem ab. Sie soll nicht sterben, ihm aber könnte Rettung vom Tode doch nicht frommen vor dem Blick der immer wachen Erinnyen:

> Deine Gegenwart, du Himmlische,
> Drängt sie nur seitwärts und verscheucht sie nicht.

Seinem Bewußtsein gestaltet sich auf äußerliche Weise, was ganz innerlich ist. Das nur noch von der Ahnung der, wie er meint, allein durch den Tod zu gewinnenden Entsühnung zurückgedrängte Gewissen müßte ihn auf dem Wege zur äußern Rettung nur wieder überfallen. Auch auf die immer näher zur Entdeckung hinleitenden Worte der liebevoll besonnenen Iphigenie antwortet Orest hoffnungslos; erst dumpf resigniert, dann erregter:

> Durch Rauch und Qualm seh' ich den matten Schein
> Des Todtenflusses mir zur Hölle leuchten.

Nicht zum Orkus, noch zum Lethe, nein zu einer ewigen Qual. Und als sie ihm noch immer näher tritt und fragt, ob er denn nur die Eine Schwester Elektra habe, da muß er selbst das entsetzliche Geschick der geopferten Iphigenie, die er nicht gekannt, für eine Wohlthat der Götter halten. Die Gegenwart der nicht gekannten Schwester, welche ihn nöthigt, diese letzten schrecklichen Geschicke seines Hauses noch einmal zu überschauen, und ihm nichts von allem, wovon er die Blicke abwenden möchte, erläßt, weckt nur die Erinnyen wieder auf, und verewigt die Qual, die zu verglimmen schien. Mit mildestem Mitleid sucht Iphigenie die Stimme der Hoffnung in ihm zu erwecken. Der reine Hauch der Liebe soll ihm „die Gluth des Busens leise wehend kühlen,“ und „wenn vergossenen Mutterblutes Stimme zur Höll' hinab „mit dumpfen Tönen ruft,“ so soll „der reinen Schwester Se„genswort hülfreiche Götter vom Olympus rufen.“ —

Ihre Stimme wendet ihm das Innerste in seinen Tiefen, aber entsetzlich. Die nahende Entscheidung kann er nur für den Ruf zur Spitze des Verderbens, die liebende Schwester nur für eine Rachegöttin, die mit der ausgesuchteren Qual einer vorgespiegelten Hoffnung sich nahe, halten. Wie kann er hoffen, er, der einzig dem Verderben geweiht ist? — Dennoch ist diese Stimme seines Herzens, die er noch mißkennt, Verkünderin der Wahrheit. Unvermögend länger sich zu halten, bricht sie aus:

Orest, ich bin's! sieh Iphigenien!
Ich lebe!

Darauf Orest in verwirrtem Staunen:

Du!

Und schon will sie die Rechte der Schwester an dem endlich gefundnen Bruder geltend machen, als er sie zurückstoßend warnt, ihm zu nahen, von dem ein unauslöschlich Feuer fortzündend sich verbreite.

Angstergriffen kann sie kaum die Versicherung aussprechen: du wirst nicht untergehen. Sie selbst ist gegenüber dem Bruder, der sich ihrer Umarmung versagt, der Pein des Zweifels und der Ungewißheit über den fremden Mann dahingegeben, und so „wälzt sich ein Rad von Freud' und Schmerz“ durch ihre Seele.

Da ergreift die Qual, die zu schwanken schien, ganz wieder sein Innerstes und ganz wieder den finstern Mächten hingegeben, verblendet er sich, um nur nicht, wenn er einer Freude in sich Raum gäbe, die vielleicht doch ohne Bestand wäre, noch elender zu werden, geflissentlich, und will in der Liebe der Schwester, deren Erscheinung ihm eine ganz fremde, nicht geahnete, noch gewünschte ist, nur die rasende Lust der Bacchantin erkennen. Soll denn der Zauber der Liebe nicht den Bann der dunkeln Mächte des Gewissens lösen? — Er braucht die Schwester ja nur zu hören, zu sehen, um den schweren Schleier, der ihm die Sinne verfinstert, zu zerreißen. Die Macht der reinsten Liebe muß immer gewaltiger eindringen, um ihn aus jenen Fesseln zu befreien; an seine Brust muß sich Iphigenie flüchten, sich die namenlose Freude über den Wiedergefundnen vor der Angst über den Anblick des Unglücklichen zu sichern und ihn selbst zu retten aus der Bethörung seines verfinsterten Innern.

Mit dem stilleren, hoffnungsloseren Gefühl des sich scharfsinnig wähnenden Irrsinns heißt er sie ihren Arm von seiner Brust entfernen, und wolle sie einmal einen Jüngling rettend lieben, seinem Freunde sich zuwenden. Schon mit dieser Wiederaufnahme der frühern Empfindung der Freundschaft, des Einzigen, was ihn noch gehalten hat, bis ihn die Liebe retten kann, ist der Weg aus diesem Labyrinthe wieder eröffnet, und so muß es auch dem nicht ablassenden Bemühen der Schwester endlich über ihn gelingen. Rührend bittet sie ihn, einer Schwester reine Himmelsfreude nicht unbesonnene, strafbare Lust zu nennen. Zu den Göttern wendet sie sich auch jetzt, daß sie ihm den Wahn vom starren Auge nehmen, damit der Augenblick der höchsten Freude ihnen wirklich zu Theil werde. Und wieder zum Bruder sich wendend, spricht sie mit gefaßter Kürze die Wahrheit aus:

Sie ist hier,
Die längst verlorne Schwester. Vom Altar
Riß mich die Göttin weg und rettete
Hierher mich in ihr eigen Heiligthum.
Gefangen bist du, dargestellt zum Opfer,
Und findest in der Priesterin die Schwester.

Da weichen die Nebel von seinem Auge; aber nur damit er der alten Qual wieder verfalle, die sogar einen neuen Zusatz erhält. Er

erkennt die Schwester an, aber nur um sie mit Entsetzen als in sein Unheil verstrickt zu sehen. Für ihn soll sie nur Priesterin sein. Mit furchtbarer Bitterkeit sieht er, wie der Brudermord hergebrachte Sitte seines Stammes ist; so ist es ein Glück, daß er kinderlos ausgerottet werden soll. Ihr erbarmender Blick erinnert ihn nur an das vergebliche Flehen seiner Mutter. Die Furien sollen dem letzten gräßlichsten Schauspiel, das sie bereitet, beiwohnen. Sie, nicht haß- und racherfüllt, nein, die liebevolle Schwester, wird zum Brudermord gezwungen. Doch jetzt ist er ganz dem Mitleid mit der Armen, Weinenden hingegeben. Sie soll nicht weinen, sie hat nicht Schuld. Er haßt sie nicht wegen der That, die sie verüben muß; er hat nichts je so geliebt, als er sie lieben könnte. Der Tod, den sie ihm geben wird, ist selbst eine Wohlthat für ihn.

Dem ungeheuren Wechsel der Gefühle, die ihn aber alle, wie er meint, nur zum Abgrunde hindrängen, vermag er nicht mehr zu widerstehen; er erliegt der Ermattung so erschöpfender Leiden. Auch Iphigenie ist sich selbst nicht mehr genug; sie bedarf, nicht mehr von außen, sondern durch sich selbst an einen solchen gewiesen, des Haltes für all dieß Glück und Elend, und sucht Pylades, den theuren Mann.

So sehr hatte Orest die Hölle in seiner Brust getragen, daß er die Schwester lange verkannte; daß er auch nach der Erkennung nur die finstre Seite davon aufzufassen im Stande war. Aber die Betäubung selbst, in die er verfallen, ist ihm wohlthätig geworden. Mit der Erschöpfung seiner Kräfte hat sich auch die Wuth des Gewissens erschöpft. Erwachend fühlt er sich erquickt und die finstern Bilder in die Ferne gerückt; bald, hofft er, wird ganz der Krampf des Lebens aus dem Busen hinweggespült und Alles vergessen sein. Die während des heftigsten innern Sturms, durch die ganze Finsterniß des unstätesten Wahnsinns hindurch doch schon wirksame Macht der schwesterlichen Liebe hat ohne sein eigen Wissen ihm den Gedanken der Möglichkeit einer Versöhnung nahe gerückt; die Betäubung aller seiner Kräfte, die ihn jene geheimnißvolle Gewalt ferner abzuwehren und von sich fern zu halten außer Stand setzt, erlaubt jenem Gedanken, gleichsam im Rücken des Selbstbewußtseins immer größre Herrschaft zu gewinnen. Aber die Versöhnung kann ihm, der selbst alles bloße Aufhören des innern Leides nur vom Tode erwartet hat, zunächst nur als eine jenseits mögliche

erscheinen; die Beschwichtigung also der innern Qual, die Stille, die er jetzt empfindet, kann er, sich dem Leben, das für ihn so schmerzvoll war, entrückt fühlend, nur aus der Nähe, ja aus der Wirklichkeit des Todes, aus dem Beginn des Jenseits ableiten. So wird ihm die Versöhnung nur erst in der Form des Traums, der Vision, und so gewinnt in dieser innern Stille die auch in diese Gewißheit hineinspielende Macht der versöhnenden Liebe immer mehr Raum. Jetzt kann er beruhigter den Blick auf die Geschicke seines Hauses richten; er schaut die Ahnherrn versöhnt. Atreus und Thyest sieht er in vertraulichen Gesprächen und keine Feindschaft mehr unter ihnen; die Rache ist wie das Licht der Sonne verloschen. Dann kann auch er gewiß sein, freundlich aufgenommen zu werden. In nicht gekannter Lust hin- und herwogend begrüßt er sie. Auch den Vater sieht er vertraut die Mutter mit sich führen, und so darf auch er von der Mutter Verzeihung hoffen. Jenseits der Nacht hat das Geschlecht des alten Tantalus seine Freuden, jenseits ihrer, aber es hat sie doch endlich. Die Ahnherren rufen ihm Willkommen und nehmen ihn auf. Auch den Ahnherrn Tantalus selbst möchte er sehen, aber wehe! dem haben die Götter „grausame Qualen mit ehernen Ketten fest aufgeschmiedet."

Jetzt treten Iphigenie und Pylades wieder zu ihm, um den innerlich Ausgesöhnten auch dem Leben und dem Bewußtsein des Lebens, um den, der zwar nicht mehr außer der Versöhnung, aber wohl außer sich ist, auch sich selbst zurückzugeben. Er verkennt sie nicht mehr, er schaut beruhigt die Schwester. Zwar hält er sie auch für der Unterwelt verfallen, aber Iphigenien kann er deßhalb nur glücklich preisen; Elektra, die Eine, die noch fehlt, mag ein gütiger Gott auch bald, wie Iphigenien, nachsenden. Den armen Freund muß er bedauern, aber mit freudiger Geschäftigkeit will er ihn zu Pluto's Thron ziehen, den Wirth zu grüßen.

Da vollenden die Schwester und der Freund die Heilung. Iphigenie wendet sich im Gebete zu dem schönen Geschwisterpaare des Himmels, die den Todten nicht leuchten dürfen. Dianen, die den Bruder vor allen liebt, ruft sie an, ihren von ihr gleichgeliebten Bruder von der Finsterniß des Wahnsinns zu retten. Sie fühlt, wie der Wille der Göttin, nach welchem diese sie hier geborgen hat, nunmehr vollendet ist, und die Göttin ihr durch ihn und ihm durch sie die sel'ge Hülfe

geben will; so möge sie ihn auch von den Banden jenes Fluchs nunmehr lösen, damit nicht die Zeit zur äußern Rettung schwinde. Hat Iphigenie so durch die Nähe, in die sie, für sich betend, auch den aufmerksam horchenden Orest zu den freundlichsten Göttern der Oberwelt stellte, ihn aus dem noch träumenden Bewußtsein schon halb zu sich gebracht, so vollendet die kräftige Hinweisung des Freundes auf alles, was ihn vom Leben überzeugen kann, das Erwachen. Bedeutend wird, was schon von Iphigenien angefangen wurde, hier der Blick noch bestimmter auf die noch drohende äußere Gefahr gerichtet und so die folgenden Acte angeknüpft.

Die Macht der Liebe hatte schon über Orest gesiegt, jetzt siegt auch die Macht der Besinnung und Vernunft. Er darf zum ersten Male in den Armen der Schwester mit freiem Herzen reine Freude haben. Innerlich wieder aufgerichtet wendet sich jetzt auch Orest, wie sonst Iphigenie, zu den Göttern. In besinnungsvoller und frei strömender Rede dankend fleht er sie an, ihn sein Glück mit Schwester und Freund genießen zu lassen. Es löset sich der Fluch, ihm sagt's das Herz, und er ist wieder aufgefordert zur Lebensfreude, zu großen Thaten. — Doch noch ist zur vollen Rettung Vieles zu thun, in die Beseligung winkt drohend herein die Gefahr; deßhalb drängt Pylades, wie immer so auch jetzt auf das Wirkliche gerichtet, den von der innern Befreiung Entzückten, die Freude zu versparen, bis sie ganz gerettet seien. Es bedarf hier schnellen Rathes und Entschlusses! In der That gestaltet sich die äußre Lage immer drohender und es scheint, als ob der dauernde Genuß seiner innern Entsühnung weder ihm selbst, noch der Schwester und dem Freunde zu Theil werden solle. Diese hat die Macht und die Innerlichkeit der Liebe, welche ihn zum Bekenntniß der Wahrheit drängte, deren gern vermiedene und geflohene Schrecken noch einmal schonungslos in sich durchzuempfinden die einzige Rettung war, in Orest's Tiefen hervorgerufen; was wird retten aus jener äußern Gefahr?

Die Lüge soll es; aber wie könnte sie es? —

Auch hier, bei dem Wiederbeginn der frühern Handlung, bei dem Anfang der Lösung der zweiten Aufgabe, ist uns Iphigenie allein vorgeführt, und wir können daraus ahnen, daß auch hier Alles durch deren Innerlichkeit werde vermittelt werden. Sie selbst zwar hat dieses

Bewußtsein so wenig jetzt als früher. Vielmehr ist sie, in weiblicher Verehrung der männlichen Ueberlegenheit verloren in die liebende Bewunderung des Pylades und aus der ruhigen Haltung durch dieß neue Gefühl herausgerissen, jenem Bewußtsein der Macht ihrer Persönlichkeit ferner als je, aber eben damit auch würdig, das Werkzeug der erbarmenden Gnade der Gottheit zu sein. Pylades ist jetzt die Seele aller ihrer Handlungen geworden. — Während Pylades und Orest, so hören wir von ihr, der See zugehen, wo noch das Schiff mit den Gefährten in einer Bucht versteckt auf's Zeichen lauert, soll sie durch kluges Wort, das sie ihr in den Mund gelegt, das Opfer hinhalten, wenn der König dringender gebietet. Ach! sie sieht wohl, sie muß sich leiten lassen wie ein Kind. Das kluge Wort, wie sie es liebend dem Pylades nachnennt, ist ein falsches Wort. Sie hat aber nicht gelernt zu hinterhalten, noch Jemand etwas abzulisten. Weh! o weh der Lüge! ruft sie geängstet,

Sie befreiet nicht,
Wie jedes andre wahrgesprochne Wort,
Die Brust; sie macht uns nicht getrost, sie ängstet
Den, der sie heimlich schmiedet, und sie kehrt,
Ein losgedrückter Pfeil, von einem Gotte
Gewendet und versagend, sich zurück
Und trifft den Schützen.

Indem sie so, noch nicht der größten Gefahr gegenüber gestellt, auch noch nicht die wahre Rettung erkennt, ahnet sie doch schon in diesen schmerzlichen Worten, daß die Lüge nicht die Rettung bringen könne. So ist sie ja in der Unsicherheit der Unwahrheit auch jetzt selbst einer Sorge hingegeben, die längst auf immer vorüber sein sollte, der Sorge, daß den Bruder auf ungeweihtem Boden die Furien wieder ergreifen können. Und wenn das nicht, so entdeckt man doch die beiden vielleicht. — Jetzt wird die erwartete Entscheidung näher gerückt durch das Wiedererscheinen des Arcas; ach es schlägt ihr Herz, es trübt sich ihre Seele, da sie des Mannes Angesicht erblickt, dem sie mit falschem Wort begegnen soll.

Wie die erste Einleitung der Handlung zwischen Thoas und Iphigenie durch Arcas geschehen ist, so jetzt nothwendig die Wiederaufnahme derselben; aber jetzt tritt Arcas kalt auf, — seine Treue gegen den König ist die höhere.

Beschleunige das Opfer, Priesterin!
Der König wartet und es harrt das Volk.

Iphigenie gibt mit den Worten, die ihr Pylades gesagt, das vorgespiegelte Hinderniß an. Der eine der Fremden, mit Blutschuld beladen, sei von den Furien im Tempel selbst erfaßt und dieser dadurch entheiligt worden. Deßhalb müsse sie erst, der Göttin Bild an dem Meere mit frischer Welle netzend, geheimnißvolle Weihe begehen. Niemand solle ihren stillen Zug stören. — Arcas will dieß Hinderniß erst dem Könige melden, und sie soll das heilige Werk nicht beginnen, bevor dieser es erlaube. Dem Dringenden kann sie endlich dieß nicht mehr versagen. Die Unwahrheit mag doch so sich zu mindern scheinen, sie kann dem Manne anders nicht begegnen. Mit der Gewährung dieser Forderung verschwindet die nur durch die äußere Lage der Dinge dem Arcas aufgedrungne Kälte, er gewinnt Muth, jenen früheren Wunsch zu wiederholen. Wie Iphigenie sowohl als Arcas beide Recht wie Unrecht haben, das tritt in den kurzen Wechselreden beider schlagend hervor. Und dieser Widerstreit erscheint fast unlösbar, da das Schicksal der Fremden, das, wie Arcas sagt, in ihre Hand gelegt sei, von ihr vertrauensvoll der Götter Hand übergeben ist, die doch Menschen menschlich zu erretten pflegen. Aber die Lösung wird angedeutet durch Iphigeniens Entgegnung auf dieß letzte. Sie läugnet nicht, daß die Götter Menschen menschlich zu erretten pflegen, aber sie weiß, daß die Menschen dafür den Fingerzeig der Götter zu erwarten haben. Nicht überzeugt dadurch wiederholt Arcas: Noch stehe es ganz in ihrer Macht, die Fremden zu retten. Denn nur des Königs aufgebrachter Sinn bereite den Fremden den Tod, nicht der Wunsch des Heers und Volks, das längst vom blut'gen Dienst entwöhnt sei, und dem sie nun die Vollendung des begonnenen Reichs der Milde nicht versagen solle. — Erschüttert im Innersten fühlt sich Iphigenie, aber nicht wankend gemacht in dem Widerwillen, den des Königs Beginnen in ihr erregt. Der Edle soll für seine Wohlthat nicht statt des Dankes sie selbst erwerben wollen, er soll nicht ihr innerstes Selbst zum Opfer für seine Wohlthat verlangen, die dann keine Wohlthat mehr ist. Arcas kann hierin nur eine Ausflucht für ihren Mangel an Neigung erkennen. Er sieht aber auch, daß längeres Dringen fruchtlos sein würde, und geht deßhalb, dem Fürsten die Nachricht zu bringen, sie selbst erneuter

Betrachtung des steten Edelmuths, den der König gegen sie bewiesen, überlassend.

Iphigenie, allein gelassen, und nicht mehr durch eine entgegenstehende Ansicht zum Widerstand aufgefordert, enthüllt mehr und mehr den Widerstreit in ihrer Brust. Sie fühlt das Herz im Busen sich zur ungelegnen Zeit auf einmal umgewendet, die Freude über den wiedergewonnenen Bruder, die sie alles übrige hatte vergessen, die sie eine erneute Rettung und Hülfe der Göttin schon ganz hatte empfinden lassen, macht dem Erschrecken vor sich selber Raum. Die Stimme des treuen Mannes hat sie erinnert, daß sie auch Menschen hinter sich läßt, und so den Betrug ihr doppelt verhaßt gemacht. Sie beginnt zu schwanken und zu zweifeln, in ihrer Einsamkeit war sie ihrer selbst gewiß und unzweifelhaft gewesen, jetzt ergreifen sie schaukelnd die Wogen der Wirklichkeit und sie verkennt die Welt und sich. Noch ist ihr nicht klar genug, wie die Lösung eben darin besteht, muthig in dem Gewirr der Welt zu handeln mit dem tiefern Bewußtsein der Einsamkeit, in welcher der Mensch Gott näher ist.

Hat Iphigenie die Stimme vernommen, die sie zurückzubleiben aus dem edelsten Grunde auffordert, so soll sie nun auch die andre vernehmen, die zur Flucht mahnt. Der emsig thätige Pylades, zugleich ihr liebend zugewandt, kommt, ihr zu sagen, daß ihr Bruder völlig genesen und auf dem ungeweihten Ufer nicht wieder von den Furien befallen worden ist, und daß sein Herz sich ganz der Freude ergiebt, sie, „seine Retterin,“ und seinen Freund zu retten. Auch die Gefährten haben sie gefunden, die ungeduldig ihrer harren und sie antreiben den sich erhebenden günstigen Wind zu benutzen. Nur noch das Bild der Göttin will er holen, das Orakel zu erfüllen. Da gesteht Iphigenie dem theuren Manne, wie sie, dem Boten des Königs nachgebend, diesem erst die Feier habe melden lassen und nun seine Wiederkehr erwarten müsse. Das Priesterrecht hat sie auch jetzt nicht über sich vermocht als eine Hülle zu brauchen. Nicht vorwerfend — er liebt sie und muß sie bewundernd verehren — klagt Pylades, daß sie durch die Reinheit ihrer Seele sich selbst und sie alle zu Grunde richten werde, und schilt nur sich selber, daß er sie für diesen Fall nicht vorbereitet. — Seine Zartheit wohl empfindend, schreibt Iphigenie die Schuld nur sich zu, und doch kann sie es nur für Pflicht halten, was sie gethan. Sie

konnte anders dem Manne nicht begegnen, der mit Vernunft und Ernst von ihr verlangte, was ihm ihr Herz als Recht gestehen mußte.

Trotz der gefährlichen Lage zagt Pylades nicht; sondern mit frischer Geistesgegenwart fordert er sie auf, zwar nicht das Versprechen zu brechen, aber wohl zur Festigkeit, der König möge befehlen was er wolle, daß sie

Auf's eiligste, den heil'gen Schatz
Dem rauh unwürd'gen Volk entwendend, fliehn.

Die besten Zeichen sendet ihnen Apoll und noch ehe sie die Bedingung fromm erfüllen, erfüllt er schon mit göttlicher Gnade und Erbarmen sein Versprechen, indem schon jetzt Orest frei und geheilt ist. Und so schließt sich an die schon gewisse Hoffnung der Befreiung nur der Wunsch an, — der dann der Phantasie des Begeisterten in Wirklichkeit übergeht — daß auch die Winde den Heimkehrenden günstig sein mögen; dann wird über die väterliche Schwelle wieder Heil und Leben kommen.

Du, sagt Pylades und legt in dieser Anerkennung das zarteste Zeugniß seiner Liebe ab,

Entsühnst den Fluch und schmückest neu die Deinen
Mit frischen Lebensblüthen herrlich aus.

Dem süßen Bilde der Zukunft, das ihr der Geliebte entwirft, vermag Iphigenie nicht zu widerstehen; mit der demüthigsten Liebe erkennt sie die Gewalt des geliebten Mannes über sich, und spricht zugleich ihre Empfindung nach ihrer tiefen Nothwendigkeit aus, indem sie die „Himmelskraft" der belebenden, die Einsamkeit aufhebenden Liebe preist. Die sehnlich harrenden Freunde will nun Pylades nur geschwind beruhigen, dann schnell zurückkehren und versteckt auf ihren Wink lauschen, als ihr die alte Sorge wiederkehrt. Tiefer noch, als wir früher den Conflict im Gespräche zwischen Arcas und Iphigenie, die doch jenem im Herzen halb Recht geben muß, erkannten, stellt er sich jetzt in den kurzen Wechselreden zwischen Iphigenien und Pylades dar. Auf der einen Seite die Sorge, nicht vor äußerlicher Gefahr, sondern vor dem innern Bewußtsein, das sie strafen wird, wenn sie den König tückisch betrügt, beraubt. Zwar er will ihren Bruder „schlachten," aber ihr hat er Gutes gethan; die Noth kann sie vor sich selbst nicht entschuldigen und

wenn selbst zu strenge Forderung an sich verborgner Stolz sein kann, so ist doch ewig gewiß, daß nur der ganz Unbefleckte völliges Glück genießt. Auf der andern Seite scheint es unmöglich, die Reinheit, wie sie ungestörte Einsamkeit erlaubt, im Leben zu bewahren. Es erscheint aber nur dieser Weg, den Bruder und den Freund zu retten; läßt sie diese durch ängstliche Gewissenhaftigkeit zu Grunde gehen, so wartet ihrer nur ein noch härterer Vorwurf. Aber Iphigenie, der immer nur der Schmerz wiederkehrt, einem Manne, der ihr wohlgethan, so zu vergelten, kann nur innerlich gequält flehen:

O trüg' ich doch ein männlich Herz in mir,
Das, wenn es einen kühnen Vorsatz hegt,
Vor jeder andern Stimme sich verschließt!

So wenig leuchtet für jetzt die Ahnung in ihr auf, daß eine solche Nothwendigkeit, nur das Eine oder das Andre zu wählen, hier gar nicht statt findet; so sehr verkennt sie noch, daß gerade auf einem andern Wege, als den der Mann seiner Natur zufolge einschlagen würde, die Möglichkeit, beiden Pflichten zugleich zu genügen, liegt! — Pylades kann ihr nur immer die Ansicht wiederholen, daß sie sich der Nothwendigkeit gegenüber umsonst weigere. Er geht, um bald von ihr das Bild der Göttin zu empfangen.

So soll denn die Arme der äußern Rettung der Ihrigen ihren innern Frieden zum Opfer bringen. Wie ganz anders hatte sie sich das Ende gedacht! Soll denn, da doch alles, auch das beste Glück, abnimmt, nur dieser Fluch ihres Geschlechts ewig walten? soll dieses denn nie mit einem neuen Segen sich wieder heben? Sie hat also geirrt, indem sie in ihrer Abgeschiedenheit von ihres Hauses Schicksal die Bestimmung ahnte, „dereinst mit reiner Hand und reinem Herzen die schwerbefleckte Wohnung zu entsühnen." Kaum ist die Erfüllung dieser Hoffnung ihr recht nahe getreten, ja hat schon begonnen, so soll sie doppelt arglistig und undankbar das heilige, ihr anvertraute, vielverehrte Bild rauben und den Mann hintergehen, dem sie ihr Leben, und hierin selbst die Möglichkeit der Rettung überhaupt verdankt. Früher, als die Nothwendigkeit die Fremden zu opfern nur erst unbestimmt und ohne daß sie noch die Beziehung von deren Schicksal zu ihrem eignen kannte, sie bedrohte, strahlte doch noch durch alle die schmerzliche Spannung der geängsteten Seele hindurch in ihr die Hoffnung

zur hülfreichen Göttin auf; jetzt aber ist die Rettung aus jener nun, nach der Entdeckung, noch schmerzlicher empfundnen Nothwendigkeit wegen der Art und Weise, in der dieselbe als allein möglich und zugleich nothwendig geboten erscheint, — gleich als ob das Geschick selbst mit solcher Rettung Iphigenien nur bittrer höhnen wollte, — noch quälender und sinnverwirrender als jene frühere Gefahr; Iphigenie ist jetzt wie ganz hineingerissen in den alten Fluch ihres Hauses und bangt auch schon, daß nicht etwa der alte furchtbare Haß der Titanen gegen die Götter, deren Verehrung bis jetzt sie beseligt hat, auch in ihrer zarten Brust aufkeimen möge, so daß sie vor der nächtlichen Tiefe, die sie so auch in ihrem Innern wahrnehmen muß, zusammenschreckend in den Angstruf ausbricht:

Rettet mich,
Und rettet euer Bild in meiner Seele!

Schon tönt ihr der lang und gern vergessene grauenvolle Gesang der Parcen vor den Ohren, das Lied, das diese bei ihres edlen Freundes Tantalus, des Lieblings der Götter, nicht gefürchtetem Sturze, furchtbar ergrimmt sangen. In ihrer Jugend hat es ihr die Amme vorgesungen, und jetzt wacht es mit dämonischer Gewalt, daß sie es nicht abzuwehren vermag, wieder auf. Furchtbar ist die Macht der Götter, unbeschränkt ihr Wille, Unheil drohend die Gunst der neidischen, leicht geweckt ihr Zorn, nie endend ihre Rache! So finstern Glauben schien Iphigenie berufen durch ihr eignes Schicksal zu widerlegen; soll sie nun, ihr ganzes Innere aufgebend, sich auch zu ihm bekennen und durch ihr Geschick ihn als wahr bestätigen?

Die nahende Entscheidung führt uns auch nothwendig den König wieder vor. Er gebietet dem Arcas, den wir trotz seiner Verehrung für Iphigenien doch treu besorgt in seines Königs Dienst erblicken, Iphigenien herbeizurufen, und ordnet mit schneller Entschiedenheit und Bestimmtheit das Zweckgemäße an, indem er befiehlt, mit Verschonung des heiligen Haines die Ufer nach dem fremden Schiff, von dem ein Gerücht geht, scharf zu durchsuchen, dann die gefundnen Feinde mit der gewohnten entschlossenen Tapferkeit anzugreifen.

Allein zurückbleibend, enthüllt der edle, männlich erzürnte Mann — dessen freilich ganz nach menschlicher Weise nicht gedenkend, wie er selbst sie zu solchem Thun hingedrängt, — den bittern Unwillen gegen

Iphigenien, die seine Güte erst so verwegen gemacht, daß sie ihm nun ungehorsam mit List und Trug lohnen will.

Indem nunmehr Iphigenie, nach seinem Befehl herbeigerufen, erscheint, so empfinden wir, wie jetzt, wo sie dem Wohlthäter selbst gegenüber gestellt wird, der Kampf in ihrer Brust, den sie bis jetzt kaum hat ertragen können, bis zum Uebermaße sich wird steigern müssen; wir ahnen, wie auf dem Ausgange des innern Kampfes — also abermals, nur in andrer Weise als früher, indem sie jetzt nicht mehr einen Andern, sondern sich selbst von Schuld zu reinigen hat, auf Iphigeniens Innerlichkeit, — der Ausgang der ganzen Handlung beruhe; wir empfinden, wie sie nach den vom König genommenen Maßregeln, gerade wenn sie fortfährt die äußere Rettung zunächst zu suchen, diese mit der inneren, der Rechfertigung ihres Beginnens vor ihrem Gewissen, zugleich verlieren muß, dagegen die innere Befreiung des Herzens von Schuld zunächst gewinnend, damit zugleich die äußere Rettung von dem dann entwaffneten und widerstandlos gemachten Könige erlangen wird. Beide nämlich, Iphigenie sowohl als Thoas, wie sie zunächst einander gegenübertreten, haben eben so Recht als Unrecht gegen einander. Sie hat ein heiliges Recht, Schonung der Fremden, sodann Entlassung für diese und für sich selbst zu fordern, da sie, nach einer jetzt nicht mehr bloß als künftig von ihr geahnten, sondern wirklich eingetretnen göttlichen Berufung, der sittliche Mittelpunkt ihrer durch die dauernde Macht ihrer bleibenden Gegenwart wieder neu aufzubauenden Familie geworden. Das Recht auf ihren Besitz, welches Thoas früher hat ansprechen können, war überhaupt kein volles, da die Liebe nicht gefordert werden darf; es war ein nur subjectives, ein sittlich begründeter Wunsch. So lange nun Iphigeniens Verlangen nach der endlichen Heimkehr auch nur noch die Gestalt und die Geltung eines solchen subjectiven Rechts hatte, so lange mochten wir es entschuldigen, wenn die Versagung seines Wunsches bittern Unmuth im Könige hervorrief; ja selbst in der Sophistik, mit welcher er das alte blutige Gesetz wieder aufnehmend das objectiv gültig gewesene zu einem Mittel für sein subjectives Interesse, die Befriedigung seines Unwillens, verkehrte und herabsetzte, haben wir nur eine durchaus allgemein menschliche Verblendung erkennen können. Jetzt aber, wo jenes frühere subjective Recht des Thoas dem nunmehr objectiv gewordnen Iphigeniens gegenüber sich nicht, ohne zur unsittlichen Leidenschaft

herabzusinken, geltend machen könnte, jetzt fällt auch alle Entschuldigung für jene Wiedereinführung der Fremdenopfer weg; diese ist jetzt entschiednes Unrecht. — So hat also Iphigenie der Sache nach das unbedingte Recht auf ihrer Seite, nicht so der Form nach, in der sie es verwirklichen will. Sie will ihr Recht durchführen auf dem Wege des Unrechts, durch List und Trug gegen den König, der vielmehr Wahrheit und Redlichkeit von ihr zu fordern ein unbedingtes Recht hat. Für uns liegt aber hiermit die Einsicht nahe, daß das Recht beider Seiten nicht in einem wahren, sondern nur im scheinbaren, mithin auch nicht in einem unauflöslichen Streite liegt, da das Recht der Iphigenie die Sache selbst, das, was geschehen soll, das des Thoas die Art, wie dies geschehen soll, die Form von dessen Verwirklichung, betrifft. Das letztere kann das erstere nicht beeinträchtigen noch aufheben, sondern die Aussöhnung beider; die Ausführung dessen wozu Iphigenie berufen ist, ohne Verletzung der Wahrheit, ja gerade mit durch die Macht der Wahrheit über das Gemüth des Königs vermittelt, ist, wie wir dessen Charakter bereits haben kennen lernen, uns im Voraus gewiß. Auch Iphigenie würde dieß leicht erkennen, und demgemäß zum Entschluß, wahr zu sein, und so das volle Recht auf ihre Seite zu bringen, gelangen, wenn nicht von dem in menschlicher Weise beschränkten, eine Trübung der Einsicht mit sich führenden Standpunkte aus, auf den sie durch ihr Verhältniß zum Bruder und zu Pylades gestellt ist, der Zweifel, ob sie nicht durch solches Geständniß des bereiteten Trugs ihrer aller Schicksal auf's Spiel setzen würde, sich erhübe und das Bedenken einträte, ob sie das künftige Heil des Bruders und des Freundes auch gefährden dürfe. Allein wir erkennen, daß diese Gefahr nur eine scheinbare ist, daß gerade mit dem Aufgeben des Trugs Iphigenie den König seines mächtigsten Bundesgenossen, der bis dahin von ihr beleidigten Wahrheit, berauben und ihr Recht unter den allmächtigen Schutz der nunmehr versöhnten heiligen Wahrheit stellen würde. Gerade indem wir sie schon im innern Kampfe gegen die ihr durch eine scheinbare Pflicht gegen Orest und Pylades gegen die Stimme ihres eignen Innern aufgebürdete Unwahrheit und Unredlichkeit wissen, ahnen wir auch, daß sie sich, dem König gegenüber in die Spannung der Entscheidung versetzt, von der Unklarheit der Seele und der Unwahrheit reinigen, und getrost der

Macht der Wahrheit und des an sie ergehenden Rufes über das Gemüth des Königs, das dadurch auch selbst erst gereinigt werden muß, vertrauend, den Sieg auf ihre Seite lenken werde. Dieses erhöhte sittliche Sein kann freilich erst im Verlaufe des Gesprächs werden. Zunächst kann ihre Stellung gegen einander nur die sein, daß jeder Theil nicht nur an seinem Rechte fest hält, sondern eben so sehr für sein Unrecht einen Versteck sucht, und diesen auch für sich darin findet, daß er mit dem geschärften Blicke des bedrohten Egoismus das Unrecht des andern Theils heraushebt, während dadurch für uns (wie allerdings auch für die Handelnden in deren innerstem Herzen) gerade die ganze Lage der Sache vollständig enthüllt wird. Dieses Herüber und Hinüber von gerechten Vorwürfen führt uns den ersten Theil des Gesprächs hindurch bis zu dessen Gipfelpunkt, dem Geständniß Iphigeniens.

Bei der Stellung des Thoas und der Iphigenie zu einander ist es natürlich, daß sich im ersten Zusammentreffen gegenseitige gespannte Sprödigkeit und schroffe Härte zeigt. Dazu gedrängt, den Aufschub des Opfers zu rechtfertigen, gibt Iphigenie als Grund den Willen der Göttin selbst an; die kund geworbne Blutschuld des einen der beiden Fremden, welche nun nothwendig erst durch die heilige Weihe des Tempelbildes im Meere entsühnt werden müsse, habe den Aufschub herbeigeführt, mit welchem die Göttin dem Könige Frist zur Ueberlegung gebe. Allein die bittre Entgegnung des Thoas, welche die Wahrheit enthält, daß Iphigenie das, was sie, scheinbar unparteiisch und nur im Dienste der Göttin handelnd, als Grund ausspricht, doch nur als gern ergriffenen Vorwand für ihren eignen Wunsch braucht, weist sie auf diese ihre Unwahrheit gegen ihn und gegen sich selbst hin. Indem sich hiermit ihre anfängliche gespannte Haltung zu einer leidenschaftlichen Bewegtheit auflöst, kann sie doch wieder einen Halt für sich in dem Vorwurf suchen, daß auch der König nur im Interesse seines eigenen, zum grausamen Entschluß verhärteten Herzens handle. Als darauf der König ausweichend wieder nur die leidenschaftliche Erregung ihr vorhält, der sie, die zur gehaltnen Ruhe verpflichtete Priesterin, eben jetzt sich hingibt, so findet sie eine Zuflucht nur in dem zurückgegebnen Vorwurf, daß der König, der ihr Wort früher leidenschaftslos verehrt hat, jetzt, von Leidenschaft getrieben, hart und rauh ihr gebieten wolle, da sie doch, seit sie sich ihm als Agamemnon's Tochter,

als Fürstin, kund gegeben, auf erhöhte Schonung Anspruch machen könne und auch, von früh an gern Gehorsam leistend, eine solche Härte nicht herausgefordert habe. Thoas, der überhaupt, theils als Mann und König, theils weil ihm ein richtiges Gefühl sagt, daß er, der in ganz andrem Falle sich befindet, als Iphigenie, mit jeder Erweichung seiner Härte auch weichen würde, länger an jener Starrheit festhält, zieht sich nur kurz erwidernd hinter den Schutz des alten Gesetzes zurück: „Ein alt Gesetz, nicht ich, gebietet dir." Iphigenie dagegen greift ihn an und vertheidigt sich durch die Erwiderung, daß er das Gesetz nur zur Waffe seiner Leidenschaft gebrauche, und daß sie überdieß gegen dasselbe mit höherem Rechte ein älteres, im menschlichen Herzen und Wesen selbst uranfänglich gegründetes, und mithin heiligeres Gesetz geltend zu machen habe, „das Gebot, dem jeder Fremde heilig ist." Getroffen, so daß er, indem das Gleichgewicht jener Schroffheit zu wanken beginnt, diesen Vorwand im Augenblicke nicht mehr festzuhalten vermag, kann er nur von neuem vorwerfen, daß aus Iphigenien nur der eigne subjective Antheil, den ihr Herz gerade an diesen Gefangnen nehme, rede; ja der Bitterkeit gesellt sich sogar die drohende Warnung, daß man den Mächtigen nicht reizen solle, hinzu. Als aber Iphigenie, die selbst durch die Göttin vom furchtbaren Opfertode gerettet ist, mit der ganzen Beredtsamkeit, welche dem Menschen das Selbsterlebte gibt, jenes Gebot des Erbarmens gegen Fremde vertritt, so greift er, wieder vom Angriff zur Vertheidigung übergehend, nochmals nach der Rechtfertigung durch das alte Gesetz. Iphigenie, welche, eben so durch ihre reinere Verehrung der Himmlischen, wie durch ihr jetziges Interesse, das durch Thoas blutigen Götterdienst gefährdet wird, geleitet, diesen für schlechthin unberechtigt halten muß, kann darin nur eine Beschönigung der Gewalt, die sich der Schwachheit eines Weibes sogar noch freuen kann, erkennen, und hiermit muß gerade das Bewußtsein der Würde, die sie als Weib, so frei geboren, als ein Mann, hat, erwachen. Agamemnon's Sohn, sagt sie mit einer Beziehung, die schon das Kommende leise ahnen läßt, würde, wenn er dem Könige gegenüber stünde, die Rechte seines Busens mit dem Schwert zu vertheidigen wissen; sie hat nur Worte, aber sie weiß, auch darin eine über die antike erhabene Sinnesweise offenbarend: „es ziemt dem edlen Mann, der Frauen Wort zu achten." Mit diesen Worten kündigt

sich, da andrerseits Thoas sich das Zeugniß geben kann, daß er ein solches mehr als eines Bruders Schwert achte, für uns immer vernehmlicher die glückliche Wendung und deren Motiv an. Iphigenie freilich kann nach der kalten Unerschütterlichkeit, womit Thoas ihr Wort, so wenig er es mißachtet, doch zurückweist, nur glauben, daß auch hiermit nichts zu gewinnen sei, und sucht nun, indem sie dem frühern Plane sich wieder zuwendet, nur noch sich von dem damit verbundnen innern Vorwurfe hinterlistiger Handlung an ihrem Wohlthäter vor sich selbst dadurch zu rechtfertigen, daß sie ihm gestehen will, ohne doch zu gestehen. „Kein kluger Streiter hält den Feind gering. Auch ohne Hülfe gegen Trutz und Härte hat die Natur den Schwachen nicht gelassen. Sie gab zur List ihm Freude, lehrt' ihn Künste; bald weicht er aus, verspätet und umgeht. Ja der Gewaltige verdient, daß man sie übt.“ Sie ist bemüht, sich glauben zu machen, daß es gerecht sei, wenn sie mit List verfahre, ohne doch zu gestehen, daß sie wirklich mit List verfährt; ja sie möchte eben durch diese Zweideutigkeit zwar die Wahrheit aussprechen, aber eben so sehr verhüten, daß er nicht etwa errathe, daß sie wirklich List gegen ihn übe. Allein ein solcher Versuch, wahr zu sein, ohne doch offen zu sein, ist in sich nichtig; daher denn auch ihr Versuch, sich selbst zu überreden, sich gleich als vergeblich in jenen Worten selbst verräth; Thoas ist eben in der That und so auch für ihr Gefühl nicht bloß ein Gewaltiger, er ist und bleibt ihr Wohlthäter. Auch ist er unterrichteter, als sie ahnt; er entgegnet in gleicher Weise, nur im Allgemeinen warnend, ohne auszusprechen, daß gerade jetzt Grund zu solcher Warnung sei: „die Vorsicht stellt der List sich klug entgegen.“ Allein solche Vorsicht ist selbst nur eine Frucht und ein Beweis des Mißtrauens, das in der reinen, eigner Schuld nicht bewußten Seele nicht entstehen könnte. Dies zu erwidern und die Schuld von sich ab auf den Gegner zu bringen, liegt Iphigenien um so näher, je mehr sie durch die Worte desselben sich zugleich gestraft und bedroht sieht. Allein als er mit schneidender Wahrheit ihr zu erkennen gibt, wie sie hiermit sich selbst das Urtheil gesprochen, da fühlt sie sich im Innersten getroffen und erschüttert, doch weiß sie wenigstens zu ihrer Entschuldigung, welchen schweren Kampf ihr unwahres Beginnen für sie selbst mit sich führt. Ganz wehrlos gemacht, da der König ihre Bitte, die er achten sollte, zurückgewiesen, wird sie immer

mehr zu dem Rechten hingedrängt, — danach, die Kraft in ihrer Seele Tiefen zu suchen, — da sie fühlt, daß auch von der Göttin keine äußere Hülfe, kein unmittelbares Wunder zu hoffen ist. Noch inmitten der zweifelhaften Spannung wird sie rascher der Entscheidung zugetrieben durch den König, der den stürmischen Antheil ihres Herzens an dem Schicksale dieser Gefangnen mit Schärfe bemerkend sie fragt, wer denn diese seien. Verwirrt gesteht sie, — und möchte sogleich dieß Geständniß, das ihnen zum Verderben gereichen könnte, wieder zurücknehmen, — daß es Griechen sind. Als hierauf Thoas, nur noch schneidender und bittrer, die Sehnsucht nach der ihr jetzt durch die Landsleute möglich gemachten Heimkehr als ein Hauptmotiv ihres demnach von eignem Interesse keineswegs reinen Dringens nach menschlichem Verfahren hervorhebt, da vermag sie die Wahrheit nicht mehr zurückzuhalten. Hatte sie im Anfange der Unterredung mit überwiegendem Glücke den König bekämpft, indem sie ihn aus dem Versteck, den er für sich hinter der Forderung des Gesetzes suchte, hervorzog und in der Unwahrheit gegen sich selbst zu beharren ihm unmöglich machte, so hatte sie ihm dadurch, indem sie ihm nunmehr nur etwas, worin er vollkommen Recht hat, Vorwürfe nämlich über ihre eigne Verstocktheit und Unwahrheit gegen ihn und gegen sich selbst, übrig läßt, gerade einen bessern Halt in ihrer der eignen Unredlichkeit wohl bewußten Brust gegeben. Jetzt aber wendet sich das Glück von neuem, indem sie das ganze Selbstbewußtsein einer ursprünglich und wesentlich edeln und wahren Natur wieder gewinnt und die weibliche Scheu vor Handlungen von vielleicht unheilvollem Erfolge bezwingt. Den Göttern darf sie diesen anheim geben, welche die Wahrheit an ihr, der Bekennerin derselben trotz der augenscheinlichsten Gefahr, verherrlichen mögen und, wenn sie wahrhaft sind, wie sie gepriesen werden, auch verherrlichen werden. Sie läßt Wahrheit sein zwischen sich und ihm. Den Betrug gestehend legt sie zugleich den ganzen übrigen Stand der Sache dar; der König mag sie und Orest, die Ueberbliebenen aus Tantal's Hause, und somit von den Göttern selbst zur Rettung und neuem Heile Bestimmten, verderben, wenn er darf. Es ist ihre Ehre, daß sie sich überwindet; es ist Thoas' Ehre, daß er sich nur so, aber so auch gewiß, überwinden läßt. Zwar zunächst sträubt er sich noch: „Du glaubst, es höre der rohe Scythe, der Barbar, die Stimme der Wahrheit und

der Menschlichkeit, die Atreus, der Grieche, nicht vernahm?" Und auch als sie ihm jede solche gesuchte Entschuldigung mit den bedeutenden, über die griechische Ansicht durch ihre tiefere, christliche Wahrheit weit hinausreichenden Worten benimmt: „Es hört sie jeder, geboren unter jedem Himmel, dem des Lebens Quelle durch den Busen rein und ungehindert fließt," kann sie durch das Zögern des Königs wohl verleitet werden, sein schweigendes Sinnen auf Verderben zu deuten und so auf einen Augenblick der bittersten Verzweiflung über den durch sie herbeigeführten Tod der Geliebten anheimfallen. Aber in der That hat sie schon durch jene Worte einen entscheidenden Sieg über den König davon getragen, und ihm nur noch die schwächere Wehr des Zweifels an der Echtheit der Fremden übrig gelassen. Wieder ermuthigt dadurch, daß sie die verdächtigte Wahrheit zu vertheidigen hat, kann sie kühn entgegnen, daß jene keine Betrüger sind, und ihn selbst auffordern, wenn sie es doch wären, an ihnen und an ihr, der leichtgläubigen, selbst die härteste Strafe zu vollziehen. Ist er aber der geliebte Bruder, dann möge auch der König sie „mit reinem Herzen, reiner Hand," hinüber gehen und ihr Haus entsühnen lassen, dann erfülle er königlich das Versprechen, das er früher ihr gegeben, und sicher nicht bloß zum Scheine, und nicht nur um die Bittende zu entfernen, gegeben. So dringendem und begründetem Flehen stellt sich in Thoas nur noch der bloße, auch nicht auf dem schwächsten Grunde ruhende Zorn entgegen, der aber eben darum in der That noch ganz weichen muß. Daß aber der Sieg über Thoas, wiewohl eigentlich schon längst gewiß, nur ganz allmählich erfolgt, dieß sichert ihn gerade und leistet die volle Gewähr, daß keine nachfolgende Bedenklichkeit und Reue — denn widerstrebt hat Thoas, so lange er nur vermochte, — das Gewonnene zuletzt noch gefährden, oder wenigstens den reinen Schlußeindruck des Ganzen durch einen Mißklang stören und verkümmern werde. Der Gewalt ihres erneuten Flehens vermag denn auch Thoas mit der ganzen Wehr jenes nun nicht mehr berechtigten Zornes kaum noch irgendwie zu widerstehen; hat doch ihre Stimme ihn so oft besänftigt! doch droht noch Gefahr, indem er das Gute, das er thun soll, verschieben möchte. Auch erkennen wir, daß er ein Recht darauf hat, daß Orest ihn selbst um die Entsendung bitte. Wird nicht vielleicht dieser durch ungestümen oder starren Sinn das schon Gewonnene wieder zu nichte machen, und

wird, auch wenn er bittet, für Thoas die Stimme des Fremden auch so viel gelten, als die langgewohnte Iphigeniens?

Da naht dieser schon selbst; der Eifer, mit dem jetzt er, — nicht wie früher Pylades, — Iphigenie zur Eile zu mahnen kommt, zeugt uns dafür, daß er die Kraft zu handeln wiedergewonnen. Das bloße Schwert, mit dem er erscheint, kann der König nicht dulden. Besänftigend schreitet Iphigenie ein. Der Bruder soll in dem Könige ihren zweiten Vater ehren; ihr „kindlich Herz“ hat ihm Alles entdeckt; ob er die Rückkehr friedlich gewähren will, diese Frage kann Iphigenie nicht beantworten, so lange Orest durch sein bloßes Schwert mit feindseliger Entschlossenheit gegen den König auftritt. Dieser Mahnung kann sich Orest nicht versagen.

Den ganzen noch ungelösten Conflict in seiner äußerlichen Gestaltung offenbaren uns Pylades und Arcas, ersterer erscheinend, um zu noch größerer Eile anzutreiben; Arcas verfolgend, um dem Könige zu sagen, daß, die Fremden in seiner Gewalt zu sehen, nur noch auf seinen Wink ankomme. Thoas, wie Orest, Waffenstillstand durch sie den Ihrigen gebietend, legen, so zugleich ihrer höheren Stellung durch höhere Besonnenheit entsprechend, die Bereitwilligkeit zur gegenseitigen friedlichen Ausgleichung dar.

Haben wir so die Handlung in ihrer vollen Breite gewahrt, indem alle Handelnden einen Augenblick zusammengeführt waren, so hat nun die Aussöhnung nur zwischen den Parteihäuptern Thoas und Orest, vermittelt durch Iphigenien, sich zu vollführen. Auch hier wird uns Iphigenie als der Mittelpunkt angekündigt, indem sie Thoas zur Billigkeit mahnt, von Orest's Seite männliche Besonnenheit als die Bedingung friedlicher Ausgleichung erkennt und ausspricht.

Orest selbst hat sich auszuweisen, das ist die nächste billige Forderung des Königs — Orest kennt nur den Weg, durch Waffentüchtigkeit, mit Agamemnon's eigenem Schwerte gegen den Besten aus Thoas Heere bewiesen, die Wahrhaftigkeit seiner Versicherung darzuthun. Wenn dies Vorrecht die alte Sitte den Fremden hier nicht gestattet hat, so mag der König, sein Volk damit zur Stufe edlerer Heldensitte erhebend, es jetzt beginnen lassen. „Nachahmend heiliget ein ganzes Volk die edle That der Herrscher zum Gesetz.“ Zeigt sich schon in diesem Gefühl

von der Bedeutung und Würde des Herrscherberufs das wieder freie Bewußtsein des Orestes, so bewährt sich dieses noch glänzender, indem er will, daß dieser Kampf eine höhere und allgemeinere Bedeutung annehme, indem er von ihm nicht bloß für ihre, der Einzelnen, Freiheit, sondern von ihm, dem Fremden, für alle Fremden gefochten werden soll. Dieß letztere, wie es auf den Ausgang hindeutet, erweist zugleich Orest als würdigen Bruder Iphigeniens, von welcher derselbe Gedanke, in weiblicher Weise milder gewendet, zuletzt wieder aufgegriffen und durchgeführt wird.

Thoas willigt in sein Begehren, halb schon ihm glaubend; er gibt durch seine Einwilligung die alte Sitte auf; er selbst will ihm stehen. Aber so blutigen Beweises, wie er der härtern Sinnesweise der Männer genehm ist, aber nur unheilvoll für Iphigenie ausfallen könnte, bedarf es nicht. Iphigenie hat, besonnen klar, genügende Beweise für Orest's Echtheit gesammelt. Dennoch scheint die Entscheidung durch die Waffen stattfinden zu müssen; wie können die Fremdlinge glauben, daß der König es gelassen ansehen werde und dürfe, wenn sie, mit dem Uebermuthe des sich edler dünkenden Volks den Barbaren begegnend, das heilige Bild der Göttin rauben wollen?

Doch dieß Beginnen war nur aus Mißverständniß des göttlichen Orakels entsprungen. Orest's Heilung bewährt sich uns aufs neue, indem er gerade durch den Schleier die räthselhaften Worte klar durchschauend dieß letzte Hinderniß entfernt. Er erkennt, wie unter der Schwester, die nach Griechenland zu bringen ihm als Bedingung der Sühne auferlegt worden, nicht die des Gottes, sondern seine eigene gemeint gewesen ist. Und so sichert und verbürgt sich seine Genesung durch die klare Besonnenheit, mit der er, so wie bisher allem jugendlichen Aufbrausen geboten, so jetzt die Gerechtigkeit der letzten Worte des Thoas anerkennt, und in der Schwester die von der Gottheit bestimmte Sühnerin und mit einem ganz in das Christenthum hinüberspielenden Ausdrucke, die „Heilige" des Hauses verehrt. Der Mann, der vorher an das Schwert gedacht, darf jetzt zur Bitte sich wenden, der König möge nicht hindern, daß der Göttin Wille sich erfülle, er möge so den Segen, den ihm Iphigenie gebracht, vergelten, und sein Recht an sie „dem nähern des Bruders" nachstehen lassen.

Der Gewährung gewiß spricht er nur noch mit durchdringender Klarheit sittlichen Bewußtseins den Sinn der wunderbaren Handlung aus:

> Gewalt und List, der Männer höchster Ruhm,
> Wird durch die Wahrheit dieser hohen Seele
> Beschämt, und reines kindliches Vertrauen
> Zu einem edlen Manne wird belohnt.

Zur Vollendung führt Iphigenie das Ganze. Mild erinnert sie den König an sein Wort, mild bittet sie ihn, durch diese Rede aus „einem geraden, treuen Munde" sich bewegen zu lassen. Das Opfer selbst, das er bringen soll, ist nur eine Gelegenheit zur edelsten That, wie sie die Götter selten und nur Edlen gewähren. Versagen kann es der König nicht; er möge das Verdienst seiner Großmuth nicht dadurch schmälern, daß er die Gewährung verzögert. Gefaßt, aber nur erst ungern und mit Ueberwindung der Nothwendigkeit einer, wie er meint, ewigen Trennung, nachgebend, heißt er sie gehen.

Aber so, erkennt Iphigenie, dürfen sie von dem edlen Manne nicht scheiden; seines Segens bedarf sie; eine Entlassung widerwillig gegeben, wäre für sie Verbannung. Scheiden sie auch, so soll diese Scheidung und Trennung nicht eine ewige sein. Ein freundliches Gastrecht, mit welchem ihr erst angefangenes Werk der Begründung milderer Menschlichkeit bei den Barbaren sich vollendet und der Schmerz beider Theile sich mild verklärt, walte zwischen ihnen. Wie ein Vater bleibt er ihr ewig werth und theuer, und diese Liebe will sie an dem Geringsten seines Volks, der zu ihr kommt, mit Rührung und Freude kund thun.*) Die Götter, die sie bisher immer in einer von der jetzigen nur zu verschiedenen Stimmung der Seele angerufen, hat sie nur noch anzuflehen, dem Thoas seiner Milde wohlverdienten Lohn zu geben. Erst, wenn er ihr zum Pfand der alten Freundschaft die Rechte reicht, werden sie mit milderem Schmerze scheiden.

Der Stimme Iphigeniens, in der er so oft die zarte Neigung einer Tochter anerkannt, vermag sich Thoas nicht zu versagen, und so

---

*) Auch hierdurch wird zur Lösung des Conflicts wesentlich mitgewirkt, Iphigenie erfüllt ihre Pflicht gegen Tauris, indem sie auch ferneren Segen dort verbreitet.

erhält sein Schmerz über ihren Verlust die wahre religiöse Heiligung, indem er auch ihr freundlich und willig Lebewohl sagt.

So ist denn aller unheilverkündende Zwiespalt, wie er aus äußern Umständen, und mehr noch aus innerer Leidenschaft entspringend auch edle Menschen verwirren kann, in reine, sittliche Harmonie aufgelöst; so hat die Wahrheit und die Liebe, welche nach göttlicher Bestimmung und Fügung in der Tiefe eines weiblichen Charakters ein persönliches Dasein gewonnen, über alle aus Unklarheit des Selbstbewußtseins und aus Mangel an Vertrauen auf die heilige Macht der Wahrheit und der Liebe entspringende Verwirrung den glorreichsten Triumph gefeiert, und der Segen, den sie den in jenen Zwiespalt Verwickelten bringt, sich ausgedehnt auf zwei Völker; so hat sich ganz das Göttliche im Menschlichen offenbart, — nicht ohne den Schmerz, der überhaupt das Erbtheil der Menschheit bildet, der aber religiös geweiht einen wesentlichen Theil ihrer innern Seligkeit ausmacht.

## Ueber Göthe's Tasso.

Recension eines Buches von Lewitz über Göthe's Tasso. Königsberg, 1839.*)

Wer kennt nicht Göthe's Tasso? und wer, der ihn kennt, ist nicht geneigt zu glauben, daß er ihn auch erkenne? Und doch gehört gerade dieses Werk des Dichters, durch so eigenthümliche Reize anziehend, so viel und so gern gelesen, keineswegs zu den allgemein verstandenen, so daß man es gern einer ausführlicheren Betrachtung unterworfen sehen muß. Herr Lewitz, der diese Aufgabe in dem nicht beengten Raume einer besondern Schrift zu lösen unternommen, wird also ohne Zweifel sich den Dank eines sehr zahlreichen und achtungswerthen Publikum verdienen, wenn ihm sein Unternehmen gelungen.

*) Da das Buch von Lewitz gegenwärtig wenig Interesse mehr erregt, so sind die auf die Einzelnheiten desselben eingehenden Stellen in dem folgenden Aufsatze fortgelassen.

Ernst wenigstens scheint er es genommen zu haben, wenn anders man nach der in der Vorrede und auch sonst noch ausgesprochenen Klage, daß in neuern Zeiten die Lessing'sche Methode, sich gründlich und besonnen auf Ein Werk einzulassen, nicht genug befolgt werde, zu einem vorläufigen Urtheil berechtigt ist. In der That — das Bestreben, ganze Richtungen und Zeiträume der Litteratur zu umfassen, was, mit Gründlichkeit betrieben, auch für das Verständniß der einzelnen Werke höchst förderlich ist, hat nur zu oft zu einer oberflächlichen Behandlung selbst ausgezeichneter, ja Epoche machender Schöpfungen verleitet. Man hat vielfach zu wenig bedacht, daß über jedes Werk ein wirklich treffendes Urtheil immer erst aus der sorgsamen Würdigung alles Einzelnen, natürlich nicht in seiner Einzelheit, sondern nach seiner Stellung zum Ganzen zu gewinnen ist. —

Die Nothwendigkeit, die ersten beiden der bezeichneten historischen Partieen der Besprechung des Dramas selbst vorauszuschicken, findet der Verfasser in der bekannten, von Göthe selbst oft genug erwähnten Thatsache, daß jedes seiner poetischen Werke mit inneren Erlebnissen des Dichters zusammenfällt, und dem tiefen Bedürfniß seine Entstehung verdankt, das, was Göthe'n innerlich beschäftigte, ja oft marterte, poetisch verarbeitet aus sich herauszustellen und sich durch diesen Proceß von sich selbst zu befreien. Dabei hätten wir jedoch die Bemerkung gewünscht, daß wir, wo diese Bedingtheit der Dichtungen Göthe's durch seine eigenen Erlebnisse so groß ist, daß darin allein der Schlüssel zur Erklärung liegt, darin nicht einen Vorzug, sondern einen Mangel zu erkennen haben. Durch seinen innigen Zusammenhang mit den innern Erlebnissen des Dichters wird allerdings einem Gedicht Individualität und wahrhafte Lebenswärme verliehen, aber anderseits ist nicht zu vergessen, daß dieser subjective Lebensgehalt, wenn eine wahrhaft vollendete poetische Schöpfung entstehen soll, immer auch in das Gebiet der Allgemeinheit erhoben werden muß.

Nicht immer ist dies bei Göthe der Fall; manche seiner Gedichte sind, während wir bei Anderen (mitunter auch bei dem späteren Göthe selbst) über Abstractionen zu klagen haben, in der That zu sehr Gelegenheitsgedichte.

Das Bedürfniß nun, die Entstehung des Tasso aus Göthe's eigenem Lebensgange abzuleiten, hat den Verfasser bestimmt, uns ein Bild von

Göthe's Wesen aus der Periode nach und aus der Periode unmittelbar vor Tasso zu entwerfen. Das erstere erhalten wir in dem „Göthe und Schiller" überschriebenen Abschnitte. Treffender würde es heißen: Göthe in der Zeit seines Verhältnisses zu Schiller, oder noch bezeichnender: Göthe in der Zeit seines ausgebildeten Selbstes. Denn was über Schiller gesagt ist, dient nur dazu, Göthe durch den Contrast schärfer zu charakterisieren, ist aber freilich nicht ganz treffend. Der Verfasser ist noch zu sehr in der gewöhnlichen, etwas wohlfeilen Ansicht über Schiller als von einem rein abstracten Idealisten befangen. Es wird endlich Zeit, daß auch das größere Publikum aufhöre, sich den wahren Standpunkt zur Erkenntniß des bisher gewöhnlich mehr bewunderten (auch wohl gelästerten) als wahrhaft verstandenen Dichters durch Verkennung des großen in den Jahren männlicher Reife von ihm vollbrachten Fortschrittes zu verrücken und zu verschieben. Der Schiller, der mehr und mehr die Einsicht erringt und praktisch mit dem Aufgebot seiner höchsten sittlichen und poetischen Kraft bewährt, daß das Ideelle, welches allerdings für ihn stets der Ausgangspunkt bleibt, auch das sich Verwirklichende ist (nicht bloß sein soll), den kann man doch wahrhaftig nicht so unbedingt als einen Idealisten im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes bezeichnen. Doch was wollen wir uns hierbei noch länger aufhalten? Wir berufen uns, zum Beweis wie viel noch für Schiller's Würdigung geleistet werden kann, auf die lichtvolle und so viel neuen Aufschluß gewährende Entwicklung des Wesens der Schiller'schen Romanze, welche Echtermeyer gegeben.*) —

Die Bemerkungen über Göthe selbst heben vorzüglich am spätern Göthe hervor seine „hohe, energische, in sich geschlossene Natur," sein „Isoliertsein und Feststehen auf sich selbst, die einsame Höhe der Individualität." Wenn die ordinäre Ansicht darin den verwerflichsten Egoismus erblickt, so findet unser Verfasser darin vielmehr einen wahren Abglanz göttlichen Geistes! Das Vernünftige wäre, in diesem Sichabschließen allerdings eine Schwäche Göthe's in positiv sittlicher Beziehung (nicht einen Mangel an Sittlichkeit überhaupt) einzugestehen, aber auch zugleich zu erkennen und nachzuweisen, wie diese Schwäche auf das engste

---

*) Sie ist der Echtermeyer'schen Auswahl deutscher Gedichte vorgedruckt.

zusammenhängt mit dem Besten in ihm, mit seiner Künstlernatur, welche, in ethischer Beziehung auf das lebendigste Mitgefühl für das individuellste Leben gegründet, nichts weniger als eine egoistische Basis hat, sondern vielmehr auf der Grundlage einer ganz eigenthümlichen tiefen Sittlichkeit ruht; es würde nachzuweisen sein, wie ohne jenes so vielfach geübte negative Verhalten seine allgewaltige Gefühlsreizbarkeit ihm den Untergang gedroht hätte, wie gerade seine Natur durch die allgemeine stürmische Erregtheit der Zeit auf dieses Rettungsmittel angewiesen war, und endlich, wie schwer ihm dasselbe oft fallen mußte, und wie viel selbst positiv sittliches Thun in dieser negativen Wendung, welche die gemeine Ansicht so leicht und bequem sich denkt, gelegen hat. Mehr als diese Andeutungen erlaubt uns der Raum nicht.

Der folgende Abschnitt: Göthe um das Jahr 1787 (zur Zeit der Vollendung des Tasso), hebt, worauf der Verfasser auch später noch mehrmals zurückkommt, das lange Schwanken Göthe's, sein unstätes Hin- und Herirren zwischen den Gebieten der Natur, der bildenden Kunst, der Poesie (späterhin gedenkt der Verfasser auch der Verlockung Göthe's zum höhern Geschäftsleben, sowie seiner Stellung am Hofe) hervor, diesen Zustand peinlicher Ungewißheit über sich selbst und über seinen eigentlichen Beruf, aus der er nur allmählich zur Klarheit und zu entschlossenem poetischen Schaffen sich herausarbeitete. Schon der Umstand, daß der Verfasser die Darstellung dessen, was das von Göthe nach seinem eigenen Geständniß in den Tasso hineingelegte Eigene ausmacht, nicht in Einer Uebersicht behandelt, beweist, daß auch hier mehr Notizen zusammengestellt sind, als ein eigentliches Bild gestaltet ist. Die Berechtigung übrigens zur Aufsuchung von Analogieen aus Göthe's eigenem damaligen Leben mit den Zuständen in unserm Drama weist der Verfasser an mehreren Aeußerungen Göthe's selbst nach.

Der folgende Abschnitt: der geschichtliche Stoff im Tasso, gibt, ohne vollkommen abschließende Entscheidung, wozu auch in der That in Deutschland die Mittel fehlen möchten, eine Darlegung des Standes der in neuerer Zeit in Italien selbst wieder lebhaft verhandelten Frage über den eigentlichen Grund von Tasso's traurigem Geschick. Der Verfasser stimmt, wie uns dünkt, mit Recht, trotz Ranke's Einspruch, für die Ansicht, daß nur ein wirkliches Liebesverhältniß mit der Prinzessin durch die Unvorsichtigkeit, womit Tasso davon gesprochen habe, das

harte Verfahren des Herzogs erklärlich mache. Aber wozu diese histo= rische Partie? Doch gewiß nur, um eine genaue und gründliche Erörterung folgen zu lassen über die poetische Verklärung dieses empirischen Stoffes, über den feinen Takt des Dichters, welcher sich in der Abstraction von so vielen Aeußerlichkeiten, in der eigenen Erfindung bedeutungsvoller Züge, in dem Umschaffen, das nicht geringere poetische Kraft erfordert, als das ganz freie Erschaffen, glänzend für jeden Urtheilsfähigen erweist. Hieraus würde auch für den erst zu bildenden Leser klar hervorgegangen sein, wie Göthe auch hier die wahrhaft künstlerische Mitte zu treffen verstanden zwischen einem nur abstracten Idealisieren und (worin Manche die lebendige Realität eines Kunstwerks zu setzen scheinen) einem unpoetischen Wiedergeben des rohen empirischen Stoffes in aller seiner Zufälligkeit und Breite. Auch verspricht zu Anfang des Abschnittes über das Drama selbst der Verfasser eine solche Nachweisung; sie soll der Zweck sein „der folgenden Uebersicht des inneren Baues und der Oekonomie unseres Dramas.“

Aber er hält nicht Wort; er gibt gar keine Darlegung der Oekonomie! Doch wir wollen es nicht so streng mit jenem Versprechen nehmen; wir wollen uns, wenn gleich dann ein wesentlicher Theil einer erschöpfenden Betrachtung fehlt, mit der bloßen Entwicklung der Charaktere und der „Tendenz“ des Stückes begnügen, wenn diese nur sonst gelungen ist. Einiges Bedenken erregt sogleich die Folge, in welcher er die Charaktere behandelt. Was mochte der Verfasser für einen Grund dazu haben? Wollte er etwa gar sie nach einer Scala ihres moralischen Werthes, wie er ihn nämlich ansieht, rangieren? Wie schief, wie wenig auf gründliche Orientierung der Leser berechnet, wie unpoetisch wäre dieß, gesetzt auch, daß der Verfasser in seiner Beurtheilung ihres Werthes Recht hätte? Aber wir fürchten sehr, daß, recht genau zugesehen, bei einer von Unten nach Oben fortgehenden Aufeinanderfolge nach der Sittlichkeit der Charaktere gar Tasso selbst die Reihe eröffnen müßte: Antonio gewiß nicht. Wir wenigstens wollen die durch die Sache selbst geforderte Ordnung nicht mit dem Verfasser umkehren; wir möchten sonst am Ende gar auch so arg fehl gehen in unserer Betrachtung, wie es dem Verfasser leider im reichsten Maße begegnet ist. —

Die positiven Seiten in Tasso's Wesen stellen sich leicht heraus. Wer könnte nur einen Augenblick die Innigkeit und Zartheit dieses

herrlichen Gemüthes, den Reichthum und Schwung einer überströmenden Phantasie verkennen? Aber wir müssen ihn näher ins Auge fassen, um zu sehen, wie diese positive Seite in ihr Gegentheil umschlägt. Wir erkennen in ihm leicht eine kränklich zarte Organisation, einen Dichter, in welchem jeder Nerv stets augenblicklich bis zur höchsten Spannung reizbar ist, einen *sentimental modernen Dichter*. Dieses Gemüthsleben kann daher sich bis zum Verlust seines Selbstes steigern, und wird es, wenn einerseits die mächtigste der Leidenschaften ihn ergreift, die Liebe, die um so mächtiger ist, weil sie durch ihre ideale Schönheit und Berechtigung den von ihr Beherrschten auch da, *wo ihr vollster Erguß nicht berechtigt ist*, doch leicht über sich selbst und über das Thörichte, ja Unsittliche seines Beginnens täuscht, und wenn noch anderseits das verwundbare Gemüth in einer fremden Persönlichkeit auf die ganze schneidende Härte einer *seinem* Wesen entgegengesetzte Wirklichkeit stößt. Doch noch wäre der Dichter nicht verloren, wenn seine Phantasie, durch klaren, ruhigen Verstand gezügelt, mit Sicherheit und Festigkeit auch die erschütternden Erscheinungen und Begegnisse des Lebens zu schönerer Wiedergeburt auffaßte und hiermit ein Correctiv gegen das Schwelgen in der Lyrik der Empfindung abgäbe. Allerdings nun ist sie in unserm Dichter unermüdlich geschäftig, die umgebenden Erscheinungen, *so lange er durch sie angeregt, aber noch nicht bedrängt wird*, durch den Prozeß des Idealisierens zu verklären; aber, was mehr ist, die Idealität der gesammten Wirklichkeit aufzufassen (was mit feinem Takt schon so früh in dem noch ungestümen und leidenschaftlichen Göthe der scharfblickende Merk als dessen eigenthümliches Wesen erkannte), darauf ist sie nie gerichtet gewesen. Nun freilich könnte die ihn umgebende geschichtliche Wirklichkeit weit idealer sein, und dann würde Tasso, durch sie getragen, sicher auch weniger schwach sich zeigen. Der moderne Dichter hat gerade dadurch eine *höchst* schwierige Stellung, daß für die *unmittelbare* Wahrnehmung, an welche der Dichter *zunächst* gewiesen ist, die Wirklichkeit so selten sich groß und würdig genug darstellt. Aber der Dichter von *starker* Empfindung, von nicht bloß *edlem* Gemüth, sondern *großer Gesinnung*, läßt sich dadurch nicht irren; er dichtet, *als ob seine Zeit groß wäre*, oder, richtiger zu sprechen, er erschaut mit tiefem Blicke durch alle Umhüllung ihres Kleingetriebes hindurch das Große, das

auch in ihrem Innern das wahrhaft Wirksame ist; er erzieht sich selbst und macht sich dadurch fähig und würdig auch seine Mit- und Nachwelt zu erziehen. Tasso aber ist so weit davon entfernt, seine Phantasie zur Ertragung und Verarbeitung auch des ihn Verletzenden zu bilden, daß sie vielmehr, statt in ruhiger Anschauung als Gegengewicht gegen die Macht der Empfindung zu wirken, ganz und gar in deren Dienste steht, daß sie ganz in deren Wirbel hineingezogen, nicht aber umgekehrt die Empfindung durch sie geklärt und gekräftigt wird. Immer sogleich ihn Seligkeit oder Unseligkeit empfinden zu lassen, ist die Empfindung bereit, — die Phantasie stets beschäftigt, ihm beiderlei Zustände in der poetisch vollendetsten Weise auszumalen.

Wir haben hier sogleich das Wesen Tasso's, welches sein Schicksal ist, im Ganzen und Großen gezeichnet; ins Einzelne können wir ihn hier nur so weit verfolgen, als nöthig scheint, um auch minder geübte Leser vor Mißverständniß sicher zu stellen.

Durch das traurige Geschick seiner Jugend ist diese Uebermacht des Gefühls und der Phantasie noch mehr genährt und gesteigert worden, und wenn die Großmuth des Fürsten einen Zufluchtsort an seinem Hofe ihm bot, und so das Geschick sich ihm günstig zu wenden begann, so würde er, geblendet und verlockt durch den Glanz der ihm bei seinem ersten Erscheinen entgegentretenden ritterlichen Hofspiele, welche ganz geeignet waren, seinem angebornen unklaren Thatentriebe eine noch phantastischere Richtung zu geben, schon frühzeitig der Gewalt unklarer Begierden unerfahren unterlegen sein, wenn ihn nicht das Zusammentreffen mit der Prinzessin mehr auf die gerade ihm vorgezeichnete Bahn hingewiesen hätte. Gründlich geheilt ist er dadurch noch keineswegs; er ist nur jener Uebermacht auf eine Zeit lang entrissen, indem sich in dem ersten Kreuzzuge seinem Dichtergenius eine der romantischen Spannung seiner schwärmerischen Empfindung entsprechende Realität darbietet. Die Begeisterung für diese vergangene Wirklichkeit treibt ihn dieselbe mit unermüdlicher Liebe aufs Reizendste auszumalen und zu schmücken, und der durch Alles erhöhte Ton seiner Stimmung läßt ihn, wo er ja einem Gegenstand seiner Umgebung huldigt, auch diesen ganz von dem Boden der Wirklichkeit hinweg in eine ideale Höhe entrücken. Und wie könnte nur ein irgend empfängliches Gemüth diesem Zauber seiner Klänge widerstehen. Zwar Antonio wird von Anfang an Tasso's Schwächen

und die Gefahr einer Verzärtelung wohl durchschaut haben; aber nur zu sehr wird nicht etwa bloß die Prinzessin, sondern auch der Fürst verführt, der Liebenswürdigkeit seiner höheren Natur seine Unarten möglichst nachzusehen, und durch zu schonende Nachgiebigkeit ihn unvermerkt immer mehr zu verwöhnen und zu verziehen. Denn allerdings haben sich Schwächen, die man nicht anders als mit dem Namen Unarten bezeichnen kann, ganz in der Art, wie sie bei verwöhnten, liebenswürdigen und reichbegabten Kindern hervortreten, um so mehr bei ihm geltend machen können, je gereizter er durch die Spannung dichterischer Produktion sein mußte, der Pflicht der Selbstbeherrschung bei den kleinen Verdrießlichkeiten und Unannehmlichkeiten des Lebens zu vergessen, deren Geringfügigkeit sie für ein mit Exaltation auf das Edelste gerichtetes Gemüth nur um so gefährlicher macht. Das Unglück seiner Jugend, wie denn ein edles Gemüth gerade dessen härteren Schlägen am wenigsten erliegen wird, hatte ihn stark befunden; das Glück am Hofe des Fürsten hegt Keime in ihm, die zu seinem Verderben wachsen und reifen. Doch so lange er noch sein Gedicht nicht vollendet hat, sind diese Schwächen immer noch Kleinigkeiten, nur der erste Ansatz zu einem Ungewitter, das sich gar wohl noch wieder verziehen könnte; im Ganzen und Großen ist er noch gesichert durch die Arbeit an seinem Gedicht, sein Leben darf noch überwiegend demselben gelten, und so ist auch mit einzelnen, nur zu leicht ihm verziehenen Ausnahmen besinnungsloser Heftigkeit seine Auffassung des Fürsten und des Lebens überhaupt noch ungetrübt. So wird uns sein Bild im Beginn des Stückes, noch ehe er selbst auftritt, von Andern, die ihn, ohne seine Schwächen zu verkennen, doch lieben und schätzen, gezeichnet, und zwar zuerst in der allervortheilhaftesten Beleuchtung, im vollsten Glanze seiner göttlichen Begabung strahlend; erst als der Fürst hinzutritt, kommt, aber noch wohlwollend und mit zarter Schonung, auch die Schattenseite seines Wesens zur Sprache, welche Gefahr für ihn befürchten läßt, wenn er die Heranbildung zum M a n n e verschmäht. Ganz fehlen durfte schon im Anfang der Schatten dem Bilde nicht; wie sollte sonst sein späteres Geschick uns nicht zu sehr überraschen? Aber zu vertieft durfte dieser Schatten auch noch nicht sein; wie hätte sonst diese Gestalt uns genug anziehen können, ihr durch alle spätere Verdunkelung hindurch mit Antheil zu folgen? — So kann denn im

Anfang noch von ihm ohne Unwahrheit im Wesentlichen gesagt werden, daß, was die Geschichte reicht, das Leben gibt, sein Busen gleich (d. h. ohne leidenschaftliche Trübung und Entstellung) und willig aufnehme; da stellt er erst die Dinge in ihr rechtes Licht, da läßt er ihre wahre Gestalt erscheinen, während der gewöhnlichere Blick noch als der entstellende erscheint; da ist er auch noch ganz fähig, den Fürsten als seinen Wohlthäter, nicht bloß als seinen egoistisch gnädigen Protector und Schutzherrn, zu erkennen; später wird sein durch Einbildungen getrübter Blick der entstellende, und dagegen der gewöhnlichere des gebildeten, maßvollen Bewußtseins der richtige. Denn mit der Vollendung und der Uebergabe seines Gedichtes tritt seine Phantasie, welche immer schon im Interesse der Empfindung thätig, aber noch nicht ihr unterworfen gewesen war, immer entschiedener in deren Dienst; er verläßt damit jenen Zauberkreis, in welchem allein er sich zu halten vermochte; damit ist er den Mächten des Lebens verfallen; er geräth außer sich, wenn er aus sich, aus seinem Insichsein herausgeht, wenn er mit dem Leben in so harte Berührung kommt, daß es nicht sogleich und unmittelbar, sondern erst vermittelst einer sittlichen Verarbeitung seiner Schickungen der poetischen Verarbeitung gemäß gemacht werden könnte. Nur wenn er dichterisch träumt, dann lebt er ein helles, klares Geistesleben; wenn er lebt, dann träumt er schwere Träume eines immer mehr sich verdüsternden Gemüths. Und dieses Unglück wird ihm eben bereitet durch ein Glück, das aus jener ihn zur höchsten Seligkeit befähigenden Dichtergabe entspringt, das er aber nicht zu tragen vermag, — durch den Lorbeerkranz aus der schönsten Hand, der ihm zu der innerlichsten Befriedigung über ein vollbrachtes großes Werk noch die reinste Neigung des edelsten Wesens, die wärmste Theilnahme aller Freunde, den Beifall jedes Guten, den Genuß allgemeinen Ruhmes hätte bedeuten und verkündigen sollen. Aber wenn er schon vor diesem Momente die Welt nur in seinen Freunden sieht, so liegt darin freilich der ganze Adel einer hochgestimmten und weitreichender äußerer Güter nicht bedürftigen Seele, aber doch zugleich auch eine Schwäche und ein Unrecht, insofern darin angedeutet ist, daß er den harten Zusammenstoß mit der Welt, welcher erst die Erziehung zum Manne, ja auch zum ganz geistesfrischen und nicht sich in sich vereinsamenden Dichter vollendet, wird vermeiden und fliehen wollen.

So wie aber erst der Kranz sein Haupt berührt, da fühlt er in edler Selbsterkenntniß, aber freilich die Würde der Poesie zugleich damit angreifend, — sich unwerth, die Kühlung zu empfinden, die nur um Heldenstirnen wehen soll. Mit dem Schmuck der Helden gekränzt, empfindet er, daß er den Besitz nicht zu ertragen vermag, daß er nur strebend gesichert ist; geboren dazu, das Unglück ertragen zu können, ist er nicht dazu erzogen, dem Glück gewachsen zu sein. Und wenn die Prinzessin noch einen Unterschied macht zwischen Tasso's Talent, welches er bescheiden ruhig zu tragen vermöge, und jenen Lorbeerzweigen, welche wie Sonnenstrahlen ihm das Haupt treffen, so ist vielmehr richtiger zu sagen, daß es eben sein Talent ist, welches er nicht mehr bescheiden ruhig zu ertragen vermag, sobald es zu einer vollen Wirklichkeit wird. Denn früher war auch selbst sein Talent, war er sich selbst mit seinem ganzen Vermögen nur erst eine Möglichkeit, nicht eine Wirklichkeit. Daher ist er auch genöthigt, in dem Augenblick, als sein Gedicht aufgehört hat nur ein Erstrebtes zu sein, als es für ihn ein Factum geworden ist, an das eine äußere Lebensgeschichte sich knüpfen will, sich die Wirklichkeit seines Glückes, um es ertragen zu können, in eine Fiction, in eine bloße Möglichkeit zu verwandeln, und durch die Imagination den so schön bekränzten Jüngling von sich selbst zu trennen. Aber ach, wenn er jetzt noch überselig, sich selbst entrückt, in einen entzückend schönen Elysiumstraum sich verlieren kann, welcher ihm Held und Dichter durch gleiches Streben neidlos verbunden zeigt, wie wird ihm beim Erwachen zu Muthe sein, wenn er auf einmal an der Stelle des Heldenthums, welches an sich schon Poesie ist, auf die Prosa des Staatsmannes trifft, der durch die vielfache Bedingtheit seiner Aufgaben zu kühlerem Verhalten herabgestimmt, auch den freieren Aufschwung eines hochgestimmten und leidenschaftlichen Gemüthes mit wenig Gunst und Nachsicht zu betrachten geneigt sein wird. Doch so schroff und verhalten feindselig auch Antonio bei dem ersten Zusammensein sich zeigt, die Gefahr für Tasso liegt bei der Bescheidenheit seines Wesens, welche ihn in dem Lobe Ariost's den Stachel nicht empfinden läßt, in einem anderen Punkte, liegt darin, daß auf der durch Antonio vertretenen Seite menschlichen Thuns auch ein lockender Zauber sich findet. Früher hatte Tasso zwar öfters mit Verdruß es gesehen, daß er nicht über politische und Geschäftsfragen gehört wurde, war aber,

wenn auch nicht erhaben über das Imponierende einer großartigen staatsmännischen Wirksamkeit, doch dieser Erscheinung, welche das poetische Stillleben seines Gemüths stören und gefährden mußte, noch abgewandt gewesen. Bliebe er dieß auch bei der Erzählung Antonio's von dem die Kunst und Wissenschaft als untergeordnet behandelnden Betriebe der Staatsgeschäfte in Rom, so hätte das ganze, edle Selbstgefühl des Dichters, das stolze Bewußtsein, die in seiner Person mit angetastete Poesie vertreten zu müssen, ihm Schutz und Schirm gegen die Angriffe der Geringschätzung des Geschäfts- und Staatsmannes, ja den Sieg über dieselben gewähren müssen. Aber er selbst gesteht uns (II, 1), daß seiner reizbaren Phantasie das unerwartet aufgerollte Bild jener Welt, die gemessen ihren Lauf vollendet, wie ihn der Halbgott ihr vorzuschreiben wagt, nur zu mächtig und überwältigend entgegengetreten; vor diesem Bilde versank er vor sich selbst und fürchtete, er, der noch kurz vorher so rein gefühlt, wie Held und Dichter für einander leben, wie Echo an den Felsen zu verschwinden, ein Wiederhall, ein Nichts sich zu verlieren. Die so in ihm hervorgerufene leidenschaftliche Empfindung und Unsicherheit des Beginnens drängt auch die Prinzessin in dem Gespräche, das aus dem geregelteren Gleise mit stetigerem Fortgange herausschwankt und abirrt, von der sicheren Linie fester Selbstbeherrschung hinweg, und verleitet sie, ihr Inneres ihm zu verrathen, — sich selbst zum Verderben und ihm, den sie vergebens zur Mäßigung ermahnt. Sie hat mit sicherer Einsicht in das, was ihm fehlt, und wessen er bedarf, bei noch ruhigerer Stimmung ein Freundschaftsbündniß Tasso's mit Antonio gewünscht; jetzt, nachdem sich der Ueberglückliche nur immer tiefer in die Vorstellung, jede gräßlichste Gefahr, ja das Unmögliche selbst, nach ihrem Wink und Willen vollbringen zu können, hineingesprochen hat, jetzt in diesem Taumel des höchsten Glückes trifft er zum zweitenmal mit einem Manne zusammen, der die Besorgniß gefaßt hat, nach saurer Mühe des schönsten gehofften Lohnes nur verkürzt genießen zu können, und aus dieser Anwandlung eines unedlen und nicht einmal begründeten Neides noch nicht wieder zu dem ursprünglichen Adel seiner Seele und dem ruhigen Gleichmuth seines Wesens sich zurückgefunden hat. Mit überwallendem Ungestüm, und nur um der Fürstin zu gefallen, keineswegs aus eigenem Drange, der ihm besser den richtigen Weg gezeigt haben würde, wirbt er um

Antonio's Freundschaft, will er sie vielmehr erstürmen. Seine klare Einsicht in Antonio's Werth, auf welchen die Prinzessin ihn aufmerksam gemacht, zeugt davon, daß er keineswegs ganz unfähig ist, sich in eine ihm wesentlich fremde Natur zu versetzen; aber nur vorübergehend vermag er es, nicht dauernd. Als sein Werben kühl, ja schroff und bitter von dem welterfahrnen Manne, dem all das liebenswürdige beredte Dringen den jünglingshaften Mangel an Achtung gebietendem Charakter nicht verdecken kann, zurückgewiesen wird, da schlägt die eben noch ausgesprochene Anerkennung von Antonio's Werth in eine damit im schneidendsten Widerspruch stehende gänzliche Verkennung um, und führt zu einem Vergehen gegen ein Gesetz, welches in einer noch kaum den Stürmen des Mittelalters entrissenen Zeit, wenigstens Eine geheiligte Stätte vor jeder Heftigkeit der Leidenschaft gesichert wissen will.

Der hinzukommende Fürst will gern das Gesetz mildern, so viel er kann — er empfindet wohl, was zur Entschuldigung, nicht Rechtfertigung des gereizten, hochgestimmten Jünglings gereichen kann, — aber ganz es aufheben, das kann er, das darf er nicht. Jeden Andern hätte es in seiner vollen Strenge getroffen, gegen Tasso muß er ihm wenigstens den Schein der Geltung lassen; er verurtheilt ihn, noch dazu auf alle Weise ihn aufkärend, zu einer Haft, welche ihn zu einer ruhigeren Besinnung, einer männlicheren Selbstbeherrschung, wodurch Alles noch ausgeglichen worden wäre, hätte führen können. Diese Haft über ihn zu verhängen, war eine Nothwendigkeit für den Fürsten; für Tasso konnte sie zu einer Wohlthat werden. Aber statt daß er sich anstrengen sollte, sich selbst und die Besinnung wiederzufinden, verliert er sich nur immer mehr. Es lag ihm so nahe, sich zu sagen, daß er der Aufforderung der Prinzessin, für die er Alles zu thun sich bereit erklärt hatte, wenigstens auch nach der Abweisung seines Antrags an Antonio noch durch Maß und Haltung in der Abwendung von demselben hätte nachkommen sollen; aber gar keine Schuld will er auf seiner Seite anerkennen, alle wirft er auf Antonio, bald auch sogar auf die geliebte Prinzessin. Unbedingt nunmehr in den Dienst maßlosen, trüben Affectes tretend, malt ihm die Phantasie immer unwahrere Truggestalten vor, und nur zu geschäftig hilft ihm ein scharfsinniger, aber auch vom Affect beherrschter Verstand, der in den

kurzen, zu epigrammatischer Schärfe zugespitzten Sätzen auch sprachlich sehr charakteristisch sich ausdrückt (s. z. B. IV, 1: „Und dennoch lebst du noch, und fühlst dich an, du fühlst dich an, und weist nicht, ob du lebst. Ist's meine Schuld, ist's eines Andern Schuld, daß ich mich nun als schuldig hier befinde?"), noch mehr dazu, daß er sich nur ja recht tief in seinen Wahnvorstellungen festsetzt, sich gleichsam in sie immer mehr hineinbohrt. So ganz und gar verliert er zuletzt allen Boden der Wahrheit, daß er, der Offene, Aufrichtige, sich endlich sogar verstellen lernt. „Niemand betrügt dich nun, wenn du dich nicht betrügst, sagt er (IV, 3 am Schlusse). Diese Worte sind falsch in dem Sinne, in welchem er sie nimmt, und doch zugleich in einem anderen Sinne ganz richtig, und so spricht gleichsam das Geschick selbst den Hohn über Tasso's Verblendung mit Tasso's Munde aus. Die Einzige, die mit Betrug gegen ihn verfahren, ist eben von ihm gegangen, und ein zu seinem gewohnten Edelmuth zurückgekehrter lebenskundiger Mann bietet ihm alle seine Erfahrungen zu seinem Besten. — Aber, um sich nur ja nicht betrügen zu lassen, betrügt er mit dem ganzen Scharfsinne eines sich selbst verloren gegangenen und verwirrten Gemüthes, da kein Anderer ihn betrügen will, sich selbst. Und nach der verhängnißvollen Umarmung nun vollends, mit der er gewaltsam gegen eine Unmöglichkeit anrennend, von dieser zurückgestoßen wird, da kann er nicht anders, als von einer Verkennung zur andern umhertaumeln, bis ihm nach ganz durchlaufener Bahn der Leidenschaft, durch die Freundschaft eines edlen Mannes, der von selbstsüchtiger Starrheit zur Einsicht seines Unrechts gekommen, und durch den Anblick von Tasso's Leiden zu vorher nicht gekanntem Mitgefühl gestimmt ist (wie dem unglücklichen Orest durch Iphigenien), die Rettung gesichert wird.

Wir haben viel übergehen müssen, aber aus dem Gesagten wird sich wohl zur Genüge ergeben haben, wie eben jenes Element reicher poetischer Begabung, das zu einer Quelle des schönsten Glückes für ihn werden konnte, — der Gefühlsreizbarkeit bedurfte er freilich als Dichter, — zum Unglück für ihn ausschlägt, weil ihm gerade das mangelt, wodurch jene ihn beherrschende, und als Macht über ihn gebietende Gabe zu einem wirklichen Besitz geworden wäre, — weil ihm das ergänzende sittliche Moment des Charakters und der maßvollen Verständigkeit und Besonnenheit abgeht.

Gerade die entgegengesetzte Begabung findet sich bei Antonio. Dieser ist Charakter, wie Tasso Talent, Verstand, wie Tasso Gemüth; jener also die ergänzende Seite zu diesem. „Zwei Männer sind's, die darum Feinde sind, weil die Natur nicht Einen Mann aus ihnen beiden formte, und wären sie zu ihrem Vortheil klug, so würden sie als Freunde sich verbinden." Auch haben ihre Lebensverhältnisse in beiden die einseitige Richtung gefördert, denn „es bildet ein Talent sich in der Stille, sich ein Charakter in dem Strom der Welt," und Tasso hat in der Stille, Antonio in der Weltbewegung gelebt. Aber bei seiner Begabung ist seine Stellung gegen die Welt eine ganz andere; denn die Eigenschaften, die ihn schmücken, durchdringend heller Weltblick, vollkommene Meisterschaft in der Behandlung der Weltverhältnisse, Gewöhnung an gemessene Haltung und Selbstbeherrschung, welche letztere ihn, wenn ihn auch einmal eine Gereiztheit übermannt und aus dem Gleichgewicht bringt, doch bald wieder sich zurecht finden läßt, — alles dieß braucht die Welt schon zu ihrem unmittelbaren Bestehen; der Begabung des Tasso könnte sie freilich nicht für ihre höhere Aufgabe, wohl aber für ihr unmittelbares Dasein, für ihre Fortbewegung im gewohnten Gleise entbehren. Somit ist denn auch Antonio's Stellung durch seine Brauchbarkeit, ja Unentbehrlichkeit eine vollkommen gesicherte, dagegen die Stellung Tasso's, dem, wie das ethische Element des Charakters, so das praktische der Geschäftsbrauchbarkeit ganz fehlt, und der durch seine Reizbarkeit überall in der Welt, die denn freilich kein ätherischer Luftraum ist, sich stößt und sich und Andere verletzt, eine schwankende und gefährdete. Hiermit soll nun natürlich nicht das Negative in Antonio's Wesen abgeleugnet werden, das in unbewachten Augenblicken, sobald er in seinem gerechten Anspruch auf erwünschten Lohn etwas verkürzt zu werden fürchtet, hervorbricht, aber an demselben Fehler der Selbstigkeit, nur, wie es dessen Wesen gemäß ist, unbewußt, leidet auch Tasso. Gerade in dem, worin bei Beiden die Stärke, das Positive liegt, gerade darin ist auch die Schwäche, das Negative enthalten, in Tasso der Egoismus des nicht vom Charakter gekräftigten Gemüthes, in Antonio der Egoismus des nicht vom Gemüthe weich und nachsichtig erhaltenen Charakters. Antonio wird also schwer ein Freundschaftsbündniß schließen, weil er eine rasch auflodernde Flamme von dauernder Neigung und Achtung wohl zu unterscheiden

versteht und doch mit Recht in dieser allein die Gewähr für alle Freundschaft sieht, und noch schwerer mit einem Jünglinge, da er die Kluft zwischen Jüngling und Mann gar zu gut kennt, und wohl weiß, daß es Tasso leichter fällt, sich in erhöhter Stimmung ein reizend ideales Bild von einem Freundschaftsbunde mit ihm zu entwerfen, als seinen Rath mit Achtsamkeit zu hören, geschweige denn zu befolgen. Aber wenn auch keine Freundschaft, wie sie Tasso's Ideale entspräche, wo man am Busen des Freundes ruhen kann, ihm möglich sein sollte, so läßt sich doch ihm vertrauen, und das ist viel. Hat er erst für Tasso's Freund sich erklärt, so sorgt er selbst für ihn, wo dieser sich fehlt. Soll nun aber ein Bund zwischen Beiden, der doch wenigstens am Schluß des Stücks eintritt, nicht ganz unmöglich sein, so muß auch neben jener Grundverschiedenheit ein sittliches Moment in Beiden einen Boden der Uebereinstimmung bedingen und in sich schließen. Worin besteht dieses? In der Bedeutsamkeit und im hohen Werthe der verschiedenen Sphären, denen Beider Thun gewidmet ist, könnte es bestehen. Denn wenn der sittliche Werth der Poesie, die ja eine Manifestation des absoluten Geistes ist, von selbst klar ist, so muß doch auch die Staatenlenkung, wenn sie wirklich die geistvoll besonnene, praktische Vermittlerin der geschichtlichen Idee mit der Wirklichkeit ist, als etwas durchaus Positives und der höchsten Verehrung Würdiges gelten, ja sie ist dann selbst eine Kunstleistung im größten und erhabensten Styl. Auch hat der Held immer den Dichter, wie umgekehrt der Dichter den Helden, sich gefordert, und ihn gern als mitberechtigt zu dem Lorbeer anerkannt; aber im verflochtneren Weltlaufe ist ein solches Verhältniß nur da möglich, wo Heldenthum und Heldensinn selbst ein wesentliches Moment des Staatsmannes bildet. Sobald aber die Staatsklugheit von nichts Ideellem weiß, und statt dem Zuge der Geschichte besonnen und dadurch seiner mächtig zu lauschen, vielmehr schlau ihrem berechtigtsten Gange sich entgegenstellt, wie dieß zu jener Zeit in Rom geschah, — sobald sie der ruhigen Beobachtung, deren freilich der reizbare Tasso nicht fähig ist, nur den Anblick eines großartig geleiteten Schachspieles, worin die Figuren Menschen sind, bietet: da ist sie in sittlicher Beziehung auch nur etwas Negatives, Egoistisches. Aus dem Inhalt also, um den es sich handelt, kann unter diesen Umständen dem politischen Leben Antonio's das sittliche Moment, worin

er mit Tasso übereinstimmen sollte, nicht erwachsen. Nun worin wird es denn also doch liegen? In der Gesinnung Antonio's, in der treuen Ergebenheit gegen einen Fürsten, den er liebt und ehrt. „Für den Edlen ist kein schöner Glück, als einem Fürsten, den er ehrt, zu dienen." Diese Aeußerung Tasso's würde Antonio, dem durch diesen Dienst zugleich noch das Bedürfniß, sein Talent und seine Neigung vollständig auszuleben, befriedigt wird, noch mit vielmehr Freudigkeit, als Tasso selbst zu der seinigen machen. Dieses sittliche Moment aber in Antonio's Dienstthum entspricht einem gleichen auf Tasso's Seite, dem treuergebenen, redlich fleißigen Bemühen desselben im Dienste seiner eigensten Herrscherin und Königin, der Poesie. Dieses Verdienst hebt auch Alphons gar wohl hervor, Antonio freilich weiß es wenig zu schätzen, wie denn ein Jeder, der in einer alle Kraft verzehrenden Stellung und gepreßten Thätigkeit lange Zeit sich abgemüht, leicht dazu verleitet wird, den mühevollen Fleiß in andern Gebieten, welche kein so saures Gesicht dem Thätigen abnöthigen, für bequemen Müßiggang zu halten. — Aber auch noch eine andere Seite der Gleichheit Beider durfte neben der ethischen nicht ganz fehlen: eine geistige Uebereinstimmung, die Empfänglichkeit für den Zauber der Poesie. Freilich ist diese bei Beiden in gar ungleicher Stärke und Sympathie des Gemüths vorhanden. Antonio ist, wenn er auch recht geistreiche und gut geformte Verse machen mag, doch nicht Dichter; er ist zwar der durchgebildetere Geist, aber auch der beschränktere, der weniger ideal gestimmte; keinen schönern Anblick kennt er, „als einen Fürsten sehn, der klug regiert." Wie der Papst, der gleichfalls Alles aus dem praktischen Gesichtspunkte ansieht, so betrachtet er, wiewohl mit feiner Bildung und (sofern diese entweder die Staaten ziert oder nur für ein heiteres Spiel sich gibt) mit Sinn für die Kunst geschmückt und ihren Reizen wohl zugänglich, Poesie und Kunst doch nur als etwas Untergeordnetes. Aber doch vermag er auch Ariost so schön zu würdigen. Ist nun seine reizende Schilderung dieses Dichters nicht vielleicht eine Inconsequenz in seinem Charakter? Tritt sie (in gereizter Stimmung ein herrlicher poetischer Erguß) nicht wenigstens an unschicklicher Stelle hervor? Vielmehr ist Göthe in beiderlei Beziehungen in vollem Recht. Ariost's Dichtung nämlich, voll der reizendsten Ironie über jene gewesene, phantastische Wirklichkeit des Ritterthums, welche auch nach

ihrem Verschwinden eine zu Schwelgerei in der Phantasie aufgeregte Menge wohl verlocken konnte, hat nicht unmittelbar praktischen Ernst, macht keine praktisch strenge Miene, die Gestaltung der Wirklichkeit ist ihr gleichgiltig; Tasso, ein Geist von prosaischerem Hintergrunde, hält der Gegenwart voll religiösen Ernstes ein Bild des edelsten Ritterthumes zu ihrer Spiegelung vor, am liebsten möchte er sie zu neuen Kreuzzügen entzünden, so sehr immer die Zeit dazu vorüber war. Nun erkennt zwar Antonio mit männlich freierer und unbefangenerer Einsicht, als die Prinzessin, auch den Ernst als ein Moment in Ariost's Poesie und würdigt auch diesen mit Liebe; aber die Form für denselben, der geistige Lebenston seines Gedichts ist doch das Spiel, der fröhlichste, ja ausgelassenste Scherz; und an einem so anspruchslos spielenden Ernst konnte auch unser praktischer Antonio gar wohl sich ergötzen und ein liebevolles Gefallen finden. Er weiß: wenn Ariost noch lebte, der würde ihm nicht in seine Kreise hineingerathen (wozu Tasso zwar auch nicht das Vermögen, aber wohl die Lust hätte), der würde durch die im Grunde doch nur scheinbare Großartigkeit des damaligen italienischen Weltgetriebes zwar nicht sich aus dem Gleichgewicht bringen und sich imponieren lassen, — denn der Schalk würde schon den Augenpunkt für die ironische Betrachtung auch hierbei zu finden verstehen! — aber doch diesen Kreis und seine Helden respectieren, und heiter, ohne sich und ihnen das Leben sauer zu machen, mit ihnen sich zu vertragen wissen; darum denn auch Antonio mit ihm bestens zu verkehren weiß. Gerade an jener Stelle unsers Dramas aber mußte die treffende und begeisterte Würdigung Ariost's aus seinem Munde hervorbrechen, nicht etwa bloß aus einem kleinlichen Neid, sondern weil mit psychologischer Nothwendigkeit die Befähigung zu einer Leistung, welche man bei einem Menschen nicht erwartete, gerade in dem Augenblicke am ersten hervortreten, gerade da, halb unerwartet und befremdend für den Sprecher selbst, in den geistreichsten Wendungen und Ausdrucksformen sich geltend machen wird, wo die allgemeine Aufmerksamkeit sich einem Andern zugewendet hat, welchem gerade solche Befähigung ausschließlich zuzugehören scheinen könnte und wirklich vorzugsweise zugehört.

Mit Tasso verwandt nach ihrem innersten Wesen ist die Prinzessin, mit Antonio Eleonore. — Die idealer gestimmte Persönlichkeit fällt auch

hier jener Seite zu, die der Behandlung unmittelbarer Lebensaufgaben mehr zugewendete der letztern.

Die Prinzessin in Tasso, — wer hätte nicht voll Entzücken und schmerzlicher Rührung vor dieser herrlichen Frauengestalt gestanden! Wer empfände nicht die tiefe sittliche Grazie dieses einzigen Wesens, durch die sie wie ein seliger Geist Jeden, der sie erkennt, mit eben so unwiderstehlichem Reiz an sich zieht, um durch ihre heiligende Nähe sich von jeder falschen Unruhe und Begier reinigen zu lassen, als sie anderseits auch wieder in ehrfurchtsvoller Scheu und Zurückhaltung jeder zu lauten und irdisch stürmischen Huldigung gebieten heißt. Sie scheint bestimmt zu sein, gleichsam der sittliche Genius für Tasso's ganzes Wesen zu werden, ja sie ist selbst, könnte man sagen, ein weiblicher Tasso, nur eben dadurch verschieden, daß ihr Kunstwerk kein anderes als ihre eigene Seele ist, voll Reichthum, Tiefe, Zartheit, Innigkeit, Maß und Harmonie. Allein es bedurfte, um sie uns menschlich näher zu rücken, auch einer Schwäche; auch dieses Herz voll Tiefe und Ruhe mußte in eine Bewegung hineingerissen werden, welche gegen die sonstige ewige Freiheit dieses Gemüths nur einen um so ergreifenderen Contrast bildete, — und der Dichter hat den Punkt zu treffen verstanden, der sie uns nur noch liebenswerther machen mußte, den Zug ihres Herzens hin zu Tasso, worin, da dieser der Prinzessin stille Selbstbeherrschung nicht theilen kann, für ihn und für sie die Quelle unsäglichen Leidens liegt. Diese Liebe zu einem gottbegnadigten Manne, welche alle Innigkeit der Geschlechtsliebe und alle Reinheit der Schwesterliebe an sich trägt, überdieß durch ihren ganzen Lebensgang so psychologisch nothwendig gemacht, so mit ihrem süßen unvermerkten Zug immer weiter führend und alle Gefahr ihr verdeckend, — diese ist das, worauf, wenn von irgend einem Vorwurf gegen sie die Rede sein dürfte, wenn wir uns statt beklagend, anklagend gegen sie verhalten dürften, zuletzt doch alle unsere Angriffe gerichtet sein müßten. Daraus allein ist auch Zweierlei zu erklären, was unaufmerksame Leser etwas an ihr irre machen könnte, sie verleiten könnte einen Zug egoistischer Absichtlichkeit und Berechnung in ihr zu erblicken. In der ersten Scene nämlich des ersten Acts bezeichnet die Prinzessin Leonoren als den gefeierten Gegenstand von Tasso's Liebesliedern, ohne es doch ernstlich meinen zu können, da sie ja später selbst dem Dichter seine Abwendung von Leonoren zum Vorwurf macht.

Ist dieß nicht absichtsvolles Ausforschen, ja, wenn der Ausdruck nicht schon zu beleidigend ist, Ausholenwollen? Der möchte denn doch sich wenig auf dieß zarte Wesen verstehen, der zu einer so plumpen Auslegung sich getrieben fühlte. Allerdings, indem sie sich wünscht, von Tasso wieder so geliebt zu sein, wie er von ihr, möchte sie darüber wohl gern von der Freundin, ohne sich zu verrathen, Gewißheit haben. Halb nun ist es bedeutungsloser Scherz, unschuldige Neckerei, wozu sich die Prinzessin, die durch den neuen Frühling zu rascherem Pulsschlag der Empfindung exaltiert ist, getrieben fühlt; halb macht sich ohne merkbaren Uebergang, im Rücken ihres eigenen Bewußtseins, so ganz von selbst das Forschen danach, ob wohl aus den Reden der Freundin, wenn sie diese Wendung ihnen gibt, sich eine Erwiderung ihrer Neigung werde errathen lassen. — Mehr noch könnte man sich beikommen lassen, sie darüber zu tadeln, daß sie zu Anfang des zweiten Acts den aufgeregten Tasso zur Freundschaft mit Antonio aufforderе und ihn später durch die Andeutung der Erwiderung seiner Liebe zu ihr nur in noch heftigere Exaltation versetze. Der erste Vorwurf könnte um so begründeter scheinen, weil ja die Prinzessin sich ihn späterhin selbst macht. Es bedarf hier einer etwas längeren Entwicklung. Allerdings hat die Prinzessin durch jahrelanges Siechthum, welches sie allem Genuß der freudenreichen, aber auch zerstreuenden Welt entzog, den Anlaß gefunden, den Keim, den ihre Mutter sowohl zur reichsten geistigen Bildung, als auch zur tiefsten ihres sittlichen Wesens, ihrer zarten Weiblichkeit gelegt, in sich groß zu ziehen; mehr noch als durch die bindenden conventionellen Verpflichtungen des Hoflebens und ihres Ranges, hat sie, durch schmerzliches Geschick erzogen, welches der Duldung stille Lehre sie bewähren hieß, Haltung, Besonnenheit und Selbstbeherrschung in sich ausgebildet. Sie hat den Gedanken nicht bloß mit Beifall von Außen aufgenommen, sie hat es als eine Wahrheit in sich erlebt, daß viele Dinge nur durch Mäßigung und durch Entbehren unser eigen werden. Ja, so frei sie auch der Dichter — was nicht genug zu rühmen ist, da die Empfindsamkeitsperiode unserer Literatur der Entstehungszeit unsers Drama so nahe lag, — von aller Sentimentalität gehalten hat, so klingt doch aus der langen traurigen Krankheit der schönsten Jugendjahre noch als leiser Ton in ihrem Wesen eine zarte Kränklichkeit der Seele unleugbar nach, und sie selbst empfindet

dieß als Entbehrung der raschen, aus frischem Lebensgefühl entspringenden Lebhaftigkeit und Unmittelbarkeit des Fühlens und Denkens, welche sie in Leonoren erkennt. Dieß hätte, so könnte man meinen, ihre Behutsamkeit nur steigern, vor jener unheilsvollen Wendung im Gespräch mit Tasso sie nur um so mehr sichern müssen, wenn nicht eine egoistische Absichtlichkeit, das Bestreben, einen wohl ihr, aber nicht Tasso zu Gute kommenden Wunsch zu erreichen, sie verführt hätte. Tadelt sie sich doch selbst, wenn auch nicht darüber, daß sie dem Dichter zum Geständniß seiner Liebe den Anlaß gegeben und ihm ihre eigene verrathen hat, so doch deßhalb, daß sie „dem reinen stillen Wink des Herzens nachzugehen“ unterlassen. Aber thut sie sich nicht vielmehr, wie edle Menschen zu thun pflegen, wenn sie, durch das Geschehene belehrt, den ersten für menschliche Beurtheilung noch ganz unschuldig zu nennenden Anlaß zu einem schweren Leiden Anderen gegeben zu haben sich zum Vorwurf machen, — thut sie sich nicht Unrecht, wenn sie ihren Mißgriff sich als Schuld anrechnet? Ja, ist es überhaupt auch nur ein Mißgriff zu nennen, hat sie denn nicht ganz richtig gesehen, daß Tasso für sich selbst der Freundschaft Antonio's bedurfte? Und hat sie denn Tasso zu eigenen Schritten hierbei aufgefordert? Sie hat ja vielmehr selbst dieß schöne Werk in Kurzem zu vollbringen sich geschmeichelt, und den Jüngling nur gebeten, nicht zu widerstehen, wie er pflegte. Aber sogleich selbst mit Antonio deßhalb sprechen, das konnte sie doch unmöglich, da sie von einer Neigung erfüllt ist, welche sich, so rein sie auch war, doch dem fremden Manne, dem scharfen Menschenkenner Antonio durch zu große Eile zu verrathen fürchten mußte. Doch was wollen wir alle entschuldigenden Motive, welche der Dichter sie ja deutlich und überzeugend genug aussprechen läßt (III, 2), wiederholen?

Und was das Zweite betrifft, die allerdings durch sie veranlaßte gegenseitige Erklärung der Liebe, so wird sie dazu doch in der That nicht durch eine Absicht, sondern durch den Zug ihrer Neigung, deren lieblicher Lockung sie zwar immer, aber vergeblich widerstanden, verleitet. Auch kann sie von fern nicht ahnen, daß Tasso sofort mit Antonio zusammentreffen und durch das Uebermaß jugendlich schönen Feuers der Empfindung den überhaupt kühleren und überdieß noch nicht zur Fassung zurückgekehrten Mann nur zu noch kälterer Schroffheit und stolzerer Bitterkeit treiben würde. Sie selbst freilich, wie schon gesagt, rechnet

sich ihren Wunsch und ihr Verlangen zur Schuld an, aber wenn sie sich in einer schmerzlichen Stimmung Unrecht thut, dürfen dann wir es auch thun? — Nein gewiß, aus keiner egoistischen Absichtlichkeit, aus ihrer Liebe zu Tasso allein und aus keiner weiteren Quelle fließt das, wodurch sie Tasso's Verderben herbeiführt; ihre Liebe selbst ist ihre einzige Schuld. Und für diese wird sie hart genug gestraft durch das, wodurch sie hiermit die erste Veranlassung wird, genug gestraft durch ihre Reue, ihren Schmerz und durch die gänzliche Zerstörung von ihrem und Tasso's schönstem Lebensglücke. Ja, auch dieses edle, herrliche Wesen ist, indem sie einen Augenblick der klugen Ueberlegung und Haltung vergißt, mit welcher sie sonst über ihr erregbares Selbst so sicher gebietet, dem tragischen Geschick verfallen. Auch ihr, wie ihrem Freunde ist der Weg zu innerer Verklärung durch schmerzenvolle Läuterung nicht erspart; auch sie wird eine Stütze in der Freundin zu suchen gedrängt, und da sie diese leider nicht findet, durch das Aeußerste, wozu es kommt, nur um so mehr auf ihr eigenes reiches, tiefes Innere zurückgewiesen; auch sie, eine rein moderne Gestalt, wird zu einer Priesterin, so daß wir unwillkürlich an unsers Dichters antikmoderne Gestalt der Iphigenie erinnert werden, wie durch Tasso an seinen Orest; auch sie wird zur Priesterin, und das Opfer, das sie bringen wird, es wird kein anderes sein, als ihr eigenes Herz, mit allen seinen Wünschen, seinen seligsten Hoffnungen. Iphigenie freilich konnte aus den härtesten Conflicten sich herausringen, sich selbst und Andern zum schönsten Segen. Sollte aber etwa der Dichter nur seine Iphigenie copieren? Er hat dort auf dem Boden antiker Wirklichkeit in das erst zukünftige Christenthum den hohen Charakter Iphigeniens hinüber gespielt, hier aber auf einem Boden des Gemüthes, welcher der schon zur Wirklichkeit gekommenen Religion des Herzens (denn das ist das Christenthum in rein subjectiver Beziehung) angehört, in der Prinzessin eine neue wundervolle Frauengestalt geschaffen. Uns dünkt, er hat daran ganz wohl gethan. Und zugleich hat er damit ein neues unverkennbares Zeugniß von dem tiefsittlichen Kerne seines eigenen Wesens abgelegt, indem er das tragische Geschick wohl durchempfand und erkannte, das auch des schönsten Seelenadels wartet, wenn die treu gepflegte, sorgsam bewahrte Herrschaft über sich selbst dem Menschen gerade in dem Momente verloren geht, wo er ihrer am meisten bedürfte.

Das große Thema von der Gefahr des Abirrens gerade auch für das edelste Gemüth und von der Nothwendigkeit von dessen Läuterung durch ein tragisches Geschick zu einer stillen Wiedergeburt des sittlichen Menschen, — dieses Thema, das als allgemeinster ideeller Einheitspunkt, nur mannigfaltig modificiert, im Egmont, in der Iphigenie, ja selbst im Werther und in so vielen andern seiner Werke sich wiederholt, und das nur deßhalb nicht nach Gebühr erkannt worden ist, weil der Dichter zwischen dem natürlichen und dem wiedergebornen Menschen nicht die Kluft der Dogmatik feststellen konnte, — dieses Thema kehrt auch in unserm Drama in der Prinzessin wie im Tasso selbst wieder, zur glänzenden Rechtfertigung des sittlich-tiefsten aller unserer Dichter gegen jede noch so kurzsichtige oder absichtliche Verketzerung.

Und nun Leonore! Auch diese können wir der Ansicht, die sich beim flüchtigeren Lesen ganz nothwendig über sie bilden muß, nicht so ohne Weiteres ganz preisgeben. In ihr tritt wirklich die Intrigue hervor, die Absichtlichkeit; sie möchte wohl gar gern bei der Staatenlenkung mitwirken; denn bloß beschauen ist eigentlich ihre Sache nicht; sie würde gewiß es selbst recht artig finden, wenn in das große Spiel sie auch zuweilen ihre zarten Hände mischen könnte. Aber hier ist ihr jede Einmischung versagt; jedoch nur zu sehr zum Unheil holt sie das Versagte bei dem unglücklichen Dichter nach. Und dennoch haben wir die gewöhnliche Vorstellung von ihr zu ermäßigen, und dieß nicht etwa aus einem absonderlichen Gelüste, Alles zu rechtfertigen, sondern gestützt auf eine gute Auctorität, die der Prinzessin, und auf die Art, wie Leonore sich im Anfang des Stücks gibt. Sie ist fein und zierlich, es läßt sich leicht mit ihr leben, sagt die Prinzessin, und schon diese einzige Aeußerung muß uns zur Behutsamkeit im Urtheil über sie auffordern. In der That, edel stellt sie sich dar gleich zu Anfang in ihrer klaren Einsicht in der Prinzessin Werth und Vortrefflichkeit. Schmeichelei kann man dieses ihr Lob nicht nennen, sie meint es wirklich so, wie sie spricht, nur verschweigt sie (oder denkt vielmehr in diesem Augenblick nicht daran) was ihr an der Prinzessin, wenn sie ein *Totalbild* von *ihr geben sollte*, allerdings als Mangel erscheinen würde, und was ihr natürlich später, wo ihr eigenes Interesse ins Spiel kommt, auch ausschließlich, *jedoch ohne daß sie eigentlich der Prinzessin Werth heruntersetzt*, als solcher erscheint, — den Mangel nämlich

an aufgeregter Leidenschaftlichkeit und Gefühlsmacht, in welcher sie freilich, ihrer eigenen Natur schmeichelnd, eine höhere Lebendigkeit finden würde. Nein, ein edler Grund ist auch in Leonoren nicht abzuleugnen. Ihre zarte Empfänglichkeit für das Edle und Schöne erkennt die Prinzessin selbst an, und fein und zart erscheint ihr, und doch wohl jedem Leser mit, ihre Schilderung Tasso's. Wäre eine solche wohl einer bloßen Salon- und Hofdame möglich? Und die Schilderung Ariost's dem Antonio, wenn er ein bloßer Hofmann wäre? Wie? oder verstand etwa Göthe nicht genug einheitsvolle Charaktere zu schaffen, daß er hier zwiefach aus der Rolle gefallen wäre? Hat er vielleicht, indem er gerade diese beiden Personen durch die Schilderungen Tasso's und Ariost's adelte, nur so ein Anhängsel den Charakteren beigefügt, einen schönen, ihrem häßlichen Grundstoff angeflickten Lappen? Aber wir sind doch sonst gewohnt, ihn seine Charaktere aus Einem Guß gestalten zu sehen; das Leimen ist doch sonst seine Sache nicht! — Und dann, die Prinzessin macht ja Leonoren sogar zu ihrer Vertrauten, sie hat Vertrauen, und sie hat es rein und ganz zu ihr! Zwar geht sie darin zu weit, und legt hierdurch, indem sie ihre Liebe verräth und hiermit das egoistische Intriguenspiel Leonorens hervorruft, sogar den Grund zu dem weiteren Unglücke Tasso's, dessen Lage damals noch leicht gebessert werden konnte, — aber es mußte zu diesem Vertrauen der helle Blick der Prinzessin doch wenigstens einen Anlaß in Leonorens Persönlichkeit finden. Allein wie reimt sich damit das Unedle und Verwerfliche ihres späteren Benehmens? — Auch Leonorens Charakter durchläuft in unserm Stück einen Proceß. Der auch für sie von uns behauptete ursprüngliche Adel der Seele ist bei ihr eben nur ein natürlicher und natürlich entwickelter, nicht ein förmlich erzogener, und so ist er auch nicht ein gesicherter. Die Prinzessin, das empfindet ein Jeder, wird sicherlich später von dem, was in ihr noch sittlicher Mangel ist, von der Möglichkeit, sich und Andern zum Nachtheil einen Augenblick die Herrschaft über sich zu verlieren, sich reinigen. Umgekehrt verfällt Leonore dem auch natürlichen Egoismus mit seinem Truge, sobald diesem mehr Reiz und Nahrung von Außen wird als jenem nicht eigentlich gehüteten und gepflegten Seelenadel. So lange sie Tasso nur in seinen Dichterträumen und in einer rein geistigen und idealen Liebe befangen glaubt, läßt sie gern der Prinzessin den gebührenden Vorrang, da sie dadurch

in ihrem eigenen Interesse nicht wesentlich beeinträchtigt wird; als aber eine wirkliche Leidenschaft der Prinzessin sich ihr entdeckt, da regt sich auch in ihr der Trieb nach seinem Besitz mächtiger, und freilich fast nur, um durch ihn zu glänzen. Und sogleich steht ihr auch die leidige Sophistik, welche das Menschenherz so gern übt, wenn es bei Verletzung des Interesses Anderer sich bereden will, daß es diesen doch eigentlich nichts Uebles erweise, zu gefälligem Dienst bereit. — Jeder weiteren Bemerkung können wir uns hier enthalten.

Der Fürst ist zwar nicht der sittliche Mittelpunkt der Handlung unsers Stückes, wohl aber war er derselbe vor der Collision für diesen Personen- und Lebenskreis; um ihn hätten nur Alle sich treu zu bewegen gebraucht, um all diesem schweren Geschick zu entgehen. Für seine hohe und edle Natur wollen wir uns nicht erst, da der Raum dieß nicht erlaubt, auf das Urtheil der Prinzessin über ihn beziehen, wiewohl schon ganz allein das Urtheil dieser feinsinnigen und ruhigen Menschenkennerin, über ihren Bruder wie über alle Personen des Dramas den schönsten Aufschluß gäbe, da sie zur schärfsten und doch durch reines Wohlwollen erst zu rechter Auffassung der vollen Wahrheit gemilderten Reflexion über sich und Andere gewöhnt ist. Wir begnügen uns mit einigen Bemerkungen über die Züge, die sich im Fürsten, wo er im Stücke auftritt, herausstellen. Welch edles Wohlwollen für Tasso, und zugleich welche volle, klare Einsicht über das, was diesem noch fehlt, spricht sich aus I, 2, vor aller Collision, nach welcher eine Trübung seines Urtheils durch eine Gereiztheit doch wenigstens denkbar wäre; wie viel Antheil, wenn er noch Alles für Tasso thun will, nachdem er bisher schon viel für ihn gethan, wenn er den Jüngling zum Manne erziehen will. Und auch hierbei welche Einsicht und welches Wohlwollen! Um nur ja nichts zu versehen, um die schroffe Einseitigkeit eines bloß männlichen Princips in der Erziehung zu vermeiden, und um nicht einem allerdings giltigen allgemeinen Typus die Individualität Tasso's zu opfern, sieht er gern zugleich das weibliche Erziehungsprincip, welches auf Schonung und Pflege der Individualität gerichtet ist (wir erinnern an den Vater und an die Mutter in Hermann und Dorothea), in dem Antheil der Schwester an seinem Wirken für Tasso's Charakterbildung sicher gestellt, und ist um so bereitwilliger dazu, sich auf diese Weise ergänzen zu lassen, je mehr er, so sehr

Tasso für sein geistiges Wesen eines Arztes bedarf, sich doch immer gehütet hat, die Schuld des rauhen Arztes auf sich zu laden. — Wird nun wohl, wenn er Tasso später zur Haft verurtheilt, hierbei an eine Parteilichkeit gegen diesen und für Antonio zu denken sein? Ueber jenen Punkt haben wir bereits gesprochen, über diesen erinnern wir nur an den Verweis, der Antonio aus seinem Munde trifft, und von diesem hinreichend empfunden und beherzigt wird, so wie an die mehrmals wiederholte, natürlich aber mit Discretion ausgesprochene ernstliche Ermahnung, die aus seinem Munde natürlich Befehl war, den gekränkten und herausgeforderten Dichter zu versöhnen. — Nun könnte man zwar einen Zweifel sowohl an dem reinen Wohlwollen des Fürsten für Tasso, als an der Echtheit seiner Liebe zur Poesie aus wiederholten Aeußerungen von ihm entnehmen, welche klar aussprechen, daß er von der Begünstigung eines vielversprechenden Dichters auch einen Gewinn für sich, den des Ruhmes und der Bewunderung, in Aussicht nimmt. Dabei könnte einem denn, wie sie's schon manchen wackeren Männern bei poetischen Fragen gethan haben soll, auch die Gelahrtheit einen Streich spielen; man hat ja Geschichte studiert, und da weiß man, was dem simpeln Leser des Tasso freilich fremd ist, daß die Fürsten jener Zeit nur gar zu gern als huldvolle Protectoren die Poeten zum Ruhme ihrer Regierung verbrauchten. Aber da wäre denn doch der simple Leser des Tasso, der von keiner Last historischer Kenntniß niedergedrückt wird, im Vortheil gegen den unvorsichtigen Historicus! Doch auch dieser wird so viel poetischen Sinn haben können, um klärlich zu sehen, daß vom Dichter der historisch ihm gegebene Fürst so weit idealisiert ist, als es möglich war, wenn er nicht zu einer Unmöglichkeit, d. h. zu einer poetischen Unwirklichkeit, zu einem abstracten Ideal von Vortrefflichkeit verflüchtigt werden sollte, das kein Jota mehr werth gewesen wäre, als die von Göthe mit Recht verschmähte schlechthistorische Wirklichkeit. Doch damit wir nicht einer Ueberschätzung des Fürsten bezüchtigt werden können, so fügen wir hinzu: bloß der reinen Kunstbegeisterung hingegeben ist freilich der Fürst nicht; dem Dichter wahrhaft innerlich verwandt ist nur die Prinzessin, die darum auch so liebevoll immer seinen positiven Werth herauszustellen bemüht ist, und nur gegen ihn selbst, um ihn zu heilen, seiner sittlichen Schwächen gedenkt. Allein deßhalb ist er nun doch noch keineswegs so unempfänglich für die Rührung

durch des Dichters Klänge, so seelen-, herz- und gesinnungslos, wie ihn — freilich nicht Göthe zeichnet, wohl aber Herr Lewitz ihn darstellen will. Und erinnern wir uns, um ganz gerecht zu sein, doch auch dessen, wie mild über Friedrich den Großen Göthe selbst, der wohl Ursache hatte, sich über diesen zu beklagen, geurtheilt hat. Ein Fürst hat praktische Aufgaben zu lösen, die es entschuldigen, wenn er nicht eine noch höhere und ungetheiltere Liebe dem Dichter und dessen Schöpfungen schenkt, als es Alphons thut; eine solche darf nur dann erwartet werden, wenn der Fürst selbst mit eigenthümlichem Kunstsinn begabt, oder gar selber eine Art Künstler ist (welches Letztere denn doch auch seine bedenklichen Seiten hat), oder wenn eine freie, kühne Männerseele, wie unser Schiller war und Tasso nicht ist, den absoluten Werth der Poesie in seiner Person repräsentiert. Der Fürst in unserm Stücke ist und bleibt trotz aller Argumentationen unsers Verfassers eine wahrhafte Fürstenseele, nicht bloß die personificierte fürstliche Macht, sondern ein ganz bestimmter Charakter, und zwar eben, seiner Stellung ganz entsprechend, die persönlich gewordene fürstliche Gesinnung. In dieser liegt es auch, daß er der sittliche Mittelpunkt dieses Kreises zu sein geeignet wäre, und daß er am Ende des Stücks unverändert derselbe Charakter ist wie am Anfange. In allen übrigen Personen unsers Stücks stellt sich ein sittlicher Verlauf des Charakters dar; ein Sinken bis zur Perfidie gegen die vertrauensvolle Prinzessin in Leonoren, in Antonio eine Reinigung und Erhebung; in Tasso und selbst, wenn hier dieser Ausdruck nicht schon zu hart ist, in der Prinzessin ein Sinken, und durch das hierdurch herbeigeführte traurige Geschick vermittelt, eine Erhebung. Nur der Fürst ist von Anfang bis zu Ende ganz das, was er sein soll, und was nur er sein kann; empfunden hat er die unheilvolle Irrung und Bewegung; aus seiner Bahn gebracht hat sie ihn nicht und konnte sie ihn nicht bringen.

Die Idealität in unserm Drama zeigt sich in der Sparsamkeit der Zahl der Personen und in deren weiser Wahl, in der Kunst mit wenig Mitteln viel zu erreichen, durch welche von Göthe in selbstständiger Aneignung, nicht etwa der äußern antiken dramatischen Kunstform, sondern des Geistes dieser Form ein ganz neuer Boden für das moderne Drama urbar gemacht worden ist, und in vielen andern Dingen, die wir hier unberührt lassen; sie zeigt sich aber auch, in der Iphigenie

wie im Tasso, höchst bewundernswürdig darin, daß alle handelnden Personen voll edlen Fonds, der Seele gedacht sind, ohne doch in gewöhnlicher abstracter Idealistik aus dem Kreise des Menschlichen überhaupt, ja ohne auch nur aus dem Kreise des in diesen Verhältnissen möglichen Menschlichen herauszutreten. Vergleiche man nur die Figuren eines Thoas, eines Arkas, welche einer gegen das Hellenenthum noch zurückstehenden Wirklichkeit angehören und doch so ideal gehalten sind, mit ähnlichen bei Schiller, etwa mit dem Kürassier in Wallenstein's Lager, einer Persönlichkeit, deren ideale Vornehmheit wir im Allgemeinen keineswegs gesonnen sind anzugreifen, aus der aber doch schon Schiller selbst mitspricht, die sich nicht vollständig als ganz freistehende Natur aus der Brust des Dichters losgelöst, sondern wie ein Basrelief nur halb zur Selbstständigkeit herausgeboren, noch die sittliche Weltanschauung ihres Schöpfers zum Hintergrunde hat.

Nicht ohne Schwierigkeit für das Verständniß ist der Schluß unsers Dramas. Wie haben wir uns den Schluß des Tasso zu denken? Eröffnet er die Aussicht in eine heitere Zukunft für Tasso durch Anlehnung und festen Bund mit Antonio, wodurch er sich zu einer sittlichen Totalität ergänzen würde? oder haben wir uns den Wahnsinn als das vorzustellen, was ihn über kurz oder über lang erwarte? Die Momente für die Entscheidung dieser beiden entgegengesetzten Fragen, welche sich zunächst aufdrängen können, sind folgende: die Geschichte würde auf den letztern Fall hinweisen, allein die Geschichte kann den Dichter nicht binden, außer bei ganz welthistorischen Momenten im eigentlich historischen Drama; denn freilich wird keinem Dramatiker einfallen, etwa Rom im Kampfe mit Karthago unterliegen zu lassen; bei Tasso's Geschick, und wäre es auch noch viel bekannter, als es ist, durfte der Dichter für seinen Zweck abweichen. Aber die Abweichung mußte allerdings erkennbar genug sein, und eben dieß könnte man vermissen. Freilich erkennt nach schwerem Geschick Tasso Antonio's Werth von neuem, und in Antonio tritt ein tiefes, wahres Mitleid mit dem Unglücklichen ein; auch wissen wir, daß er selbst, wenn er sich erst für Tasso's Freund erklärt hat, was bereits IV, 4 auf eine so würdige Weise geschieht, für diesen sorgen wird, wo er sich fehlt, und dieß um so mehr, da Tasso nicht mehr mißtrauisch sich ihm in die Arme wirft. Allein wird dieser Bund nicht doch vielleicht vorübergehend sein? Scheint doch sogar der

Beginn des Wahnsinns noch in unser Stück zu fallen, so daß man sagen könnte: Nicht mehr die empört aufschäumende Welle, die sich wieder beruhigen kann und wird, sei das entsprechende Bild für Tasso's Zustand, sondern das Bild vom Schiffer, der sich noch am Felsen festklammert, an dem er scheitern sollte, und dem kein Schiff, das Lebensmeer von neuem muthig zu durchschneiden, sich darbieten wird. Auch sei ja, könnte man sagen, Tasso schon vom Bekränzungsmoment an außer sich, und in der Schlußscene im wilden Taumel der Empfindungen von den erbittertsten Schmähungen zur schmerzlichsten Zerknirschung getrieben. Leidenschaftlicher nnd ganz ohne alle Schonung den Ausbruch des Wahnsinns darstellen habe der Dichter doch nicht geburft, ohne in das Empörende zu verfallen. Aber eben hierin würden wir sogleich wieder auf einen Gegengrund hingewiesen. Ein Drama darf nicht mit dem Wahnsinn der Hauptperson schließen, weil dieser der Untergang des Selbstes, ohne daß doch das ganze Individuum untergeht, der Tod der Seele bei Leben des Leibes ist, das Drama aber eben die Person in ihrem leiblich geistigen Zusammensein uns in unmittelbarer Gegenwart vor Augen führt, wogegen sie im Roman immer noch in epische Ferne gerückt bleibt. Auch nennt ja Göthe selbst dieß Stück so gut wie die Iphigenie ein Schauspiel, was freilich nur behutsam machen darf, nicht entscheiden kann, da in das Stück selbst das hineingelegt sein muß, woraus sich die volle Gewißheit ergibt, und es dem Dichter schlecht anstehen würde, durch den Titel als Interpret seines eigenen Werkes aufzutreten. — Allein ist denn nicht wirklich deutlich genug der Aufschluß vom Dichter im Stücke selbst gegeben, und ist die oben aufgestellte, zunächst wohl sich darbietende Alternative überhaupt berechtigt? Durch den besonnenen Antonio aufmerksam gemacht, daß er nicht so elend ist, als er glaubt, erkennt Tasso, daß ihm noch über Alles die Natur Eines verliehen: „Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede, die tiefste Fülle meiner Noth zu klagen, und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt, gab mir ein Gott, zu sagen wie ich leide.“

Entschlossen ein neues Leben anzufangen, wie Göthe selbst nach den in Werther und Tasso aus sich herausgestellten Zuständen seines Innern es gethan, und wie Iphigenie mit ihrem wieder zum Lichte des hellen, freien Bewußtseins geretteten Bruder es kann, dazu allerdings gebricht

Tasso die Kraft, aber eine Rettung vor dem Allerschrecklichsten steht ihm noch offen, weil er Dichter ist. Sein Geschick wird ihm für seine Zukunft ein unversiegbarer Quell für seine Lieder sein, und die Poesie wird zwar immer die alten Wunden wieder aufreißen, aber auch immer von neuem wieder zuschließen; die Poesie, für ihn die Quelle seiner Leiden und die ewige Erneuerin derselben in der Erinnerung, wird auch sein Trost, seine Religion. Hiernach könnte es nun freilich scheinen, als ob Göthe, der doch sonst nicht über den eigentlichen Schlußpunkt seiner Dramen sich hinaustreiben läßt, mit den oben angeführten Worten hätte schließen sollen. Doch die noch folgende Stelle (bloß Tasso spricht noch!) macht den Schluß erst vollständig, ihr Anfang ist durchaus nicht leidenschaftlich, sondern mit tiefem, aber gefaßtem, besinnungsvollem Schmerze gesprochen zu denken; es ist der Ton darin angeschlagen, der fortan der bleibende für Tasso's Lieder sein wird; die Leidenschaft, die in der zweiten Hälfte hervorbricht, beweist nur, wie mit jener poetischen, besinnungsvollen Verklärung des Schmerzes auch das unmittelbare in der Erinnerung sich erneuende Wiederdurchleben desselben wechseln wird, aber auch daß für solche Momente in der Freundschaft Antonio's die Hilfe und der Rückweg zu jener poetischen Erhebung und Verklärung des Schmerzes gesichert ist. Und so fehlte denn, wenn gleich das Lebensglück Tasso's unwiederbringlich zerstört ist, wie er auch selbst fühlt (weshalb Göthe allerdings das Stück auch eine Tragödie hätte nennen können), doch auch der Trost und die tragische Erhebung nicht, wenn sie auch gegen den Schmerz etwas zurücktritt. Schmerzlich und wohl schmerzlicher, als mit dem ein Drama uns entlassen sollte, ist der Eindruck, aber peinlich ist er nicht.

Gehen wir nun zu dem, was der Verfasser mit einem nicht eben glücklichen Ausdrucke die Tendenz des Stücks nennt. Die von Lewitz aufgestellte Ansicht dürfen wir wohl, auch ohne nun noch andere Gegengründe aufzuführen, schon mit dem über die Charaktere von uns Entwickelten zurückweisen. Es soll nämlich unser Drama sein: eine Darstellung des Hoflebens in seinem ganzen Umfange, in seinem tiefsten Wesen, ein wirkliches Hofstück, in welchem überall das Wesen und Unwesen des Hoflebens im Guten wie im Bösen hervortrete, jedoch nicht in ähnlicher Weise, wie in den Iffland'schen und ähnlichen Hofstücken, denn Tasso stelle uns die Idee des Hoflebens dar, jene nur seine

Etikette, seine Ceremonien, seine Aeußerlichkeiten. Man sieht, Herr Lewitz verfällt ganz in denselben Fehler, wie die, welche in unserm Drama nur den Conflict zwischen Dichter- und Hofleben sehen, eine Ansicht, die jedoch wenigstens immer noch den Vorzug größerer Bestimmtheit hat; er erhebt ein Moment zur Totalität, womit denn nothwendig Alles sich schief stellen muß. Nein, die tragische Grundidee unsers Gedichtes, durch das Ganze, wie durch unzählige einzelne Aussprüche desselben dem Verständniß nahe genug gelegt, liegt in etwas ganz Anderem; das ist die tragische Pointe, daß das schönste Gemüth und Talent, wenn seine Beweglichkeit und Reizbarkeit nicht zugleich in der Gediegenheit eines festen Charakters einen Halt findet, das gefährlichste Geschenk der Gottheit ist (wer erinnert sich nicht des ähnlichen Falles in Werther?), daß selbst Verwicklungen, durch welche Andere, fast ohne sie zu bemerken, glücklich zu ihrem Ziele gelangen würden, durch ihren Eindruck auf eine maßlose Reizbarkeit eine dämonische Wirkung üben müssen, — das Tragische also des bloß einseitigen Gemüthslebens und Talentes, was um so ergreifender ist, je reizender und ätherischer dieses Talent uns vorgeführt wird, je mehr zu eigener und zu Anderer Beseligung geschaffen. Dieß ist nun, wie gleich Göthe's eigenes Beispiel beweist, keineswegs das nothwendige Verhältniß des Dichters zur Wirklichkeit, zumal zu einer so sehr festgestellten und daher auch leicht mit Klarheit zu fassenden und zu behandelnden Wirklichkeit wie die des Hoflebens. Dennoch können wir Göthe's feinen Takt nicht genug bewundern, mit dem er jene Einseitigkeit gerade in einem Dichter individualisiert. Mit Recht hat er eine Persönlichkeit gewählt, in welcher das Gemüthsleben zugleich productiv auftritt; denn um so höher gestellt und um so liebenswürdiger erscheint dasselbe, um so erschütternder und warnender also auch sein Untergang, zugleich um so natürlicher, weil die schroffen Elemente der Wirklichkeit, die doch in keinem Leben ganz fehlen, hier in eben jenem Talent, das den Menschen, statt von ihm zu einem Moment seines gesammten sittlichen Wesens gemacht zu sein, noch dämonisch beherrscht, einen Anknüpfungspunkt mehr finden, von dem aus ihre List den Boden nur um so leichter untergräbt. Warum nun aber gerade ein Dichter? Warum nicht ein anderer Künstler? Weil der Dichter gerade am meisten gefährdet ist. Denn andere Künstler sind theils durch die Aeußerlichkeit ihrer Werke und Gestalten, sowie

ihres Materials in einen auch die wache Besonnenheit des verständigen Geisteslebens begünstigenden Zusammenhang mit der Wirklichkeit gestellt, theils wieder anderseits durch die höchste Innerlichkeit und Subjectivität ihres Materials, des Tones, und dessen, was sie ausdrücken, der Empfindung, zu sehr an ein mehr einsiedlerisches Weben und Schaffen in sich gewiesen, um so leicht in Conflict mit der Wirklichkeit gerathen zu können wie der Dichter. Dieser nämlich bewegt sich im Element der Vorstellung, einem Elemente des Innerlich-Aeußerlichen; er theilt mit seiner Umgebung das Organ der Auffassung und Darstellung der Welt, die Sprache; er ist mitten in die Strömungen des Lebens hineingestellt, und soll sich doch stets über denselben erhalten; er muß immer mit vollen, offenen Sinnen die Wirklichkeit in sich einsaugen, und sie doch auch in einer theoretischen, nicht unmittelbar praktischen Thätigkeit bewältigen. Zwar kann der lyrische Dichter, dem Musiker verwandt, von dieser Welt mehr abstrahieren, und so konnte auch Tasso (der indeß schon, indem er das Gebiet des Epos betrat und sich eine Dichterbahn erwählte, die den unbefangensten, hellsten Blick für die Wirklichkeit erfordert, der Gefahr sich aussetzte), wenn er ruhig der Musik seines Innern stets zu befolgen sich bemühte, die Güter des Lebens in seliger Heiterkeit genießen; er konnte, wenn er in mancherlei Unbequemlichkeiten sich schickte, noch genug weiten, freien Raum behalten, um sich vollkommen auszuleben; ja die äußeren Verhältnisse begünstigten dieß mehr, als daß sie es hinderten; aber es lockte ihn jene Welt, es verdrießt ihn, nicht auch mit, wie doch sogar die Prinzessin, in jenen Rath gezogen zu werden, es beleidigt ihn, daß man ihn nicht auch in jenen Gebieten für zureichend hält, und er vergißt, daß dazu auch eine eigenthümliche Cultur des Charakters gehören würde, welche doch kein Mensch weniger als er Lust haben könnte sich zu geben. Und wenn nun schon hiermit der Ton seiner Seele verstimmt ist, der sich indeß bei der Beschäftigung in seinem eigensten Gebiete immer wieder zurecht stimmt, so muß er nach der Vollendung dessen, was ihn bisher immer gehalten hat, nothwendig scheitern, sobald ihm eine entschieden ausgeprägte realistische Persönlichkeit (aber eine edle, denn sonst hätte Tasso sich ihr gegenüber leichter erhalten können) und seiner Liebe ein entschieden realistisches Hinderniß (der Stand der Prinzessin) entgegentreten. — Nunmehr können wir erst die Idee nicht mehr allgemein,

sondern ganz bestimmt aussprechen: das eigentliche Thema ist das Dämonische der poetischen Begabung, wo sie mit sentimentaler Gemüthsstimmung sich verbindet, und auf eine dieser Stimmung Nahrung gebende Wirklichkeit trifft.

So die Idee unseres Dramas gefaßt, tritt auch erst recht der moderne Geist desselben hervor. Denn in der That kannte das Alterthum (wenigstens das griechische, an welches wir ja immer zunächst denken, wenn wir von der Kunst des Alterthums sprechen), da die ganze Wirksamkeit des Dichters in ihm noch eine öffentliche war, jene Erfahrung und mithin auch jene Idee nicht. Erst in der modernen Zeit, erst mit der Vertiefung und Ausbreitung jeder einzelnen Richtung in sich, kommt es zu solchen Conflicten. Denn erst in ihr, wo der Dichter zunächst schon die Trennung zwischen Hof und Nation, und innerhalb der letzteren wieder die mannigfaltigsten Trennungen vorfindet, die er alle erst, da sie in der That gegen die im Begriff der Poesie liegende Allgemeinheit ihrer Wirkung laufen, zu durchbrechen und zu überwinden hat, ist er schon von vorn herein in eine bedenkliche Stellung versetzt. Die Alten hatten ihre Sclaven; dadurch bekam die Gesammtheit der Nation etwas Aristokratisches; die naive, die noch ganz als das Rechte angesehene Aristokratie aber ist der günstigste Weltzustand für ein ungetrübteres Gedeihen des Dichters, wie für die organische Ausbildung einer idealen und zugleich doch wirklichkeitsvollen Poesie, wenn auch nicht, was wir ausdrücklich bemerken, für die Ausbildung der tiefsten und innerlichsten, die erst aus der absoluten Wahrheit der Weltanschauung, welche nur im Christenthum möglich ist, entspringen kann. Wird nun der moderne Dichter schon durch den Weltzustand, aus dem er sich zur Anerkennung herauszuarbeiten hat, wie durch den Geist der absoluten Religion, der christlichen, leicht in sein Inneres zurückgedrängt; so wird er vollends gar, wenn noch trübe Lebenserfahrungen hinzutreten, nur zu leicht dahin gerathen, sich immer mehr in sich zu vergraben und sich, wie der Seidenwurm, in ein Gewebe seines Innersten einzuspinnen. Daß er dieß nicht gethan, das ist auch eine Seite in unsers tapfern Schiller's Heldenthum, das ist auch ein Verdienst jener so verkannten Wohlthäterin unserer Nation, der Philosophie, daß sie ihn davor bewahrt hat.

Wir haben uns bisher für den Kenner, dem etwas Neues gesagt

zu haben wir uns nicht einbilden, nur zu lange und doch bei weitem noch nicht erschöpfend bloß mit Einem Werke beschäftigt. Jetzt ist noch ein Punkt zu besprechen übrig, der uns in das weitere Gebiet der Betrachtung von dem Wesen Göthe's und seiner Poesie führt, die Entstehungsgeschichte nämlich unseres Dramas. Hierauf zuerst, so viel wir wissen, aufmerksam gemacht zu haben, ist allerdings ein Verdienst unsers Verfassers, dem jedoch durch die etwas unsichere Ausführung wieder einiger Ertrag geschieht. Den Satz, daß alle seine Werke nur Bruchstücke einer großen Confession seien, würde man gewiß mißverstehen, wenn man überall äußere Erlebnisse und Persönlichkeiten aus seiner Umgebung herauswittern wollte; auch trifft dieser Vorwurf Herrn Lewitz keineswegs, außer vielleicht bei der Bemerkung, daß in gewissen Beziehungen bei der Zeichnung Antonio's Herder's Wesen unserm Dichter vorgeschwebt habe. Ohne Zweifel gibt es solcher Beziehungen bei Göthe viele, und man könnte z. B., wie ja das hohe Wesen der Herzogin Louise zum Charakter der Iphigenie die Grundzüge dargeboten haben soll, so bei Alphons an Karl August denken; allein wenn sich auch ohne des schweigsamen Dichters eigenes Wort noch so viele dergleichen Fragmente aus seiner Gegenwart herausfinden ließen, was wäre denn weiter damit gewonnen? Was hilft uns die Auskunft, die uns Göthe über seinen wackern Lerse gegeben? Also vielmehr die inneren Erlebnissen werden mit jenem Worte gemeint sein. Ein Gegensatz in Göthe selbst, der Gegensatz des bei übermächtiger Gefühlsreizbarkeit und grenzenloser Phantasiefülle immerfort von der Wirklichkeit gefährdeten, unklaren, leidenschaftlichen, schwankenden, — und des um Klarheit, Haltung, Maß, Besonnenheit ringenden und auch im Geschäftsleben einer höheren, man möchte sagen künstlerischen Weise der Betreibung sich immer mehr zuwendenden Göthe, das wird die innere Bedingung für die Entstehung des Tasso gewesen sein; die äußere lag in dem Anziehenden, was die Beschäftigung mit Tasso's Gedichten und Leben gerade für unsern Dichter, selbst wenn er nicht von Jugend auf eine späterhin zum schmerzlichsten Drange anwachsende Richtung nach Italien erhalten hätte, nothwendig haben mußte; wobei denn freilich ihm, der in seinem eigenen Busen wohlverwandte Elemente wahrnahm, sich die erregbare, modern überschwängliche und haltungslose Dichternatur als das objective und allgemeine Interesse des Stoffes herausstellen

mußte neben dem subjectiven, das für ihn in Tasso's Geschick lag. Er konnte nicht anders als auf das schon bei Seite gelegte Werk in Italien selbst von neuem zurückkommen. Mit seinem eigenen Gesunden aus jenem Schwanken klärte sich ihm auch die Handlung seines Dramas zu einer wenig düstern Gestalt, zu einem minder tragischen Ausgange, als die Geschichte bot. — Hätte Herr Lewitz seinen glücklichen Gedanken über den Zusammenhang des Tasso mit Göthe's Lebensgeschichte und Weltansicht gründlicher verfolgt, so hätte ihn schon dieß allein vor allen den gerügten und nicht gerügten Fehltritten bewahren müssen. So z. B. mißt er Antonio keineswegs nach Göthe's eigenem Maß und Urtheil, was er doch selbst fordert; denn nach diesem hat, der Beweise aus unserem Stücke nicht zu gedenken, schon nach Göthe's ganzer Weltansicht, Antonio gewiß sehr hoch gestanden. Göthe nämlich, so weltmännisch vornehm und gemessen er auch später in seiner persönlichen Erscheinung wie in seinen Schriften und im Geschäftsleben aufzutreten sich angelegen sein ließ, so daß auch Karl August es einmal gar possierlich findet, wie der Mensch so feierlich wird, war doch im Grunde seines Wesens keine eigentlich vornehme Natur, Schiller dagegen, wie schon Steffens einmal bemerkt und wie er sich auch in dem bekannten Zusammentreffen mit Jean Paul zeigte, Schiller ist eine wesentlich aristokratische, echt vornehme Natur im Gebiete des Sittlichen, ein geborner Prinz, den nichts bedingt und beschränkt, — wie hätte er auch sonst die gewaltigen Schicksalsschläge zu ertragen den Muth haben können? — männlich stolz von Haüs aus, und doch ein weicher, liebevoller Mensch. Göthe ist eine milde, läßliche, bequeme, zu leben und leben zu lassen geneigte Natur, gern mit Allem in Verkehr, womit er sympathisiert, und von dem seiner Natur Fremden eben so eigensinnig sich abkehrend, aber auch seinem eigenen Geschick und Thun und Treiben es überlassend. Statt vieler Beweise nur Einen. Wie verschieden ist Beider Herzensantheil bei den Xenien! Göthe, von dem ja auch der Plan dazu nicht herrührte, macht sich nur einmal Luft von der aufgesammelten Galle und will zum Dank für den durch Andere ihm verursachten Aerger sie wieder ärgern; etwas damit zu bessern wird er schwerlich gehofft haben; auch nimmt er es gar nicht als That, was es bei Schiller allerdings war (er findet selbst seine eigenen Xenien unschuldig und gering), sondern ermahnt vielmehr rasch zu solchen

zurückzukehren. Schiller dagegen ist ergrimmt im Geist, er möchte das Unkraut, das doch unvertilgbar immer neu wuchert, vernichten und steckt es in Brand. Sein praktischer, auf Wirkung und Eroberung gerichteter Römergeist vollbringt in allen seinen Schriften Thaten, Göthe's griechisch-poetischer Genius schaft Werke. Dabei ist indeß nicht zu vergessen, daß ein gewisses aristokratisches Element auch in Göthe von Natur vorhanden ist, aber nicht das gerüstete und schlagfertige eines Königssohnes, sondern das eines friedsamen, behaglichen Patriciersohnes aus einer freien Reichsstadt. Eine gewisse steife Gemessenheit kömmt als väterliches Erbtheil zugleich neben der Eitelkeit und Putzliebe eines reichen, etwas verzogenen Muttersöhnchens schon früh auch mit in ihm zum Vorschein, neben all der genialsten Ungebundenheit und dem liebenswürdigsten Mitgefühl mit allem Menschlichen, bis auf Farbe und Schnitt jedes Handwerks herab. Dieses Element nun bildet sich am Hofe weiter aus, und dieß um so mehr, weil das Geregelte und Geformte des Hoflebens dem früh an Respectieren der aristokratisch abgemessenen Verhältnisse seiner Vaterstadt gewöhnten Göthe viel zu bedeutend erscheinen mußte, als daß er nicht zur Ausbildung des entsprechenden Elements in sich selbst sich hätte getrieben fühlen sollen. Eine Weile zwar ging es ohne dieß, durch Burschicosierung des jungen genialen Fürsten und seiner Lieblinge. Allein der Götz-Werther-Göthe muß doch schon früh zurückgetreten sein; fällt ja doch schon Merk'en das Scherwenzen am Hofe auf. Und daß man das Gesagte nicht etwa mit der weiland Wolfgang Menzel'schen gelbsüchtigen Polemik zusammenwerfe, so fügen wir rechtfertigend hinzu: entbehren konnte Göthe den Hof nicht, weil dieser ein geformtes Dasein, wenn auch gleich nicht das gehaltvollste, seinem formbedürftigen Künstlersinne darbot. Ganz in ähnlicher Weise mußte ja auch die französische Poesie, durch die er sogar noch in den neunziger Jahren das formlose deutsche Drama zu curieren den wunderlichen Einfall hatte, ihm lange als ein Surrogat für die noch unbekannte, gehalt- und formvolle griechische dienen. In Italien emancipiert sich Göthe, lebt wieder à la Studio, jedoch immer leidenschaftlich im Interesse der Sache, und kehrt zurück mit dem Bewußtsein, ein neues Leben anfangen und sich gegen die Außenwelt um so schroffer abschließen zu müssen, je mehr er bedachtlos in sie sich zu verlieren durch Natur und Neigung die Richtung hatte. Das höfische

Element mochte ihm hier theils nur als Mittel dienen, theils als zu seiner eigenen Ergänzung nothwendig scheinen; doch war er immer eine zu deutsche Natur, als daß nicht auch hierbei ein von der natürlichen Liebenswürdigkeit seines Wesens, welches sich durch das Hofleben öfters beengt fühlte, zeugendes Ungeschick, etwas Streifreichsbürgerliches gar anziehend hätte hervortreten sollen, wie er sich denn auch in dem Briefwechsel mit Zelter privatissime grundbehaglich gehen läßt, wozu es gegen Schiller der Respect vor diesem nicht leicht kommen ließ. So hat er denn seinen Antonio als den Träger eines ihm unerreichbaren und doch auch nothwendigen Wesens respectvoll behandelt; die Vorstellung von einer solchen Persönlichkeit hat ihm, der in der Selbstbeherrschung und ruhigen Haltung der vornehmen Welt keineswegs etwas ganz Hohles und Leeres zu finden, sondern auch eine ethische Basis zu erkennen geneigt war, da überdieß hier noch das Gehaltvolle einer bedeutenden Wirksamkeit hinzutrat, ohne Zweifel selbst imponiert; einen Hofmann im Sinne gewöhnlicher plebejischer Opposition hat er sicher nicht darstellen wollen. — Tasso war eben so wenig zu verkennen, wie der Verfasser wenigstens im Anfang thut, wenn auch nur die Entstehung des Dramas aus Göthe's Innern mehr ins Auge gefaßt worden wäre. Wir wissen ja, wie wenig Göthe, wenn er seine eigenen Schwächen und Vergehen (man braucht nur an Weislingen und Clavigo zu denken) in poetischen Werken beichtete, sich zu schonen, zu schmeicheln und die Schuld auf andere härter und rauher geschaffene Seelen, als auf bequeme Sündenträger, zu werfen pflegte. So behandelt er denn auch seinen Tasso, so verschwenderisch er ihn ausstattete, keineswegs mit Vorliebe, vielmehr, indem er auch in dessen Person seine eigene frühere Reizbarkeit und seinen Mangel an fester Haltung büßt, so stellt er sich, indem er selbst die parteiische Befangenheit seines Tasso nicht theilt, doch auch zugleich in seiner Ueberlegenheit über das Tasso-Element seines eigenen Charakters dar. Natürlich, wie auch unser Verfasser bemerkt, ist in Göthe zugleich die poetische Anlage unendlich energischer als in Tasso; denn sonst hätte er ja gar nicht über sich hinauskommen, nicht seine Zustände in sein Werk hineindichten und sich dadurch aus ihnen heraus dichten und leben können.

Indem aber doch nur durch eine Verwandtschaft der Gemüthslage und des Bildungsstandes mit Tasso Göthe zum lebhaftesten Mitgefühl,

zum entschiedenen Bedürfniß poetischer Bewältigung angeregt wurde, so entspringt aus dieser Sympathie, welche doch die reine, freie Liebe des Künstlers zu allen seinen Personen nicht beeinträchtigt, sowie in andern Werken Göthe's, so in unserm Drama, wo zwar ein stoffartiges Interesse von selbst gegeben war, einem freien Interesse aber sich sehr spröde Elemente entgegen stellten, eine ganz eigenthümliche Lebenswärme. Wenn wir andere große Dichter als Erzeuger und Väter ihrer Dichtungen zu betrachten haben, so ist bei Göthe zugleich von einem Gebähren derselben, von einem Mutterthume zu sprechen. Wie hegt und pflegt er sie, wie trägt er ihrer so viele lange mit sich als Embryo herum, bis er sie endlich zur Welt bringt, und wie viel erhöhter ist während solchen allmählichen Reifens, worüber sein Wille wenig vermag, seine Gefühlsreizbarkeit! Wäre damit nicht die Vorstellung von einem gewissen Schöpferunvermögen fast untrennbar verbunden, wir könnten um ihres organischen Werdens seiner Schöpfungen willen eine gewisse Frauenhaftigkeit als einen eigenthümlichen Zug seiner Poesie nennen. Schiller geht von allgemeinen Ideen aus, Begeisterung für diese ist sein Element, seine Größe, aber freilich sind sie noch unter die Bedingung der Zeitbildung gestellt und bekommen dadurch großentheils noch einen subjectiven Charakter, einen Reflexionszuschnitt, außer so weit er ahnungsvoll schon in die künftige Entwicklung des Denkens hineingreift. Göthe geht größtentheils von unmittelbaren Anschauungen und innern Erlebnissen aus, also von etwas an sich Subjectivem, oder ergreift wenigstens analoge Stoffe, in die er sein Eigenes hineinlegen kann. Aber seine Individualität ist so rein und so vollkommen menschlich, daß die vollsten Ergießungen des ihm Eigenen doch fast ohne alle Ausnahme eine allgemeine Wahrheit haben, eben weil er von der menschlichen Natur, nicht von allgemeinen, nur gar zu leicht abstract und subjectiv aufgefaßten Ideen ausgeht.

Die noch so wenig zur Sprache gebrachte, über seiner Objectivität übersehene Subjectivität Göthe's drückt sich denn auch darin aus, daß so viele seiner Werke sich nicht ganz in eine der poetischen Gattungen fügen wollen, was man von Schiller (etwa den Tell ausgenommen, welchen episch zu behandeln allerdings ein glücklicherer Gedanke Göthe's war) nicht sagen kann. Was seine Dramen betrifft, so bezeichnet Göthe selbst die Gründlichkeit des Motivierens, zu der er hinneige, als etwas

dem Drama Widerstrebendes; sie hängt jedenfalls wieder mit seinem Sinn für Naturforschung zusammen. Denn wenn Göthe, wie man mit Recht bemerkt hat, in seinen naturwissenschaftlichen Werken immer auch, und wahrlich nicht zu ihrem Schaden, Dichter ist, so ist er, könnte man sagen, in seinen poetischen immer auch zugleich Naturforscher, insofern er eigentlich nicht großartige Weltgeschicke vorzuführen, nicht Ideen, die auf allgemeine Zustände sich beziehen, zu verkörpern, sondern Naturprozesse des Seelenlebens darzustellen liebt; daher denn, der Unvergleichlichkeit seiner Frauengestalten nicht zu gedenken, auch in seine Männer ein frauenhaftes Element, ein Zug, wodurch sie dem mehr subjectiven Geistesleben angehören, hineinkommt, und dasjenige Pathos, welches der Mann nicht mit dem Weibe theilt, das Pathos allgemeiner historischer und politischer Interessen, seinen Helden fehlt. — Gewiß ist ein episches oder romanhaftes Element in seinen Dramen nicht abzuleugnen; und merkwürdig ist es, daß er umgekehrt in den Roman Werther durch die Briefform ein dem dramatischen Monolog ähnelndes Element hineinzubringen sich gedrungen gefühlt hat. Ein Zug nach dramatischer Behandlung hin offenbart sich übrigens auch schon frühzeitig in der Gewohnheit der Selbstgespräche, in dem Ausspinnen eines Briefwechsels zwischen mehreren Geschwistern und in so mancher anderen Eigenthümlichkeit. Irren wir, wenn wir den Grund der Wahl dramatischer Behandlung bei Stoffen, die nicht vollkommen dieser gemäß waren, in der vielfachen Beschäftigung mit seinem Selbst, worin auch der Keim des lyrischen Dranges liegt, finden, so wie in dem Bedürfniß innerster Veranschaulichung jedes darzustellenden Menschen, in dem Triebe, jeden Keim einer menschlichen Gestalt auf das gründlichste zur vollen Individualität auszugestalten und diese zugleich durch die dramatische Form zur gegenwärtigsten Realität zu erheben? So viel ist gewiß: in unserm Drama haben wir, anders als in der Iphigenie, ein dramatisches Geschehen, aber keinen dramatischen Helden, von dem ja Göthe selbst verlangt, daß er nicht leidend, sondern handelnd sei. Tasso ist kein dramatischer Held, nicht etwa, weil er nicht moralisch forciert ist, sondern weil er nicht Charakter ist, also auch nichts bewußt vertritt, kurz kein Pathos hat; denn Pathos ist nur da, wo ein allgemeiner Inhalt im Gegensatz gegen anderen allgemeinen und berechtigten, aber nicht mit jenem vermittelten Inhalt in dem Charakter eines

Menschen seinen Repräsentanten findet; das Drama besteht eben in der Vermittlung des einen Inhaltes mit dem andern.

Sollen wir nun aber deßhalb trotz der bewundernswürdigen Kunst des Dichters dieses Werk verwerfen? Zwar den mächtigen Flügelschlag der tragischen Poesie empfinden wir nicht darin, wohl aber die zartesten Reize, den süßesten Duft der Poesie, wiewohl die Lebenssphäre, in der es sich bewegt, und das Recht, welches eine durchgebildete Reflexion in derselben behauptet, auch ein Element der Prosa, aber der feinsten, geglättetsten, spiegelhellen, nothwendig mit hineingebracht hat. Gewiß hat man sich durch keine solche Reflexion den Genuß unsers Dramas verkümmern zu lassen. In der Natur gibt es Spielarten, doch gelten sie leicht für etwas nur Halbberechtigtes; man ist versucht, weil sie die Gebundenheit ihrer Sphäre, der Natur, durch ihre Nichtachtung der Grenze überschreiten, sie als Aufrührer nur halb widerwillig gelten zu lassen. Aber der Geist ist der ewige Revolutionär gegen jede absolute Feststellung einer Schranke; er setzt sich selbst seine Grenze; denn eben, weil er Geist ist, will er nicht die Willkür, sondern das Gesetz; aber so wie dieses je zu einem Seienden erstarren möchte, durchbricht er es und thut damit nur, was Rechtens ist. So dürfen auch die noch so berechtigten, streng geschiedenen Formen der verschiedenen Dichtungsarten, so sehr sich auch Göthe (und Schiller) selbst mit diesem Scrupel herumgequält hat, doch kein absoluter Maßstab sein wollen, gegen welchen poetische Individuen, wie unser Drama, kein Recht der Existenz hätten. —

Wir glauben dem Verfasser die Ueberzeugung von einem unbefangenen Verhalten unserseits gegen sein Buch, aber auch von dessen Verworrenheit, Unreife und Unhaltbarkeit leicht genug gemacht zu haben. Wenn wir nun aber zugleich ausdrücklich bereitwillig anerkennen, daß ihm der Beruf zu ästhetischer Kritik überhaupt doch nicht geradezu abzusprechen ist, und daß man namentlich, wo nicht ein Sinken der Sprache eintritt, oder eine nur scheinbare Klarheit über Mangel an Schärfe und Zusammenhang täuscht, der gewählten und gefälligen Darstellung mit Vergnügen folgt: so erhebt sich allerdings die Frage, deren Beantwortung wir nicht abweisen dürfen: wie wir mit der nicht unbedeutenden Bildung, die sich in der Schrift im Allgemeinen verräth, nun doch ihre Verfehltheit vereinigen können. Indeß — die Antwort

ist leicht: es fehlt Herrn Lewitz noch ganz an aller Methode des Verfahrens. Wir vermuthen, er ist zu schnell auf die Auffindung der Idee losgesteuert, und da er darin, wie dieß nur gar zu leicht selbst sehr geistreichen Menschen begegnen kann, fehlgriff und nun doch mit aller Gewalt diese Idee herausfinden wollte, so hat dieß unwillkürlich zu Uebergehungen, Verdrehungen, halber Zurücknahme des Gesagten, ja auch zu manchem nebenbei ausgesprochenen tadelnden Urtheil über ein Meisterwerk ihn verleitet, worin er sich auch nicht einmal dadurch irre machen läßt, daß sich seinem eigenen Geständniß nach immer doch noch nicht Alles so recht ihm fügen will. Stets beschäftigt mit seinem vermeinten Zielpunkt des Ganzen, wirft er wohl Blicke auf das Stück, lenkt aber auch alsbald wieder in sich selbst hinein ab, spinnt seine Fäden aus, immer im besten Glauben, die Sache noch vor Augen zu haben, wenn er ihr schon den Rücken gekehrt hat, — sieht, was nicht zu sehen ist, und sieht nicht, was zu sehen ist. Sich selbst vergessen dem Kunstwerk gegenüber, ruhig und aufmerksam seinem Zuge folgen, die Augen stetig und unverwandt auf dasselbe so lange geheftet, bis der dadurch immer zunehmenden Sehkraft sein Inneres sich aufschließt, — kurz ruhige, treue, der Führung der Sache sich hingebende Vertiefung, das ist das freilich langsame, aber rechte und sichere Verfahren. Und dieses Verfahren — weshalb auch eine immer wachsende Ausbreitung liebevoller Beschäftigung mit echten Kunstwerken höchst wünschenswerth, Verfehltes aber und Irreleitendes mit Strenge abzuweisen ist, — diese hingebende Vertiefung in große Kunstschöpfungen, die nur dem ganz still und ruhig in sich gesammelten Geiste sich erschließen, ist, auch abgesehen von ihrem Gehalte, eine Zucht des *sittlichen* Menschen in uns; und ihr wahrhafter Genuß, der so Vielen nur für eine weltliche Lust an den Verlockungen des schönen Scheines gilt, ist auch eine Sabbathfeier. Tretet ein, rufen sie uns zu, denn auch hier sind Götter.

Ueber
# Hermann und Dorothea.*)

Es ist nur wenige Wochen her, daß auch in dieser Stadt das Geburtsfest des einen der beiden größten Meister deutscher Dichtung gefeiert worden. Des andern, der zugleich dem Gefeierten eng verbunden gewesen in achtungsvollem und gegenseitig förderndem Wetteifer, unsres Göthe, konnten wir bei der Schillerfeier nicht unterlassen zu gedenken, aber wir konnten seiner nur gleichsam nebenher gedenken. So werde ich vielleicht einem innern Bedürfnisse entgegenkommen, wenn ich die Gelegenheit, vor einem so auserwählten Hörerkreis zu sprechen, dazu verwende, Göthe eine Huldigung darzubringen, in welcher Sie alle mir freudig zustimmen werden. Und auch wenn ich mir gerade Hermann und Dorothea zur Besprechung ausersehen, hoffe ich nicht falsch zu greifen; denn es ist ja doch unzweifelhaft gerade diese Dichtung mindestens eine seiner reifsten; Schiller erklärt sie geradezu für den Gipfel von Göthe's und unserer neuern Kunst, und einige Monate später schreibt er: Ich habe das Gedicht nun wieder mit dem alten, ungeschwächten Eindruck und mit neuer Bewegung gelesen. Es ist schlechterdings vollkommen in seiner Gattung; es ist pathetisch mächtig und doch reizend im höchsten Grade; kurz es ist schön, was man sagen kann. Und uns wird es gestattet sein hinzuzufügen: es ist zugleich ein Werk, dem in der Verbindung von künstlerischer Reife der Ausführung mit Deutschheit des Stoffes und Deutschheit der Gesinnung nichts weiter außer Schiller's Tell zu vergleichen ist. Denn es bringt uns ja nichts anderes zur Anschauung als das wunderbare und doch natürliche Heranreifen eines jungen deutschen Bürgersohnes (einen tumben würde ihn die mittelalterliche Dichtung nennen) aus einem halb träumerischen Zustande linkischen Ungeschickes in den Dingen, die über sein nächstes Thun hinausliegen, zum klaren und bewußten, auch für die allgemeinen Interessen aufgeschlossenen und zu wirken bereiten Manne. Und diese durch die Macht der Liebe erfolgte Entwicklung schöner, aber unscheinbarer

---

*) Der folgende Aufsatz ist ein unter dem Titel: „Göthe's Größe in seinem bürgerlichen Epos Hermann und Dorothea" im Verein für wissenschaftliche Vorträge zu Greifswald (im Jahre 1860) gehaltener Vortrag.

Keime ist so vollständig und gesund, daß selbst die ungeheuren, alles zu verschlingen drohenden Wogen der französischen Revolution, durch die ihm die fremde Braut gleichsam zugeschleudert wird, uns nicht mit der bangen Furcht überwältigen, als ob nun bleibend das Chaos gekommen; vielmehr erfüllt uns erhebend die getroste Ueberzeugung, daß, wo nur in dem Kreise der Familie der Fortschritt vom Guten zum Bessern ein gesicherter und stetiger ist, und mit ihm sich ein kräftiger und muthiger Sinn für das Allgemeine verbindet, daß da stets auch auf die wildesten Weltstürme eine neue schönere Zeit, eine von frischem Wollen und höherem Frieden durchdrungene Weltruhe folgt. Wie ein moralischer Adelsbrief für den deutschen Bürgerstand gemahnt uns das köstliche Werk, wie ein Codex echtester Familiensittlichkeit und bürgerlich schlichter Tugend; und es verdiente mit dem Götz und mit dem Wallenstein und dem Tell und mit unsers Uhland Ernst von Schwaben und Ludwig dem Baier die Grundlage der nur zu oft zu weitgreifenden Lectüre zu bilden, und wäre mit diesen andern Dichtungen geeignet in allen deutschen Familien, welche über das nächste leibliche Bedürfniß hinauszugehen im Stande sind, dem sittlichen und nationalen Geiste eine Nahrung zu gewähren, welche die segensreichsten Früchte bringen müßte.

Schlicht, ganz schlicht, wie bei aller Größe diese Dichtung selbst ist, wird auch mein Vortrag sein. Es ließe sich dieselbe nach den verschiedenen Hauptgesichtspunkten, welche die Theorie der Poesie und namentlich des Epos aufstellt, wiederholt von Anfang bis Ende verfolgen. Es würde von hohem Interesse sein, diese Dichtung mit anderen Dichtungen Göthe's, namentlich seiner Iphigenie, oder, was noch näher läge, mit der Luise von Voß zu vergleichen. Besonders anziehend aber wäre es, auf die Quellen des Gedichts zurückzugehen, die Geschichte der im Jahre 1731 vertriebenen protestantischen Salzburger, welcher Göthe den Stoff verdankt, den er doch mit einem so großartigen als feinen Sinne poetisch umgewandelt hat. Aber ich ziehe es vor, mich ganz und gar nur an die Dichtung, wie sie vorliegt, zu halten und mich dabei ganz von ihr selbst leiten zu lassen. Ihrem Gange werde ich folgsam und achtsam mich hingeben und nur mit bescheidener Auswahl aus dem Vielen, was sich darüber sagen ließe, an schicklicher Stelle Bemerkungen über die Angemessenheit und Feinheit der Charakteristik, über die künstlerische Weisheit in der Erhaltung des epischen Tones und

Charakters, über den bescheiden sich verhüllenden Reichthum an dichterischen Zügen, und über das stille, aber mächtige Anschwellen der Handlung zu ungeahnter Bedeutsamkeit einflechten. So werden wir auch dem Dichter selbst ganz nachempfinden, was er mit unscheinbaren, aber gehaltvollen Worten als Greis über seine Schöpfung sagt: Mit Leichtigkeit und Behagen war das Gedicht geschrieben, und es theilte diese Empfindungen mit; mich selbst hatte Gegenstand und Ausführung dergestalt durchdrungen, daß ich das Gedicht niemals ohne große Rührung vorlesen konnte, und dieselbe Wirkung ist mir seit soviel Jahren noch immer geblieben."

---

Der erste Gesang führt uns zunächst den Wirth und seine Hausfrau vor, im Gespräch begriffen über die Armen, welche durch die französische Revolution aus ihren Wohnsitzen jenseits des Rheines vertrieben, so eben in einiger Entfernung der diesseits des Rheines gelegenen Stadt vorbeiziehen, welcher der wohlhabende Wirth angehört. Die Lage des Gasthofs am Marktplatz führt sehr natürlich den unter dem Thore des Hauses behaglich sitzenden Wirth auf die Wahrnehmung der auffallenden Leere des Marktes und der Straßen, und diese Wahrnehmung führt ebenso natürlich weiter zu der Angabe der Veranlassung, welche in der Neugier liegt, mit der fast alle Bewohner hinausgeströmt sind „im heißen Staube des Mittags, um den traurigen Zug der armen Vertriebenen zu sehen;" während ein tiefer gehendes Mitgefühl einen solchen Anblick lieber meidet und in mancherlei Gaben seine Befriedigung sucht, mit welchen der Sohn des Hauses in stattlicher Kutsche, deren Gespann er kräftig zu lenken versteht, so eben abgeschickt wird.

Nicht lange hat das Gespräch gedauert, in welchem sich bereits auf die leichteste Weise die Wohlbehaglichkeit des reichen, aber zugleich im Wohlthun eine Ehre suchenden und eine Pflicht erfüllenden Mannes kund gibt, — auf Seiten der Frau aber außer einer bei aller Wirthlichkeit doch noch größeren Wohlthätigkeit ein weiterer für die Handlung noch wichtigerer Charakterzug weiblicher Klugheit in der Behandlung des Mannes bemerkbar wird, so kömmt außer vielen andern auch der begüterte Nachbar, der erste Kaufmann im fabrik- und gewerbreichen Orte mit seinen Töchtern, auf welche bald der Blick hingelenkt werden

wird, zurückgefahren; einige Zeit darauf kommen auch der Prediger und der Apotheker zurück, die als Hausfreunde gern bereit sind, neben dem Paare Platz zu nehmen. Auch sie lernen wir sofort nach Grundzügen ihres Wesens kennen, den Apotheker in einer allgemeinen Reflexion, indem er mit verdrießlicher Altklugheit die leichtsinnige Neugier der Menschen, die nach fremdem Unglück zu laufen pflegen, das doch bald sie selber treffen kann, schilt, während er doch selbst von dieser Schwäche nicht frei ist, und sofort auch zieht, und zwar in höherem Grade, unsre Aufmerksamkeit auf sich „der edle, verständige Pfarrherr, er, die Zierde der Stadt, ein Jüngling näher dem Manne; dieser kannte das Leben und kannte der Hörer Bedürfniß, war vom hohen Werthe der heiligen Schriften durchdrungen, die uns der Menschen Geschick enthüllen und ihre Gesinnung; und so kannt' er auch wohl die besten weltlichen Schriften," eine Art der Einführung, welche uns nicht undeutlich unsers Dichters Ideal eines Pfarrers erkennen lehrt. Aber der Dichter läßt auch durch eine einsichtsvolle Gegenbemerkung die milde Humanität des Pfarrers, der auch in dem Triebe der Neugier eine den Menschen zum Guten hinlenkende Gabe findet, zu einem reinen und schönen Ausdruck kommen. Alsbald veranlaßt die Frage der ungeduldigen Hausfrau den sprechlustigen Apotheker zu einer genauen Schilderung des Anblicks der Vertriebenen, in welcher besonders die Uebereilung in der Bepackung der Wagen, die Ordnungslosigkeit und Verwirrung des Zuges und die Gleichgültigkeit hervorsticht, mit welcher bei dem Umsturz eines mit Menschen wie mit Kisten und Kasten übermäßig bepackten Wagens andere Vertriebene eilig vorüberziehen, „nur sich selber bedenkend und hingerissen vom Strome." Hiermit ist für jetzt das früher nur ganz allgemein gehaltene Bild der armen Vertriebenen zur Genüge vervollständigt, und der Dichter weiß geschickt abzubrechen, indem er den Wirth die beiden Freunde in das hintere kühlere Sälchen zu einem Glas Rheinwein einladen läßt, „damit sie die Grillen vertreiben." Daß wir den trefflichen Mann nicht deßwegen für einen hartgesinnten Egoisten halten, dafür wird weislich gesorgt durch eine Erinnerung an die Absendung Hermanns zu einiger Linderung des Jammers; und wenn der Wirth nicht mehr die traurigen Bilder erneuern will, und ihm die Sorge, die darüber den Menschen so leicht beschleicht, selbst noch mehr als das Uebel verhaßt ist, so ist

dieß nur ein neuer, noch mehr individualisierender Charakterzug des nicht beschaulichen, sondern zu rühriger Thätigkeit geschaffenen Mannes. Beim Weine lernen wir ihn sofort in seiner Tüchtigkeit etwas näher kennen. Bänglichem Nachdenken in der Art des Apothekers über ein Unglück, das auch über sie kommen kann, mag er sich nicht hingeben; vielmehr traut er auf den Schutz Gottes, der die blühende Stadt nach dem schrecklichen Brande reichlich gesegnet, und legt hiermit eine Gesinnung an den Tag, deren Werth auch für den Fall eines doch hereinbrechenden Unglücks der ruhig den Weltlauf überschauende Pfarrer gebührend zu würdigen weiß, und gegen den mächtigen Feind erscheint dem Wirth der Rheinstrom, den er so oft auf seinen Geschäftsreisen staunend bewundert hat, als mächtiger Schutz, während er zugleich auf die Tapferkeit der Nation und auf die Gnade des Herrn baut. Auch hofft er von den ermüdeten Streitern einen baldigen Frieden, und mit dieser auf das Ganze gerichteten Hoffnung verbindet sich auch noch ein persönlicher Lieblingswunsch, daß zum Friedensfeste sein Sohn eine Gattin heimführen möchte. Aber leider muß er sich sagen, daß dazu wenig Aussicht vorhanden ist, da der Jüngling, dessen Thätigkeit im Hause er sehr wohl zu schätzen weiß, nach Außen sich langsam und schüchtern zeigt, nur ungern unter die Leute geht und der jungen Mädchen Gesellschaft sogar vermeidet. In dem Augenblick, in welchem auf Hermann, dessen gesunde Rüstigkeit, dessen Geschicklichkeit und Kraft in der Lenkung der ungestümen Rosse schon zu Anfang nicht ohne Wohlgefallen vom Vater bemerklich gemacht ist, von Neuem bestimmter als vorher die Aufmerksamkeit hingelenkt worden, vernimmt man den rollenden Wagen, „der mit gewaltiger Eile nun donnert' unter den Thorweg.“

Der in dem Beginn des zweiten Gesangs eintretende wohlgebildete Sohn fällt dem scharfblickenden Prediger durch eine Veränderung in seinem Wesen, durch eine außerordentliche Munterkeit und die Lebhaftigkeit des Blickes sogleich auf. Doch mit ruhigem Ernst erzählt jener, ohne selbst zu wissen, ob er löblich gehandelt, „was sein Herz ihm geboten zu thun.“ Erst spät abgefahren, weil die Mutter so lange gewählt und so sorglich gepackt, hat Hermann trotz seines raschen Fahrens nach dem Dorfe zu, wo die Vertriebenen heut rasten wollen, von deren Zuge nur noch einen nachfahrenden Wagen getroffen, der mit seinen

gewaltigen Thieren von einem nebenhergehenden Mädchen kräftig und klug gelenkt ward. Mit würdigem Anstande hat ihn diese, ohne eine falsche Scham zu verrathen, um etwas Leinwand für die kürzlich entbundene Wöchnerin auf dem Wagen, welche durch sie kaum gerettet worden ist, angesprochen. Er hat sie ihr freudig gegeben, und dazu auch noch, weil ihm die Güte und das verständige Wesen des Mädchens Zutrauen eingeflößt, alle Lebensmittel mit der Bitte, diese unter ihre Unglücksgenossen der Nothdurft gemäß zu vertheilen. Es kann uns nicht befremden, wenn der gesprächige Apotheker sofort das Wort nimmt. Er preist sich glücklich, in solchen Tagen der Flucht und Verwirrung von aller Sorge für Frau und Kinder befreit zu sein; als lediger Mann hat er die Flucht stets leicht, und kann, während der Provisor zurückbleibt, immer noch mit der Baarschaft sich retten. Mit Nachdruck aber tadelt Hermann die egoistische Rede. Er möchte in diesen Tagen der Noth sich lieber als je zur Heirath entschließen, um Leid und Freud mit einem guten Mädchen zu theilen. So eröffnete sich ja auf einmal unerwartet eine Aussicht, daß der Wunsch des Vaters, der solch ein vernünftiges Wort lächelnd anerkennt, sich erfüllen werde. Und wenn nun die Mutter behend einfällt und erzählt, wie auch sie in der Zeit der größten Noth unmittelbar nach dem schrecklichen Brande den Bund mit dem Gatten, sie die Verarmte mit dem Verarmten, geschlossen, den Bund, den sie nicht zu bereuen gehabt, und wenn sie den Sohn lobt, daß auch er mit reinem Vertrauen in diesen traurigen Zeiten an ein Mädchen denke, so scheint die gemeinsame Billigung seiner Gesinnung durch Vater und Mutter und die Erinnerung der letzteren an ihre eigene Vergangenheit zu verbürgen, daß sie auch ihrem Sohne einen ähnlichen zu schließen gern gestatten werden. Aber plötzlich und doch ganz im Charakter des Vaters begründet, tritt eine bedenkliche Wendung ein. Frei von aller unedlen Habgier weiß derselbe doch den Werth von Hab und Gut um so mehr zu schätzen, je mehr er sich selbst mit dem Erwerb hat quälen müssen, und so wünscht er, daß sein Sohn ins Haus nächstens die Braut mit schöner Mitgift hereinführe; „denn ein wackerer Mann verdient ein begütertes Mädchen, und es behaget so wohl, wenn mit dem gewünschten Weibchen auch in Körbchen und Kasten die nützliche Gabe herein kommt.“ Auch fehlt es ja gar nicht an der Möglichkeit. Der Kaufmann, den wir schon kennen, hat nur

drei Töchter, welche allein das Vermögen theilen werden, und die zweite und dritte ist noch nicht versagt. Aber mit diesem Anbringen stößt der Vater beim Sohne auf einen, wenn auch bescheiden ausgesprochenen, doch entschiedenen Widerstand. Dieser erwidert, daß er wirklich den Willen gehabt, eine der Töchter des Kaufmanns zu wählen, aber durch den Spott, den das Ungeschick seiner Annäherung und seine Unbekanntschaft mit dem, was die Mode verlangt, von den etwas eitlen und lieblosen Mädchen und ihrem Vater erfahren habe, sei ihm alle Lust vergangen. Das begütigende Zureden der Mutter vermag ihm seine Bedenklichkeiten nicht zu benehmen; noch weniger natürlich vermag es das Aufbrausen des Vaters, der dem Sohne zornig vorwirft, daß er kein Ehrgefühl besitze und nicht höher hinauf wolle. Fest in seinem Entschluß, aber zugleich sorgsam bemüht, die Ehrerbietung gegen den Vater nicht aus den Augen zu setzen, verläßt er schweigend das Zimmer, während ihm der Vater entrüstet über den vermeinten Trotz noch nachruft, er solle sich nur ja nicht einbilden, daß er ihm ein bäurisches Mädchen als Schwiegertochter werde ins Haus bringen dürfen; er verlange eine Schwiegertochter, (und er setzt voraus, daß nur eine reiche dieß leisten könne) die durch ihr ganzes Wesen, wie durch besondere Geschicklichkeiten den besten Leuten der Stadt gefalle, so daß sie künftig sich eben so gern bei ihm versammeln, wie es jetzt des Sonntags im Hause des Kaufmanns geschieht.

Immer noch aufgeregt, fährt der Vater, auch nachdem der Sohn entwichen, fort, seinen Unmuth über denselben zu äußern; und so gibt sich unwillkürlich als der tiefere Grund davon eine ursprüngliche tiefe Verschiedenheit in beider Wesen zu erkennen. Es ist ein wohlbegründetes Selbstgefühl, mit dem der Vater nunmehr von sich selbst spricht, und doch thut er dem Sohne ganz Unrecht. Er selbst ist immer auf Vorwärtsgehen mit der Zeit und dem Ausland ausgegangen, und ebenso ist er auf gemeinnützige Verbesserungen in der Stadt mit gutem Erfolg und mit Beifall bedacht gewesen, die jetzige Jugend aber ist leider theils eitlem Putz und Vergnügen ergeben, theils zu Hause hockend nur auf das nothwendigste Thun gerichtet, wie sein Hermann. Richtiger beurtheilt die Mutter ihren Sohn; ihr sagt der natürliche Tact des Weibes und der Mutter, wie sehr diesem Unrecht geschieht. Sie erkennt, daß man liebevoll jedem Kinde die von Gott ihm gegebene eigene Weise,

worin allein jeder gut und glücklich sein könne, lassen und nur in ihm entwickeln müsse. Sie weiß, daß ihr Hermann wie in der Führung des Hauswesens, so als Bürger und im Rath nicht hinter dem Vater zurückbleiben wird, und daß dieser durch sein freilich wohlgemeintes Schelten dem Sohne nur allen Muth raubt. Darauf eilt sie demselben nach, ihn zu begütigen. Ganz überzeugt hat sie ihren Mann nicht, doch hat sich dessen aufbrausender Zorn bereits etwas gelegt, wenn er auch nicht unterlassen kann, zu erklären, wie er es nicht billigen könne, daß ein Jeder so gern nach seinem eigenen Belieben lebe, und dabei bleibt, daß wer nicht vorwärts geht, zurücke kommt.

Jetzt entwickelt sich in ergötzlichem Contrast mit dem hochherzig auf das Allgemeine gerichteten und rasch vorwärts strebenden Bürgersinne des Wirthes der philisterhafte Charakter des Apothekers, der zwischen dem Kitzel, mit der Mode, ohne Unterscheidung derselben von dem wahrhaften Zeitbedürfniß, doch auch mit fortzugehen, auf der einen Seite, und einer ängstlich berechneten Sparsamkeit auf der andern Seite verlegen mitten inne schwebt.

Eine gerechte Zufriedenheit des Vaters mit sich selbst ist in diesem Gesange hervorgetreten, aber sie ist mit einer ungerechten Unzufriedenheit mit dem Sohne verbunden gewesen. Das hat die Mutter mit Recht hervorgehoben; aber wir würden durch diese Wendung auf die Befürchtung geführt werden können, daß nun auch eine Entfremdung der Gattin gegen den Gatten eingetreten sei, und diese Befürchtung, beklemmend wie sie ist, durfte der epische Dichter nicht in uns Raum gewinnen lassen. Der dramatische würde mit dem Forteilen der Mutter aus dem Zimmer den Act schließen, so daß wir in einer lebhafteren Spannung der zu erwartenden Scene zwischen Mutter und Sohn entgegensähen, der epische hat natürlich eine innige Theilnahme für den weiteren Verlauf, also auch eine Spannung in uns zu erwecken, aber eine ruhigere; der Gleichmuth der Seele, der weit entfernt ist von Theilnahmlosigkeit, durfte nicht verloren gehen, oder mußte wenigstens rasch wieder hergestellt werden. Das hat Göthe vortrefflich geleistet, schon dadurch, daß er den Wirth nach dem Weggang der Mutter in gelinderer Weise, ohne daß er zu rasch seinem Charakter ungetreu einlenkte, man möchte sagen mit einer Art von großmüthiger Nachsicht sich über das wunderliche Volk der Weiber äußern läßt. Aber das

wäre doch noch zu wenig; es mußte mehr geschehen. Ein ernstes Wort des Pfarrers käme noch zu früh, — Kerntruppen spart ein weiser Feldherr für den Moment der Entscheidung auf, — aber der Apotheker war nach seinem ganzen nicht bloß trefflich ausgeführten, sondern auch für die Handlung weise vorausberechneten Charakter wie gemacht dazu, durch die unwillkürliche Komik seiner Rede die Beklemmung, die sich unser zu bemächtigen drohte, in Heiterkeit aufzulösen. Wie gern hätte auch er seinem Hause ein modisches Kleidchen gegeben, wie der reiche Kaufmann dem seinen, das der Apotheker nicht ohne einigen Neid anzusehen vermag. Verdrießt es ihn doch, daß sein Garten nicht mehr für geschmackvoll gilt, worüber freilich außer ihm, der nun eben über den Rococogeschmack nicht hinausgekommen, sich niemand weiter wundern wird. Doch ist er auch nicht ein leidenschaftlicher Vertreter dieses veralteten Geschmackes; er wäre es auch zufrieden mit der Zeit fortzugehen, da er doch eigentlich gegen jeden Kunststyl indifferent ist; aber wie viel Aufwand würde das verursachen, da schon die bloße Erneuung der alten Vergoldung des Engels Michael mit dem Drachen, des Zeichens seiner Offizin, gar zu viel hat kosten sollen.

Es ist ein Zeichen echter Poesie, wenn mit der Erreichung des Hauptzwecks auch noch ein andrer erreicht wird. Sonst und Jetzt, das Alte und das Neue ist ja ein Gegensatz, der durch diese ganze köstliche Dichtung hindurchgeht, und er spiegelt sich auch in der Veränderung der Physiognomie der Stadt, deren Schilderung zu Anfang des Gesanges der eifernden Rede des trefflichen Wirthes so überaus angemessen eingeflochten ist, und er spiegelt sich am Schluß des Gesanges in der für das Ende des vorigen Jahrhunderts so charakteristischen Umwandlung des Geschmackes in Architectur und Gartenanlagen. Durch beides weiß eben der durch und durch epische Göthe für die Vollständigkeit des Welt- und Culturbildes der Zeit, wie sie vom Epos gefordert wird, anspruchslos, und doch wohlberechnet zu sorgen.

Wir erwarten eine entscheidende Scene zwischen Mutter und Sohn, und wir werden in der Erwartung nicht getäuscht. Der vierte Gesang bringt sie uns, aber er bringt sie uns nicht sofort. Der Dramatiker würde uns beim Wiederaufrollen des Vorhanges beide schon im Gespräch begriffen zeigen, der Epiker läßt die Mutter den Weg zum Sohne durch die ganze Reihe ihrer Besitzungen durchmessen, indem die Mutter

den Sohn nicht findet in Stall, Hof, Garten, Weinberg, sondern erst an der Grenze der Felder unter dem patriarchalischen Birnbaum. Wie viel wird doch durch die Schilderung dieses Ganges gewonnen! Daß ein Dichter wie Göthe, der goldenen Regel Lessings eingedenk, das Ganze dieser Besitzungen nicht wie ein fertig vor ihm liegendes Bild zerstückelnd beschreibt, sondern mit dem Fortschreiten der Mutter das Bild in uns entstehen läßt, versteht sich von selbst, und könnte ganz unerwähnt bleiben, wenn es nicht uns Deutsche mit gerechtem Stolze erfüllen müßte, daß Lessing ein Gesetz epischer Kunst entdeckte und Göthe es so meisterhaft befolgte, von dem z. B. Walter Scott, der doch auch Bewunderung verdient und sie von Göthe erfahren hat, nicht die leiseste Ahnung gehabt. Aber es ist nicht bloß ein Fehler vermieden, sondern es sind mehrere Vortheile erreicht. Der epische Gleichmuth wird durch diese Form der Schilderung noch mehr in uns gewahrt, während doch zugleich die gemüthvolle Theilnahme an dem Geschicke, möcht' ich sagen, dieses bürgerlichen Grundbesitzes, der ein mannigfaltiges und zugleich wohl zusammenstimmendes und schön gerundetes Ganzes bildet, in uns geweckt wird. Gewiß alle diese Besitzungen würden auch in Zukunft unter des trefflichen Hermanns Pflege wohl gedeihen, gleichsam als Unterlage einer bürgerlichen Existenz von aristokratischer Festigkeit, aber die noch spätere Zukunft dieser Besitzungen ist ja in Frage gestellt, wenn er sich nicht verheirathen darf, wie er will, und sich nicht verheirathen will, wie er soll. Und welche Fülle einzelner Züge schlingt sich charakteristisch für Sohn, Mutter, ja für das Leben der ganzen Gegend, das in der Weinernte seinen Höhepunkt zu erreichen pflegt, durch jene Schilderung hindurch, ohne sie zu überladen, ohne sich hervorzudrängen, und welch ein schöner Uebergang wird durch die Verschiedenheit des Tones zwischen dem Schlußstück des vorigen und diesem Eingang des neuen Gesanges zu der nun folgenden ernsten Scene gewonnen.

Es wird, hoffe ich, Verzeihung finden, wenn ich bei Stellen, über welche ein Leser von bloß stoffartigem Interesse vielleicht ungeduldig hinwegeilt, mich etwas länger verweilt habe, da gerade an ihnen der Unterschied epischer und dramatischer Poesie und das Wesen künstlerischer Besonnenheit so augenscheinlich dem aufmerksameren, dem künstlerisch das Kunstwerk genießenden Leser entgegentritt.

Die Mutter hat endlich den Sohn unter dem Birnbaum mit

abgewandtem Gesicht nach dem Gebirge schauend gefunden, mit Thränen im Auge, die er vergeblich eilig trocknend der Mutter verbergen möchte. Auf die Frage der Betroffenen, die eine solche Stimmung nie bei ihm wahrgenommen, gibt er anfangs, sich selbst zugleich mittäuschend, vor, durch die Noth und Gefahr des Vaterlandes so gerührt zu sein, daß er freiwillig zu den Kämpfern gegen die Fremden sich gesellen wolle, die durch ihr gewitterhaftes Daherziehen und todtverachtendes Andringen, gegen das auch der Rhein nicht schützen werde, zugleich Schrecken erregen und auch den Deutschen zum Kampfe für das Vaterland herausfordern; dann werde der Vater sehen, daß auch sein Sohn Ehrgefühl besitze und höher hinauf wolle. Die Mutter dagegen erräth, daß dieser seinem eigentlichen Wesen fremde Entschluß in Etwas seinen Grund haben müsse, was er ihr noch verbirgt, und der Sohn vermag dem mütterlichen Zuspruch sich nicht zu versagen. Zwar ganz unwahr sind seine Worte nicht gewesen:

„Der Jüngling (sagt er mit gerechtem Selbstgefühl) reifet zum Manne;
Besser im Stillen reift er zur That oft, als im Geräusche
Wilden schwankenden Lebens, das manchen Jüngling verderbt hat.
Und so still ich auch bin und war, so hat in der Brust mir
Doch sich gebildet ein Herz, das Unrecht hasset und Unbill,
Und ich verstehe recht gut, die weltlichen Dinge zu sondern.
Auch hat die Arbeit den Arm und die Füße mächtig gestärket."

Aber dennoch muß er gestehen, daß ihn die Mutter auf halbwahren Worten ertappt und halber Verstellung. Was ihn aus dem Hause treibt, ist doch eigentlich nur die Vergeblichkeit seiner auf etwas ganz Anderes gerichteten Wünsche. Die Mutter, voller Gewißheit, daß weibliche Klugheit das aus der Heftigkeit der Männer entstehende Unheil doch noch glücklich zu wenden vermöge, bittet ihn herzlich, nur ganz offen Alles zu sagen, was ihn so außergewöhnlich bewegt.

Jetzt ist das Geständniß vorbereitet, und der Sohn legt es ab ganz aufgelöst in Schmerz, erweicht durch die Liebe seiner Mutter. Aber das gepreßte Herz muß sich erst, ehe das einfache Geständniß sich herauswindet, in langer Rede ausströmen, welche uns einen schönen gehaltvollen Einblick in seine Jugend und in sein eigenstes treffliches Wesen gewährt. Wie sehr hat doch des Vaters Rede den Sohn heute gekränkt, der sich bewußt ist, von Kindheit auf in der Ehrfurcht gegen

die Eltern seine höchste Freude gefunden zu haben. Hat er doch schon als Kind, während er gegen eigene Beleidigungen immer geduldig geblieben, jedes Lachen seiner Gespielen über das Altväterische in der Erscheinung seines Vaters jederzeit mit Erbitterung und Wuth geahndet. Selbst wenn der Vater die von seinen Collegen im Rath in ihm erregte üble Laune den Sohn hat empfinden lassen, hat dieß nicht vermocht, die Pietät und das Andenken an die Liebe der Eltern, welche nur für die Kinder sorgen und sparen, zu verlöschen oder zu mindern. Aber der reichste von jener Liebe zu erwartende Besitz ist doch nicht im Stande, Ersatz zu gewähren dem zart und menschlich empfindenden Jünglinge für eine mangelnde Gattin. Jetzt sagt es der Mutter die Seele, daß der Sohn, wie Vater und Mutter längst gewünscht haben, nunmehr ein Mädchen gewählet, jenes fremde vertriebene, wie er nur gestehen soll. Und so erfolgt jetzt nach dem allgemeinen Geständniß auch das ganz besondere. Ja, die Liebe zu diesem Mädchen hat in ihm über die Liebe zu Vater und Mutter gesiegt, aber da der Vater die entscheidenden Worte gesprochen, welche eine arme Schwiegertochter ausschließen, so solle ihn nur die Mutter gehen lassen, wohin die Verzweiflung ihn treibe. Doch dem Verzweifelnden steht in der guten, verständigen Mutter eine sichere Helferin zur Seite. Sie gibt die Hoffnung nicht auf, daß der Vater gegen ein gutes Wort des Sohnes, das er von diesem auch verlangen dürfe, die Arme, wenn sie gut und brav sei, wohl nicht dauernd versagen werde. Sie kennt des Vaters Heftigkeit, zumal nach Tische, und sie weiß, wie viel sie darauf abzurechnen hat, und daß er, wenn das Räuschchen vorbei ist, das Unrecht fühlt, das er andern lebhaft erzeigte. Aber gut wird es sein, die Bitte sogleich zu wagen, wo die beiden Freunde noch bei ihm sind, und besonders der würdige Geistliche seinen Beistand gewähren kann. So machen sich denn beide schweigend auf nach Hause, den wichtigen Vorsatz bedenkend. —

Es ist das Gesetz des Dramas, daß es sich stoßweise von einem Stadium zum andern forttreibt; es ist das Gesetz des Epos, daß es sich gemach, wie unter der Herrschaft eines gelinden Druckes fortbewegt, man darf vielleicht sagen, fortschiebt. Dort ist der Sprung erlaubt und oft nothwendig, hier gilt das Gesetz der Stätigkeit. Wenn aber ein Zwischenglied hier unerläßlich war, und der neue Gesang nicht

mit dem Eintreten der Beiden beginnen durfte und wohl auch der schwächste Dichter uns hier erst wieder zu den drei Männern zurückgeführt hätte, welcher zweite Dichter hätte wohl die Worte gefunden, mit denen Göthe die Wendung zum Guten, welche dem Sohne gegenüber so eben der Mutter gelungen war, auf der Seite des Vaters vorzubereiten verstanden hat! Der Pfarrherr ist es, welcher die Hoffnung der Mutter auf seine Vermittelung, ohne daß sie es weiß, schon halb in Erfüllung bringt. Ihm ist als eine Frucht höherer Bildung derselbe Zug eigen, welcher bei der Mutter eine instinctive Gabe ist, der Sinn für den Werth der Individualität, der Eigenart, wie man das Fremdwort glücklich übersetzt hat, im Wollen und Handeln. Er kennt die Gegensätze in der menschlichen Natur, und er weiß sie nach ihrem gegenseitigen Rechte geltend zu machen. Allerdings, das gibt er, nachdem er in dem langen Gespräch, das inzwischen geführt worden, den rechten Zeitpunkt gekommen glaubt, dem Vater, dem raschen Manne des Fortschritts, zu bedenken, allerdings ist das rastlos thätige Streben nach vorwärts und in die Weite, das dem handeltreibenden Bürger eigen zu sein pflegt, und das Verlangen nach dem Besseren, das freilich oft auch nur ein Verlangen nach dem Neuen ist, etwas Anzuerkennendes; aber nicht minder in gutem Rechte ist die gleichfalls in die Brust des Menschen gelegte Lust des ackerbautreibenden Bürgers, zu verharren im Alten und sich dessen zu freuen, was jeder lange gewohnt ist. Vater und Sohn sind Repräsentanten beider so auseinanderlaufenden Sinnesweisen, welche doch gerade erst, wenn sie sich aussöhnen, vor einseitiger Ausartung gesichert sind. Zu einer solchen Aussöhnung fordert auch schon (so fein weiß der Dichter von der Höhe der allgemeinen Betrachtung auf den Boden der hier gegebenen Wirklichkeit zurückzulenken) der Charakter ihres Wohnortes und dieses Hauswesens auf, in welchem sich ländlicher Gewerb mit Bürgergewerb paart. Und eben hat er noch abschließend den Vater gemahnt:

„Segnet immer darum des Sohnes ruhig Bemühen
Und die Gattin, die einst er, die Gleichgesinnte, sich wählet,"

da tritt die Mutter zugleich mit dem Sohne ein, „führend ihn bei der Hand, und vor den Gatten ihn stellend." Offen entdeckt sie die Liebe

des Sohnes zu jener Fremden, ohne deren Besitz er im ledigen Stande bleiben wird, und bescheiden, aber männlich entschieden bittet der Sohn:

„Die gebt mir Vater; mein Herz hat
Rein und sicher gewählt; Euch ist sie die würdigste Tochter.“

Es waren goldene Worte, die der Pfarrer gesprochen, unvergleichlich schön und tief, einer Weisheit entsprungen, ohne welche so wenig die Völker, als die Einzelnen auf ein Glück rechnen dürfen. Konnten sie ohne Eindruck bleiben auf den Wirth? Sicherlich nicht. Konnten sie den vollen, entscheidenden Eindruck hervorbringen? Sicherlich auch nicht. Eins wie das Andere wäre dem wohlangelegten Charakter des Wirths zuwider gewesen. Aber auch die Worte der Mutter, die Worte des Sohnes dürfen noch nicht entscheiden, auch das wäre zu rasch. Doch verbürgt muß die Entscheidung sein, und sie ist es dadurch, daß der Vater schweigt. Und der wirkliche Eintritt der Wendung zum Guten wird ein bedeutendes näher gerückt, indem jetzt von Neuem der Geistliche, womit er rasch dem Apotheker zuvorkommt, noch einmal das Wort ergreift, und Worte, tief und klar, über die Nothwendigkeit, in diesem Moment sich zu entscheiden, und Worte, tief und klar, über das von ihm mit achtsamer Liebe richtig erkannte sittlich gediegene Wesen Hermanns und über die Berechtigung seines Wunsches ausspricht, Worte, in denen zugleich der Sinn der ganzen Dichtung schon ausgesprochen ist, der doch im weiteren Verlauf eine nicht abweichende, wohl aber noch vertiefte Bedeutung gewinnt. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling.“

Und der Apotheker schweigt? Eines so schreienden Verstoßes könnte Göthe sich schuldig machen, eines Verstoßes, den auch wohl ein Andrer vermieden hätte? Aber was sollte er ihn sprechen lassen? Mußte nicht Alles, was ihm jetzt in den Mund gelegt wurde, nach dem Vorangegangenen leer, nichts sagend und störend ausfallen, und wäre dann nicht immer noch jener Verstoß erträglicher? Wäre es nicht einer von den nothwendigen Fehlern gewesen, über die einmal Lessing spricht, wenn der Dichter einem Eintreten des Apothekers durch eine rasche Zusage des Vaters vorgebeugt hätte?

Ueberall und immer weiß Göthe seine Figuren ins Spiel zu setzen und auf die rechte Weise ins Spiel zu setzen; auch hier hat er es

gewußt, wenn er den Apotheker, „dem schon lange das Wort von der Lippe zu springen bereit war,“ bedächtig sagen läßt:

„Laßt uns auch dießmal doch nur die Mittelstraße betreten!
Eile mit Weile! das war selbst Kaiser Augustus Devise.
Gerne schick' ich mich an, den lieben Nachbarn zu dienen,
Meinen geringen Verstand zu ihrem Nutzen zu brauchen,
Und besonders bedarf die Jugend, daß man sie leite.
Laßt mich also hinaus; ich will es prüfen das Mädchen,
Will die Gemeinde befragen, in der sie lebt und bekannt ist.
Niemand betrügt mich so leicht; ich weiß die Worte zu schätzen.“

Aber daß man nur nicht über der Freude an der feinen Charakteristik in diesen Worten sich verleiten lasse, ihre Wichtigkeit für den weiteren Verlauf zu unterschätzen. Diese kann freilich erst im weiteren Verlaufe sich überraschend, weit über alle Voraussicht nicht bloß des Apothekers, sondern auch der übrigen Personen hinaus, entwickeln, aber über dem Interesse dieses weiteren Verlaufes könnte es gar wohl dem Leser begegnet sein, daß er übersehen hätte, in welcher Ausdehnung diese Folgen durch den guten Apotheker nicht gewollt, aber veranlaßt sind, über dessen Wichtigthuerei wir behaglich lächeln, und den doch der Dichter mit dem feinsten Humor viel wichtiger für jenen Verlauf werden läßt, als ihm je in den Sinn gekommen. Denn wie viel Köstliches wird doch gerade durch diese Prüfung dem Gedichte gewonnen! Freilich würde sie nicht so wichtig werden, wenn nicht Hermann sofort einwilligend mit gesundem Sinne forderte, daß auch der Pfarrer an der Prüfung mit Antheil nehme, von deren günstigem Erfolge er im Voraus vollkommen überzeugt ist, in dieser ruhigen Ueberzeugung sich selbst und seine Erwählte ehrend. Jetzt ist der Vater überwunden; mit einem leisen Anflug von Humor, der dem ebenso gutmüthigen als zornmüthigen Manne gar wohl ansteht, gibt er sich gefangen; natürlich ohne doch schon jene Ueberzeugung des Sohnes zu theilen:

„Gehet und prüfet und bringt in Gottes Namen die Tochter
Mir ins Haus: wo nicht, so mag er das Mädchen vergessen,“

Aber der Sohn ist des glücklichen Ausganges, zu dessen Herbeiführung er sofort die Pferde anschirren und die beiden Freunde hinausfahren will, so gewiß, daß er selbst ganz und gar sich von der Prüfung fernhalten und diese allein der Klugheit der beiden Männer überlassen will.

Warme und volle Theilnahme, das versteht sich ja von selbst, hat auch der epische Dichter für seine Personen und ihr Geschick uns einzuflößen, aber immer muß er, wie schon bemerkt, wenn deren Interessen zu dramatisch mächtig auf uns eindringen wollen, es verstehen, sie in eine ruhigere Ferne zurückzuschieben. Das ist auch ein Vortheil, welchen die komisch aufheiternde Rede des Apothekers der epischen Haltung des Ganzen gebracht hat, doch es wird noch auf eine andere Weise dafür gesorgt, daß unsere lebhaft erregte Theilnahme wieder in ein ruhigeres Gleichgewicht gesetzt wird, während, wenn dieß nicht hier und auch später von Neuem geschähe, gegen Ende des Epos eine Uebersteigerung unseres Antheils eintreten würde, welche dem zwar mächtigen und tiefen, aber immer ruhigen Eindruck, den das Epos hervorzubringen hat, zuwiderliefe. Es wird jetzt nämlich mit der umständlichen Genauigkeit des Vater Homer die Anschirrung der muthigen Hengste nach ihren Momenten uns vorgeführt, und dem läßlichen epischen Dichter gebricht es selbst nicht an Zeit, uns sehen zu lassen, wie in dem Stalle die muthigen, von Hermann sorglich gepflegten Hengste ruhig standen und rasch den reinen Hafer verzehrten und das trockene Heu, auf der besten Wiese gehauen. — Es sind aufschlußreiche Worte, die uns von dem Belauscher eines Gesprächs, welches Göthe lustwandelnd mit Schiller geführt hat, berichtet sind: der Dramatiker Schiller wollte scharf und schneidend Wichtiges und Unwichtiges, Großes und Kleines unterschieden wissen, und Göthe, der Epiker, erhob Einspruch mit den Worten: „Aber das Kleine ist nicht klein." — Rasch durchmißt Hermann der geübte Lenker der Rosse, als der er uns bei seiner ersten Einführung bekannt worden, den Weg nach dem Dorfe, „rasch und säumete nicht und fuhr bergan wie bergunter."

„Als er aber nunmehr den Thurm des Dorfes erblickte,
Und nicht fern mehr lagen die gartenumgebenen Häuser,
Dacht' er bei sich selbst nun anzuhalten die Pferde."

Wir stehen vor der Entscheidung, und doch liegt sie noch fern. Zwar die Prüfung, das wissen wir, oder wir müßten Hermann nicht kennen, kann nur günstig ausfallen, und doch weiß sie der Dichter zu verzögern, scheinbar sogar zu vereiteln, seinem Werke und uns zu köstlichem Gewinne, indem er uns von nun an in die Anschauung jener Weltgeschicke hinein versetzt, welche in ihren Nachwirkungen noch immer

die Welt durchzittern, und sein erquickendes Idyll mit mächtigem Arme auf die Höhe des mit dem Drama wetteifernden heroischen Epos erhebt; und nicht bloß seinem Werke und uns, sondern auch seinem Hermann zu köstlichem Gewinne, der von hier an — wir befinden uns genau in der Mitte des Ganzen, in der Mitte des mittelsten Gesanges, — noch in höherem Sinne durch wahre Neigung sich zum Manne vollendet. Aber auch dieser Erhebung Hermanns hat der wunderbare Dichter schon leise zu präludieren verstanden, wenn er mit Zuversicht kurz vorher den Sohn ausrufen ließ:

„O mein Vater! sie ist nicht hergelaufen das Mädchen,
Keine, die durch das Land auf Abenteuer umherschweift
Und den Jüngling bestrickt, den unerfahrnen, mit Ränken.
Nein: das wilde Geschick des allverderblichen Krieges,
Das die Welt zerstört und manches feste Gebäude
Schon aus dem Grunde gehoben, hat auch die Arme vertrieben.
Streifen nicht herrliche Männer von hoher Geburt nun im Elend?
Fürsten fliehen vermummt und Könige leben verbannet."

Ohne es zu wollen, hat Hermann schon die Befähigung, über alle die anderen Personen späterhin hinauszutreten, uns verrathen, wenn er hier in lebhafter Gemüthserregung den Ton anschlägt, in welchem bald die Weltgeschicke zu uns sprechen werden.

Schon die Schilderung des Lokals, welches bald der Schauplatz einer bedeutenden Scene werden soll, des Lindenplatzes vor dem Dorfe mit seinen Bäumen, ist in einem nicht grell abstechenden, wohl aber erhöhten Style gehalten, und zugleich ist es mit leichter und sicherer Hand motiviert, daß gerade hier „in diesem Schatten" Hermann mit den Pferden Halt macht; daß er aber überhaupt nicht mit ins Dorf fährt, sondern die Freunde allein dorthin gehen läßt, ist ein Zeichen seiner bewegten Stimmung, seines zarten Sinnes, und zugleich seiner ruhigen Gewißheit von dem Werthe der Geliebten. Aber der Dichter erreicht damit noch manches Andere. Wie hätte, wenn Hermann zugegen gewesen wäre, ohne Unschicklichkeit das ausgeführte Gemälde der französischen Revolution erfolgen sollen, das der Richter gar wohl dem Pfarrer entwerfen kann, während Hermann als stummer Hörer eine ungeschickte Rolle dabei gespielt hätte und doch, wenn er nicht aus seinem Charakter hätte fallen sollen, weder in das Gespräch sich einmischen, noch auch, wie der Apotheker, sich davon hätte entfernen können. Auch

wird es dadurch möglich, eine Schilderung von Dorotheens Gestalt, ohne welche ja die Freunde sie nicht hätten auffinden können, Hermann selbst in den Mund zu legen, eine Schilderung, deren echt epische Anlage und Ausführung schon Wilhelm von Humboldt so treffend hervorhebt. Endlich verräth sich auch, schon das Spätere vorbereitend, eine zarte edle Schüchternheit in seiner Mahnung:

„Redet nicht mit dem Mädchen, und laßt nicht merken die Absicht,
Sondern befraget die andern, und hört, was sie alles erzählen.
Habt ihr Nachricht genug, zu beruhigen Vater und Mutter,
Kehret zu mir dann zurück, und wir bedenken das Weitre.
Also dacht' ich mir's aus, den Weg her, den wir gefahren."

Still für sich das Wichtige zu überlegen und mit sich darüber auf's Reine und in's Klare zu kommen, das ist so recht dem Wesen Hermanns gemäß.

Der nunmehr folgende Gang der beiden Freunde ins Dorf hinein gibt Anlaß zu einer Vervollständigung des Gemäldes der Vertriebenen. Schon in dem, was im ersten Gesange der Apotheker zu erzählen gehabt, hatte sich, bei aller Noth und gerade durch dieselbe veranlaßt, das selbstische Wesen der gewöhnlichen Menschen zu erkennen gegeben, gegen welches dann in der kurz darauf folgenden Erzählung Hermanns die besonnene Hingabe Dorotheens für das Wohl der Wöchnerin so schön abgestochen. Derselbe Unterschied, aber in seinem zweiten Gliede durch die Figur des gleichfalls für die Anderen ernst besorgten Richters bereichert, wiederholt sich von diesem Eintritt in das Dorf an. Die Noth, welche nur das nächste eigene Interesse bedenkt, führt zu Streit und Geschrei, dem nur durch das Auftreten einer neuen trefflich gedachten und ausgeführten Gestalt ein Ende gemacht wird. Es ist der Richter, der alte Richter, gleichsam der männliche Genius der Gemeinde, wie Dorothea der weibliche, welcher mit seinen nachdrücklichen und treffenden Worten Ordnung und Frieden herstellt und durch diese Wirkung sogleich die volle Aufmerksamkeit des Geistlichen erweckt, so daß dieser, gewohnt, sinnvoll Gegenwart und Vergangenheit auf einander zu beziehen, sich durch die Erscheinung des Richters an den Zug der Israeliten erinnert fühlt und mit einer tiefen sittlichen Hochachtung denselben anredet. Und wie köstlich weiß der Richter, ohne ihrer mit einem Worte zu gedenken, doch diese, man kann nicht anders sagen, als

Huldigung, von seiner Person abzulehnen, indem er doch die andere Seite der Vergleichung, der schwergeprüften Seinigen mit dem schwergeprüften Volke der Israeliten festhält. Jetzt galt es ein Gespräch eintreten zu lassen, bei dem der Apotheker schweigend, wenn dieß möglich gewesen wäre, oder sprechend, gleich ungeschickt Zeuge gewesen wäre: also galt es, ihn mit einem glücklichen Griffe zu entfernen. Und an diesem fehlt es unserm Dichter nie; der Apotheker selbst, darf man sagen, ist es, der den Apotheker entfernt. Hier, das fühlt er, gibt es für ihn nichts zu thun, und thun muß er doch etwas und kann er auch etwas, wenn er sich einstweilen nach dem Mädchen im Dorfe umschaut, während dem Pfarrer überlassen bleibt, mit dem Richter fortsprechend das Gespräch auf das Mädchen zu bringen, eine Theilung der Arbeit, gegen welche natürlich der Pfarrer nichts einzuwenden hat.

„Es nickte der Pfarrer dagegen,
Und durch die Hecken und Gärten und Scheunen suchte der Späher."

In Einem Verse der ganze Mann und zugleich in Einem Verse ein Bild eines deutschen Dorfes. —

Das Zeitalter hat Göthe den nun beginnenden sechsten Gesang überschrieben, und niemand würde eine glücklichere Ueberschrift finden können. Es ist die Revolution, die uns in den durch die Frage des Geistlichen veranlaßten Worten des Richters entgegentritt, mit epischer Fülle, doch ohne prosaisches Detail von Namen und Zahlen, in ihren wesentlichen Zügen, ihrer sittlichen Physiognomie, mit ergreifender Wahrheit und doch, da sie durch die erzählende Form aus der unmittelbaren Gegenwart hinweggerückt ist, in der großartigen Ruhe, welche auch dem über die Sphäre des idyllischen sich erhebenden hohen Epos trotz seines stärkeren Wellenschlages noch eigen ist. Die idealen Schwingungen der ersten Zeit der Revolution, die ein ganz neues unverkümmertes Glück der Menschheit zu bringen versprach, das Hinüberfluthen des gewaltigen Stromes über die Grenzen, das doch nur den Segen weiter zu tragen schien, und der furchtbare Umschlag, das Hervorbrechen der schnödesten Selbstsucht, —

„Aber der Himmel trübte sich bald. Um den Vortheil der Herrschaft
Stritt ein verderbtes Geschlecht, unwürdig das Gute zu schaffen.
Sie ermordeten sich und unterdrückten die neuen
Nachbarn und Brüder, und sandten die eigennützige Menge." —

die grauenhafte Gestalt, welche diese Selbstsucht in den mit siegreichem Krieg überzogenen Grenzländern annimmt, die noch grauenhaftere, welche sie bei einer Wendung des Glückes auf die Seite der Deutschen durch die nun aller Zucht sich entbindenden Flüchtlingsscharen erfährt, die Gegenwirkung, welche, durch die Erbitterung hervorgerufen, an den flüchtigen Franken ausgeübt wird, alles dieß gibt ein Gemälde, wie es kein Historiker treffender entwerfen könnte, als es der angeblich der Gegenwart ganz abgewendete Göthe entworfen hat. Und wer möchte es dem Richter verargen, wenn er im Augenblick nur daran denkend in die klagenden Worte ausbricht:

„Möcht ich den Menschen doch nie in dieser schnöden Verirrung
Wiedersehen! Das wüthende Thier ist ein besserer Anblick.
Sprech' er doch nie von Freiheit, als könn' er sich selber regieren!
Losgebunden erscheint, sobald die Schranken hinweg sind,
Alles Böse, das tief das Gesetz in die Winkel zurücktrieb." —

aber wer wird es nicht auch dem Wesen des Pfarrers ganz angemessen finden, wenn er darauf hinweist, daß doch auch gerade durch die Noth und Gefahr aufgeregt manches Treffliche, das sonst verborgen bleibt im Herzen, werde zu Tage gekommen sein, eine Aeußerung, welche zugleich auf das glücklichste den Uebergang bahnt zu der Schilderung der That einer hochherzigen Jungfrau, welche mit heroischem Muthe ihre eigene und anderer Mädchen Unschuld vor der wilden Gier zügelloser Franken zu sichern gewußt habe. Mit dem Geistlichen ahnen auch wir, daß diese Jungfrau keine andere sein wird, als die Erwählte Hermanns. Aber die Bestätigung dieser Ahnung hat der Dichter doch noch eine kurze Frist hinausgeschoben; diesen Theil der Mittheilung, mit dem, was sich daran schließt, mußte, da er das unmittelbare Interesse betrifft, um dessentwillen sie gekommen waren, der Apotheker mit erfahren, und zugleich wird, wie des Pfarrers, so unser liebevoller Antheil in erquickender Weise gesteigert, indem nun auch der Pfarrer die von Hermann geschilderte Jungfrau zu sehen bekömmt. Durch die Wirkung, die ihr Anblick auf diesen unbetheiligten, aber tief empfindenden Mann hervorruft, erhält die vorausgegangene Wirkung Dorotheens auf Hermann gleichsam eine Sanction.

Diese Wendung aber erfolgt in der zweckmäßigsten und bescheidensten Weise, indem der Dichter den Apotheker, nachdem er das Mädchen

gefunden, herbeikommen und den Pfarrer einladen läßt, sie auch zu sehen. Den Richter aber, der auch mitgehen soll, weiß er geschickt auf eine kurze Zeit zu entfernen, „und weg ward gerufen der Richter von den Seinen, die ihn, bedürftig des Rathes, verlangten," damit noch Raum gewonnen werde für ein kleines höchst sachgemäßes und charakteristisches Gespräch zwischen Pfarrer und Apotheker, ehe über die Jungfrau, deren Gestalt vorher unsrer Phantasie durch wiederholte, mit einer feinen Schattierung wiederholte Schilderung tiefer eingeprägt wird, durch den wieder sich nahenden Richter auf die vorsichtig eingeleitete Erkundigung des Pfarrers die gewünschte Bestätigung erfolgt. So ist also die Prüfung vollständig zu Gunsten Dorotheens ausgefallen, aber in viel höherem Umfang, als man hätte denken können und doch nicht unvorbereitet. Wie nichts sagend würde sich die des Lobes vollste Schilderung der sittlichen Würdigkeit Dorotheens ausnehmen gegen die Art, wie Göthe diese zu geben verstanden hat. Daß sie die häuslichen Pflichten ihres Geschlechtes vollständig erfüllen werde, das sehen wir im vollsten Umfange allerdings erst später bei ihrem Abschiede von der Wöchnerin und deren Familie, aber es ist doch auch schon hier in den Worten des Pfarrers angedeutet, und wir haben es bereits noch früher aus der ersten Schilderung durch Hermann gar wohl uns abnehmen können; aber daß sie auch einer über jene Pflichten eines friedlichen Daseins hinausgehenden Aufgabe eines Weibes in Zeitläufen wilder Erschütterung gewachsen sein werde, das ist allerdings auch in eben dieser Schilderung aus Hermanns Munde nicht ohne Ankündigung geblieben, aber es überrascht dennoch, wenn wir es in der Erzählung des Richters von der That eines hochherzigen Mädchens in so großartiger Weise schon für unsere Ahnung bestätigt gefunden und nun durch die Worte desselben Richters zur Gewißheit werden sehen, Worte, durch welche jene Jungfrau zu heroischer und doch nicht unweiblicher Größe heranwächst. Ist es uns nicht zu Muth, als schauten wir für unsern Hermann in einer Zeit, welche vom Weibe mit den zarteren, ihm eigenen Tugenden auch noch die Stärke des Heldensinnes forderte, in eine gesicherte selige Zukunft hinein, wenn wir den Richter, als er nach der Jungfrau im Garten gefragt wird, antworten hören:

„Diese kennet ihr schon; denn wenn ich erzählte
Von der herrlichen That, die jene Jungfrau verrichtet,

Als sie das Schwert ergriff und sich und die Ihren beschützte —
Diese war's! Ihr seht es ihr an, sie ist rüstig geboren,
Aber so gut, wie stark! denn ihren alten Verwandten
Pflegte sie bis zum Tode, da ihn der Jammer dahin riß
Ueber des Städtchens Noth und seiner Besitzung Gefahren."

Mit welcher Ehrfurcht vor der Größe des Dichters müßte uns diese Schilderung erfüllen, wenn auch nichts weiter zu ihr hinzukäme. Aber wie herrlich ist das, was hier hinzukommt:

„Auch mit stillem Gemüth hat sie die Schmerzen ertragen
Ueber des Bräutigams Tod, der ein edler Jüngling, im ersten
Feuer des hohen Gedankens nach edler Freiheit zu streben,
Selbst hinging nach Paris und bald den schrecklichen Tod fand;
Denn wie zu Hause, so dort bestritt er Willkühr und Ränke."

Bedeutend greift dieß in die dadurch bereicherte, weitere Handlung hinein, und überaus fein wird schon im Voraus die Sorge Hermanns, von der wir bald vernehmen werden, vorbereitet. Nicht unberührt von der Gewalt der Liebe ist Dorotheens Herz geblieben, und es war eine gerechtfertigte Liebe, ja es ist eine heiligende Liebe geworden, da ihr hochgesinnter, für die Ideale der Freiheit begeisterter Bräutigam ein Märtyrer seiner d. h. der wahren Freiheitsidee geworden.

Nun ist uns auch der Heroismus Dorotheens begreiflicher, nun hat auch das Wort des Pfarrers, daß es an Tugenden in dieser schrecklichen Zeit nicht werde gefehlt haben, noch eine neue Bestätigung erfahren, welche das Bild der Revolution nach der idealen Seite hin vervollständigt und doch zugleich in der engsten Beziehung zur Heldin unsers Gedichtes selbst steht. —

Aber es war doch sehr kühn vom Dichter gehandelt, Dorotheen einen Bräutigam zu geben, der freilich nicht als ein noch Lebender dem Wunsche Hermanns ein Hinderniß in den Weg stellte, aber als Märtyrer doch ganz und gar Hermann herabdrücken, gleichsam zur moralischen Unebenbürtigkeit mit Dorotheen herabsetzen konnte. Wird der Dichter, so möchten wir bange fragen, im Stande sein, seinen Helden in welchem wir allerdings mehr bereits gefunden haben, als sein Vater in ihm zu finden verstanden hat, zu einer solchen Höhe emporzuheben, daß er die Stelle jenes Bräutigams wirklich zu ersetzen der Mann erscheint?

Zunächst ist wieder durch eine kleine Zwischenscene, durch den Abschied der beiden sich zu Hermann zurückbegebenden Freunde vom Richter, eine Scene, die doch in ihrer Bescheidenheit keineswegs der Bedeutung entbehrt, und der es wieder nicht an einem Anflug leiser, ja selbst etwas erhöhter Komik fehlt, bestens für eine milde Temperierung einer etwa zu pathologisch, zu persönlich leidenschaftlich in uns gewordenen Theilnahme gesorgt. —

So schnell als möglich hat der peinlich wartende Jüngling die freudige Botschaft hören sollen. Muß er nicht jubeln, wenn er sich von dem rasch das Wort nehmenden Pfarrer aus vollster Seele glücklich preisen hört? Es ist unvergleichlich schön gedacht, daß er nicht jubelt und weßhalb er nicht jubelt. Ihn hat in der Frist, wo er seinen Ueberlegungen hingegeben war, die Sorge befallen, ob wohl das Mädchen ihnen auch folgen werde, bloß weil sie reich sind, jene aber arm und vertrieben einherzieht, sie, der in ihrer Genügsamkeit und Güte die Welt angehört, und die durch ihre Schönheit und Sitte gewiß schon einen guten Jüngling gereizt und auch ihr eigenes Herz der Liebe erschlossen hat. Durch dieß zarte Bedenken, das in der Freude seines theilnehmenden Herzens nicht einmal dem Pfarrer in den Sinn gekommen war, ist mit einem Male, ohne alle Untreue gegen den Charakter, der Jüngling noch weit über das bisherige Maß sittlicher Trefflichkeit hinausgestellt, und es kann ihm doch nicht zum Vorwurf gereichen, daß er an diese Möglichkeiten in der ersten Spannung des erregten Gefühls Vater und Mutter gegenüber nicht gedacht hat; wohl aber hat der weise Dichter schon auf der Fahrt nach dem Dorfe hin diese Wandlung sich vorbereiten lassen. Doch der Pfarrer könnte ja diese Bedenken ihm benehmen, freilich nur zum Theil, nämlich in sofern, als sie doch schwerlich in den Zeiten heimischer Zerrüttung und wirrer Flucht einen neuen Bräutigam gewählt haben wird. Gewiß, das hätte der Pfarrer gekonnt und er hätte es auch gethan, wenn ihm nicht der Gefährte zuvorkäme. Aber nicht mit dem kömmt er ihm zuvor, was der Pfarrer gesagt hätte, sondern mit einer unsern Mann von Neuem und doch in neuer Art charakterisierenden Erzählung von der früheren Sitte des Werbenlassens durch einen Freiersmann, einer Erzählung, durch deren Inhalt und Ton zugleich von neuem die rhytmische Bewegung eines Auf und Nieder in der Wirkung auf das Gemüth des Hörers gewonnen

wird. Und wie herrlich steigt nun wieder die Welle der Empfindung in uns hoch an durch die Schlußworte des trefflichen Jünglings, der auf alles gefaßt, selber gehen will und sein Schicksal selber erfahren will, aus dem Munde des Mädchens, zu dem er das größte Vertrauen hegt, das irgend ein Mensch nur je zu dem Weibe gehegt hat. Und wenn er nun jetzt die beiden Freunde mit dem Gespann nach Hause fahren heißt, um durch sie wenigstens seine Wahl vor den Eltern rechtfertigen zu lassen, so ist auch wieder für die Senkung der Welle, für eine Mäßigung unseres hoch gehenden Mitgefühls durch die Art gesorgt, wie der Dichter, der hier selbst mit treuherziger Schelmerei eine homerische Redeweise zu verwenden gewußt, diese Rückfahrt in Vollzug treten läßt. Der geistliche Herr hat die dargebotenen Zügel verständig gefaßt und den Sitz des Führers rasch eingenommen;

„Aber du zauderst noch, vorsichtiger Nachbar, und sagtest:
Gern vertrau' ich, mein Freund, Euch Seel und Geist und Gemüth an;
Aber Leib und Gebein ist nicht zum besten verwahret,
Wenn die geistliche Hand der weltlichen Zügel sich anmaßt."

Das tröstende Wort des Pfarrers, der als früherer Reisebegleiter eines jüngeren Barons das Fahren in Straßburg gelernt hat, (wir erhalten dabei zugleich ein kleines Bild früherer glücklicherer Friedenszeiten) vermag freilich den Nachbar nur halb zu trösten, der indeß doch den Wagen besteigt, welcher die beiden Freunde nach Hause entführt.

„Lange noch stand der Jüngling und sah den Staub sich erheben,
Sah den Staub sich zerstreuen; so stand er ohne Gedanken."

Es ist ein wahres Wunder der Poesie, wie das nun folgende Gespräch Hermanns mit Dorothea eingeleitet wird. Zuerst ein sehr ausgeführtes Gleichniß; das einzige in der ganzen Dichtung des weise verfahrenden Dichters, dem die Fülle der Gleichnisse zu Gebote gestanden hätte, ein Gleichniß, in welchem Naturtiefe und Seelenschönheit unsäglich schön verschmolzen sind. Und das Zusammenkommen selbst ist sachlich so schön motiviert, daß wir nur wieder zugleich die feinste und festeste Verkettung anzuerkennen haben. Es haben die unvorsichtigen Menschen alles Wasser getrübt im Dorfe, und so ist Dorothea, wie sie selbst dem fragenden Jüngling erzählt, mit zwei Krügen in den beiden Händen gekommen, und von Neuem für die Wöchnerin, in deren Namen sie zugleich Hermann dankt, ihre freundliche Sorge zu bewähren, indem sie

reines Quellwasser vom Brunnen zu holen ausgegangen. Es ist ein Unendliches von poetischer und zugleich sittlicher Wirkung, was in den folgenden Worten über uns sich ergießt, die schönste, tiefste und zarteste Versinnbildung ihres künftigen Verhältnisses.

„Also sprach sie und war die breiten Stufen hinunter
Mit dem Begleiter gelangt; und auf das Mäuerchen setzten
Beide sich nieder des Quells. Sie beugte sich über zu schöpfen;
Und er faßte den andern Krug und beugte sich über.
Und sie sahen gespiegelt ihr Bild in der Bläue des Himmels
Schwanken, und nickten sich zu, und grüßten sich freundlich im Spiegel."

Ohne daß beide es sich schon zu gestehen wagen, ist in dieser an die patriarchalische Idyllik des ersten Buches Mosis uns erinnernden Stelle schon der Bund der Herzen still und fest geschlossen. Aber um so feiner ist es gedacht, wenn der äußern Schließung desselben noch Verzögerungen in den Weg treten, die doch nur in Seelenschönheit ihren Grund haben und Seelenschönheit aus der Tiefe hervorlocken.

Hingezogen, unwiderstehlich hingezogen fühlt sich Hermann zu Dorotheen und doch auch wieder zurückgehalten. Und so wagt er auch nur in Worten, welche doch nicht den eigentlichen Wunsch ganz unausgedrückt lassen, sie zur Mithülfe für die Mutter in der Wirthschaft einzuladen; und sie hinwiederum, wenn sie auch die angebotene Stellung als die einer bloßen Magd auffaßt, erniedrigt sich doch nicht, indem sie eine solche scheinbar demüthigende Stellung annimmt, sondern gibt nur in der Würde und Ueberlegtheit ihrer Zusage ein neues Zeugniß von der Höhe ihres Wesens, vielleicht auch schon ein Zeichen ihrer Neigung. Auch jetzt noch wagt der Jüngling nicht das Geständniß, das nun doch leichter gewesen wäre, wenn es nicht andererseits durch den jetzt von ihm wahrgenommenen goldenen Ring an dem Finger des Mädchens erschwert würde. Wie sie ihre künftige Aufgabe des Dienens ansieht, das vernehmen wir während des Rückwegs in's Dorf nur mit wachsendem Staunen über den klaren und hohen, den persönlich demüthigen und doch von dem edelsten Selbstgefühl ihres Geschlechtes durchdrungenen Sinn und Geist des edeln Mädchens, welches durch die Idealität seines Wesens auch die alltäglichste Wirklichkeit zu idealisieren, d. h. in ihrer dem gewöhnlichen Auge verhüllten und verkümmerten Wahrheit aufzufassen weiß.

„Dienen lerne bei Zeiten das Weib nach ihrer Bestimmung;
Denn durch Dienen allein gelangt sie endlich zum Herrschen,
Zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gehöret.
Dienet die Schwester dem Bruder doch früh, sie dienet den Eltern,
Und ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen,
Oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für Andere.
Wohl ihr, wenn sie daran sich gewöhnt, daß kein Weg ihr zu sauer
Wird, und die Stunden der Nacht ihr sind wie die Stunden des Tages,
Daß ihr niemals die Arbeit zu klein und die Nadel zu fein dünkt,
Daß sie sich ganz vergißt, und leben mag nur in Andern!
Denn als Mutter, fürwahr, bedarf sie der Tugenden alle,
Wenn der Säugling die Krankende weckt und Nahrung begehret
Von der Schwachen, und so zu Schmerzen Sorgen sich häufen.
Zwanzig Männer verbunden ertrügen nicht diese Beschwerde,
Und sie sollen es nicht; doch sollen sie dankbar es einsehen."

Der nun folgende Abschied, ohne den sie ja von der Wöchnerin nicht scheiden darf, während sie allerdings nach der vollständigen Erfüllung ihrer schweren und freiwillig übernommenen Verpflichtungen vollständig berechtigt ist, für sich selbst in unsicherer Zeit eine sichernde Stellung anzunehmen, — wo gäbe es etwas, das an rührendem Eindruck diesen Abschied überböte, der doch zugleich in seiner reinen Sachlichkeit von aller falschen und weichlichen Rührung so frei ist. Und wie glücklich ist der Schluß des Abschiedes, wenn der Wöchnerin nahe Verwandte, als sie des Mädchens Entschluß vernehmen, Hermann segnen mit bedeutenden Blicken und mit besonderen Gedanken, und wenn die Kinder, die mit Schreien und entsetzlichen Weinen ihr in die Kleider fallend die zweite Mutter nicht lassen wollen, noch glücklich von ihr losgelöst werden, indem ein' und die andere der Weiber die Erinnerung an den Storch geltend macht, jenen uralt germanischen Schutzgeist ehelichen Segens.

„Stille, Kinder! sie geht in die Stadt und bringt euch des guten
Zuckerbrodes genug, das euch der Bruder bestellte,
Als der Storch ihn jüngst beim Zuckerbäcker vorbeitrug,
Und ihr sehet sie bald mit den schönen vergoldeten Deuten.
Und so ließen die Kinder sie los, und Hermann entriß sie
Noch den Umarmungen kaum und den fernewinkenden Tüchern."

Mit einem Male tritt in dem neuen Gesange, dem achten, in welchem, während die sinkende Sonne in Wolken sich tief, gewitter-

drohend, verhüllte, die beiden hohen Gestalten der Stadt zuschreiten, an die Stelle des unmittelbar vorhergehenden mannigfach und laut sich regenden Lebens ein Bild voll ruhiger Größe, entsprechend der inneren Größe der nahenden Entscheidung. Zwar zweifelhaft kann diese uns nicht sein, die Bedingung des Vaters ist ja erfüllt durch den Ausfall der Prüfung, und wenn auch noch unausgesprochen, kann doch die Gegenneigung Dorotheens für uns keiner Frage unterliegen; aber könnte nicht späterhin den Vater doch ein Unmuth anwandeln, wenn die Schwiegertochter seinen Anforderungen, die nun einmal neben den wesentlichen Erfordernissen auch auf ein gefälliges, einschmeichelndes Wesen gerichtet sind, nicht entspräche? Auch von dieser Sorge, auf die wir durch die liebevoll verständige Frage Dorotheens „wie gewinne ich Vater und Mutter?" hingeführt werden, fühlen wir uns vollständig befreit, wenn wir auf die Auskunft, welche Hermann offen und doch nicht unzart über jene uns schon bekannte Schwäche des guten Vaters der Fremden ertheilt, die ihm aus der Brust ein jedes Vertrauen hervorlockt, freudig die Antwort vernehmen, daß sie nicht bloß die Mutter, sondern auch seinen Vater zufrieden zu stellen hoffe, da sie von Jugend auf zu der früherhin in dem französischen Nachbarlande allgemein üblichen Höflichkeit des Benehmens erzogen sei. Es wird damit zugleich das treffliche Mädchen, das uns durch ihre Hoheit sonst in eine zu weite Ferne gerückt geblieben wäre, auf das reizendste und zierlichste vertraulich näher geführt, ohne daß, wenn sie durch Nutzung dieser Gewöhnung den Vater zu gewinnen hofft, die Wahrheit und Aufrichtigkeit ihres Wesens eine Einbuße erleidet, da sie ja sich damit gar keinen künstlichen Zwang anthut. Und von da gleitet die Rede auch zur bedeutendsten Frage fort, in welcher sich für uns schon ihre Herzensneigung verräth.

„Aber wer sagt mir nunmehr: wie soll ich Dir selber begegnen,
Dir, dem einzigen Sohne und künftig meinem Gebieter? —
Also sprach sie und eben gelangten sie unter den Birnbaum."

Es ist der Birnbaum, den wir schon kennen, der wie ein Patriarch von der Höhe herab auf die andern Besitzungen, deren Pflege und künftigem Besitz die Jungfrau entgegen geht, ruhig gebietend hinabschaut. Wie anders, als in der heißen Nachmittagsstunde die Mutter den verzweifelnden Sohn endlich hier auffand, um ihm sein Geheimniß

zu entlocken, und jetzt, wo ein herrlicher Mondglanz, während der letzte Schimmer der Sonne von Gewitternacht gänzlich bedeckt ist, Hermann die freundliche Frage gern in dem Schatten des herrlichen Baumes vernimmt am Orte, der ihm so lieb war, der noch heute die Thränen um seine Vertriebene gesehen. Aber er wagt auch jetzt, indem er ausweichend sie nur an ihr eigenes Herz verweist, kein weiteres Wort, „so sehr auch die Stunde günstig war; er fürchtete nur ein Nein zu ereilen; ach, und er fühlte den Ring am Finger, das schmerzliche Zeichen." Des Mondes herrlicher Schein ist es, der das eine Weile stockende Gespräch wieder in Fluß bringt, indem er die Häuser und Höfe der Stadt und an dem einen Giebel ein Fenster deutlich erblicken läßt, welches alsbald der Jüngling als das seines Zimmers im Dache nicht ohne eine bedeutende, aber noch unverständliche Andeutung bezeichnet,

„Diese Felder," sagt er, „sind unser, sie reifen zur morgenden Ernte,
Hier im Schatten wollen wir ruhn und des Mahles genießen."

Wie beklommen ist ihm und ist auch ihr noch zu Muth, während wir im Stillen ausrufen: Welch ein Morgen, das bald zu einem Heute werdend, den Guten und die Gute erwartet! — Doch das heranziehende schwere Gewitter mahnt zum Aufbruch von dem Sitze, den sie auszuruhen unter dem Baume genommen. Durch das mächtige Korn zum Weinberg gelangt, schreiten sie langsam diesen hinab, die vielen Platten aus rohen Stufen hinunter.

„Aber sie, unkundig des Steigs und der roheren Stufen,
Fehlte tretend, es knackte der Fuß, sie drohte zu fallen.
Eilig streckte gewandt der sinnige Jüngling den Arm aus,
Hielt empor die Geliebte; sie sank ihm leis' auf die Schulter,
Brust war gesenkt an Brust und Wang' an Wange. So stand er
Starr wie ein Marmorbild, vom ernsten Willen gebändigt,
Drückte nicht fester sie an; er stemmte sich gegen die Schwere.
Und so fühlt' er die herrliche Last, die Wärme des Herzens
Und den Balsam des Athems, an seinen Lippen verhauchet,
Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes."

Anspruchslosere sittliche Größe ist nie von einem Dichter geschildert worden. „Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den Jüngling," dieses inhaltsschwere Wort findet hier die reinste und edelste Bestätigung; und daß der Dichter das volle Gefühl davon

gehabt, das spricht sich aus in den hochgeschwungenen und doch von aller Rhetorik freien Worten:

„Trug mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes.“

Anders der Vater in der entsprechenden Scene unmittelbar nach dem Brande, an die wir sofort uns erinnert fühlen: ein Unterschied des Verhaltens, in welchem zugleich der Unterschied der Charaktere, und der Unterschied zwischen Idyllik und hohem Epos sich ausprägt.

Mit zarter Weiblichkeit zugleich den Schmerz kräftig verhehlend, weiß sie durch scherzende Worte der Beklommenheit, welche eine Fortdauer des Momentes hätte hervorrufen müssen, vorzubeugen; scherzende Worte, die doch, indem sie das kleine Mißgeschick auf einen künftigen Verdruß deuten, bald eine Erfüllung finden, durch welche scheinbar das so nahe Ziel gänzlich verfehlt werden soll.

Wie hatte nun wohl der Dichter weiter fortzufahren? — Er geleitet die beiden Wandernden nicht vollends zum Hause, sondern er versetzt uns erst wieder in dasselbe zurück, damit wir dann nicht minder als die Freunde und die Eltern von dem Anblick der eintretenden Beiden in ein frohes Erstaunen versetzt werden; und er läßt es dort natürlich vorher an einer kleinen, aber bedeutenden Scene nicht fehlen; aber er leitet noch außerdem diese Scene, sowie den ganzen Schlußgesang durch eine wohlbedacht bis dahin versparte Anrufung der Muse ein, durch welche sein episches Gedicht, das mit einer derartigen Anrufung beginnen zu lassen er zu pomphaft finden mußte, gleichsam zu seinen griechischen Ahnen, der Ilias und der Odyssee, in Beziehung gesetzt und zugleich durch einen würdigen, aber heitern Ernst dafür gesorgt wird, daß das Gemüth der Hörer nicht, wie das der Handelnden, durch die eintretende Verwirrung beklemmt werde. Das lange Ausbleiben des Sohnes, zumal bei dem Herannahen des Gewitters, das echt sommerlich und nicht ohne eine gewisse Symbolik den heißen Tag schließen soll, hat die Mutter ungeduldig, und die Aeußerung dieser Ungeduld hat den Vater unmuthig gemacht, da durch solche Ungeduld das Uebel nur schlimmer wird. Genügte dieß wohl, oder bedurfte es noch eines Anderen, bevor die Erwarteten eintraten? Auch andere Dichter hätten wohl die Nothwendigkeit empfunden, erst noch dem Apotheker und erst noch dem Pfarrer charakteristische Worte in den Mund zu legen, aber welcher

andere Dichter hätte es wohl vermocht, gerade diese Worte zu finden? Es ist ein köstlicher Humor und es ist ein tiefer Lebensernst, der darin zum Ausdruck kommt. Der Nachbar, der immer bewegliche Nachbar, wird er nicht das Aeußerste von Ungeduld verrathen? Gewiß er müßte es, er würde es, wenn er nicht nach des Dichters köstlicher Erfindung in frühester Jugend durch seinen Vater von aller Ungeduld, die doch in seiner Natur lag, gründlich geheilt wäre, gründlich, aber freilich auch schreckhaft. Wir erfahren, wie der prickelnden Ungeduld des begierig auf die Kutsche wartenden Knaben der Vater auf einmal mit einer Hinweisung auf die Werkstatt des gegenüber wohnenden Tischlers das Bild des Todes entgegengestellt hat durch die Erinnerung an den Sarg, „das bretterne Haus, das den Geduld'gen zuletzt und den Ungeduldigen aufnimmt."

„Alles sah ich sogleich im Geiste wirklich geschehen,
Sah die Bretter gefügt und die schwarze Farbe bereitet,
Saß geduldig nunmehr und harrete ruhig der Kutsche.
Rennen Andere nun in zweifelhafter Erwartung
Ungebärdig umher, da muß ich des Sarges gedenken."

Es ist ein mächtiger, aber ein greller Eindruck, der hierdurch in uns hervorgerufen wird, — es ist ein weisheitsvolles Wort des Pfarrers, welches im Tode uns ein rührendes Bild erkennen läßt.

„Der Vater mit Unrecht
Hat dem empfindlichen Knaben den Tod im Tode gewiesen.
Zeige man doch dem Jüngling des edelreifenden Alters
Werth, und dem Alter die Jugend, daß beide des ewigen Kreises
Sich erfreuen und so sich Leben im Leben vollende."

Das Bild des Todes ist uns bereits durch die Vergegenwärtigung der französischen Revolution, also in außerordentlichen Zuständen erschütternd entgegengetreten, das Bild des Todes, der auch im gewöhnlichen Laufe der Dinge der natürliche Schluß natürlicher Existenz ist, dieses Bild ist es, welches schreckhaft, doch sofort durch versöhnende weise Mahnung gemildert vorgeführt worden, als die Beiden eintreten, deren vollstes Leben erst jetzt beginnen soll. Größer konnte ihr Erscheinen nicht eingeleitet werden, als hier geschehen, größer konnte ihr Erscheinen nicht dargestellt werden, als es nun geschieht.

„Aber die Thür' ging auf. Es zeigte das herrliche Paar sich,
Und es erstaunten die Freunde, die lieben Eltern erstaunten
Ueber die Bildung der Braut, des Bräutigams Bildung vergleichbar;
Ja es schien die Thüre zu klein, die hohen Gestalten
Einzulassen, die nun zusammen betraten die Schwelle."

In seiner Verlegenheit wendet sich Hermann, nachdem er Dorotheen den Eltern mit fliegenden Worten vorgestellt, (hier ist, sagt er, ein Mädchen, so wie Ihr im Hause sie wünschet, — Worte, welche Dorotheen in ihrem Irrthum lassen, ohne doch die Eltern aufzuklären) an den Pfarrer, den er bei Seite zieht und um seine Vermittelung bittet, da das Mädchen als Magd in das Haus einzutreten glaube. Aber indeß hat schon der Vater, dem die künftige Schwiegertochter durch ihre bloße Erscheinung ein Wohlgefallen abgewonnen, durch den behaglichen Scherz, der aber ihr als Spott erscheinen muß, daß wohl auch sie seinem Sohne gern gefolgt sein möge, die Reizbare schwer verletzt und sie äußert ihre Empfindlichkeit über den bittern, mitleidslosen Spott; der Geistliche, auf ein Winken des bangen Hermann, tritt heran, aber, (und hierin liegt eine neue Verzögerung des Ausgangs), nicht um gleich die Verwirrung zu lösen, sondern vielmehr, „das bewegte Gemüth zu prüfen des Mädchens," denn er ist ja nicht Zeuge gewesen der köstlichen Worte, in welchen sie selbst gegen Hermann die Pflicht des Weibes von früh an als die des Dienens bezeichnet hat, wodurch allein sie endlich zum Herrschen gelange, „zu der verdienten Gewalt, die doch ihr im Hause gebühret." Allerdings aber hebt er, durch das eben Geschehene veranlaßt, noch eine Seite hervor, welche das eigentliche Dienen in einem fremden Hause zu einer besonders schweren Last macht, nämlich daß auch die Laune des Herrn, die Heftigkeit der Frauen, der Kinder Unart zu tragen seien, und dazu scheine sie nicht geschickt, da sie schon von den Scherzen des Vaters so tief getroffen werde, und doch nichts gewöhnlicher vorkomme, als ein Mädchen zu plagen, daß wohl ihr ein Jüngling gefalle. Auf diese treffende Rede vermag Dorothea sich nicht mehr zu halten. Sie gesteht, daß sie jene Scherze zu tragen gerade deßhalb außer Stand gewesen, weil sie wirklich seit der ersten Begegnung Liebe für Hermann empfunden und die leise Hoffnung gehegt habe, wenn sie durch treues Dienen dereinst des Hauses unentbehrliche Stütze würde, seinen Besitz sich vielleicht zu verdienen. Jetzt

sei sie durch einen Zufall zur Besinnung zurückgeführt; jetzt fühle sie, wie unmöglich jenes sei, und wie unmöglich zugleich es ihr fallen werde, die heimlichen Schmerzen um ihn, wenn er bald eine Braut in's Haus führe, zu tragen. Deßhalb sei sie nunmehr fest entschlossen, im Augenblick das Haus wieder zu verlassen, trotz des tobenden Unwetters, dessen Unbilden sie ja schon auf der traurigen Flucht und verfolgt vom Feinde habe tragen müssen. — Durch diesen Entschluß ist sie gerechtfertigt, wenn sie das Geheimniß ihrer Liebe offen ausgesprochen, durch welche jene Empfindlichkeit sich vollkommen erklärt. Und eben will sie rasch sich entfernen, als die Mutter sie staunend zurückhält, die ja ihres Sohnes Verlobte sei. Der Vater dagegen, ärgerlich über diese unleidliche Wendung, womit er sich für seine höchste Nachsicht noch am Schlusse des Tages belohnt sieht, will, um nur das wunderliche Beginnen nicht mehr mit anschauen zu müssen, zu Bett gehen, wird aber vom Sohne zurückgehalten, der sich als schuldig an aller Verwirrung bekennt, die unerwartet der Freund noch durch Verstellung gemehrt hat, und unmuthig fordert er diesen auf: „Häufet nicht Angst und Verdruß; vollendet lieber das Ganze." Aber lächelnd weis't der Pfarrer Hermann darauf hin, daß ja gerade durch diese Prüfung der Guten ihr schönes Bekenntniß entlockt sei, und daß jetzt Hermann selber zu reden habe. So eröffnet denn dieser der Geliebten sein Herz und wie Alles gekommen.

„Laß dich die Thränen nicht reun, noch diese flüchtigen Schmerzen;
Denn sie vollenden mein Glück und, wie ich wünsche, das Deine.
Nicht das treffliche Mädchen als Magd, die Fremde zu dingen,
Kam ich zum Brunnen; ich kam, um deine Liebe zu werben.
Aber, ach! mein schüchterner Blick, er konnte die Neigung
Deines Herzens nicht sehen; nur Freundlichkeit sah er im Auge,
Als aus dem Spiegel du ihn des ruhigen Brunnens begrüßtest.
Dich in's Haus nur zu führen, es war schon die Hälfte des Glückes.
Aber nun vollendest du mir's! O sei mir gesegnet!"

Auf die wonnevolle Entdeckung weiß das Mädchen, indem sie den Vater herzlich und zugleich mit anmuthiger Sitte um Verzeihung bittet, diesen zu versöhnen und unzweifelhaft sein Wohlgefallen auch für alle Zukunft sich zu sichern, indem sie gerade dadurch nebenbei eine Eigenschaft an den Tag legt, welche der Vater so ungern missen würde. Jetzt zieht der Pfarrer von dem Finger des Vaters den Trauring, „nicht so leicht, er war vom rundlichen Gliede gehalten," — dieser einzige

Vers verräth den Meister epischer Poesie, der bei wärmster Theilnahme an den Leiden und Freuden des Herzens doch immer noch das Auge offen hat für Nebenumstände, wenn sie zur Anschaulichkeit beitragen, und ich denke, das rundliche Glied malt uns zugleich eine behagliche Körperfülle des Gastwirthes; — dann nimmt er auch den Ring der Mutter und spricht den Segen der Verlobung aus mit schlichten, aber gehaltvollen Worten; — „und es neigte sich gleich mit Segenswünschen der Nachbar.“ Diese Segenswünsche selbst uns mitzutheilen hütet sich der weise Dichter, denn entweder hätten sie nichts Charakteristisches gehabt, oder, wenn sie es gehabt hätten, so wäre der Anflug von Komik für diesen Moment störend gewesen. Das war auch mit ein Grund, weßhalb zu Anfang des Schlußgesanges, als man noch den beiden Außenbleibenden entgegenharrt, der Dichter dem Apotheker, den er doch nach der Rückkehr aus dem Dorfe nicht ganz durfte schweigen lassen, noch eine längere Rede in den Mund zu legen hatte, mit der sich dessen Charakter auch in der That abschließt, da sich in ihr das etwas wunderliche Wesen des guten Mannes auch aus der Wunderlichkeit seiner Erziehung miterklärt.

Das Ziel ist erreicht, die Liebenden sind vereint, also mußte ja wohl die Dichtung schließen? Mit Nichten. Das wäre doch der unrechte Schluß, denn damit träte die Dichtung, die einen Aufschwung in das hohe, heroische Epos genommen, wieder auf die bescheidene Stufe bürgerlicher Idyllik zurück. Zu dem wahren Schluß, der uns bei dem Eintritt dieser bürgerlichen und in friedlichen Zeiten idyllischen Existenz dennoch auf der erreichten Höhe hält, ja das Ganze sogar erst zu dem höchsten Gipfel emporhebt, führt derselbe Ring, den das Mädchen an der Hand trägt, und der schon bisher so bedeutend geworden, da er wesentlich dazu beigetragen, daß Hermann die ihm ohnehin durch seine zarte Schüchternheit erschwerte Erklärung früher zu geben sich nicht hat entschließen können. Mit freundlich scherzenden Worten fragt der Pfarrer, wie es mit diesem Verlobungsringe zugehe. Und mit einem Male gelangen wir auf jene höchste Höhe. Mit tiefer Rührung gedenkt Dorothea des Bräutigams, den seine Freiheitsliebe und seine Lust, im neuen veränderten Wesen zu wirken, nach Paris getrieben, wo er Kerker und Tod fand. Mag man es Freiheitsschwärmerei nennen, Freiheitsschwindel ist es nicht gewesen, was ihn getrieben, die Gefahr in jugendlicher

Kühnheit aufzusuchen, nicht bloß mit männlichem Muthe sie zu erwarten. Dafür bürgt der erhabene Abschied, den er von der Braut genommen. Er hat gewußt, welche Alles erschütternde Bewegung die Welt ergriffen; er hat gewußt, daß er nicht darauf rechnen durfte, Dorotheen wiederzusehen; ja sein Denken und Empfinden in jenem geweihten Momente weist auf eine tiefe religiöse Grundstimmung in ihm hin.

„Nur ein Fremdling, sagt man mit Recht, ist der Mensch hier auf Erden;
Mehr ein Fremdling als jemals ist nun ein jeder geworden.
Uns gehört der Boden nicht mehr, es wandern die Schätze;
Gold und Silber schmilzt aus den alten heiligen Formen;
Alles regt sich, als wollte die Welt, die gestaltete, rückwärts
Lösen in Chaos und Nacht sich auf, und neu sich gestalten."

Er hat gewußt, daß, wenn er dereinst über den Trümmern dieser Welt Dorotheen wiederfindet, sie beide erneute Geschöpfe sein werden, umgebildet und frei und unabhängig vom Schicksal. Aber er hat sie nicht unbedingt, wie sehr er auch sein schwebendes Bild immer zur Stärkung in allem Geschick in ihrem Herzen bewahrt wünscht, er hat sie nicht unbedingt an sich binden wollen, vielmehr sie von äußerlicher Pflicht, die keinen Inhalt mehr hätte, nach seinem Tode losgesprochen:

„Locket neue Wohnung dich an und neue Verbindung,
So genieße mit Dank, was dir das Schicksal bereitet."

Nur daß sie auch dann sich einen hohen Sinn bewahren möge. Der Worte des Edeln, der ihr nie wieder erschienen, sie hat ihrer oft, als sie Alles verloren, gedacht, sie muß ihrer auch jetzt gedenken, da ihr ein neues Glück von der Liebe bereitet und die herrlichsten Hoffnungen aufgeschlossen sind. Noch jetzt im Arme ihres Hermann bebt sie;

„so scheint dem endlich gelandeten Schiffer
Auch der sicherste Grund des festesten Bodens zu schwanken." —
Also sprach sie und steckte die Ringe neben einander.

In der That hört sie nicht auf dem Verstorbenen anzugehören, indem sie dem Lebenden angehört. Gehört doch der Verstorbene selbst ihnen, den Lebenden, an, indem er als ein Opfer, das mit freier Wahl der Idee gefallen, wie ein geistiger Hort über dem neuen Bunde schwebt, der in die Wirbel und Brandungen neuer furchtbarster Weltgeschicke hineingezogen werden kann. Aber er gehört dem Bunde auch an, weil

Hermann wie zu einem geistigen Bruder des erhabenen Jünglings herangereift ist; ein Bruder durch sittliche Ebenbürtigkeit bei wesentlicher Verschiedenheit der Natur. Die allgemeine Erschütterung hatte jener tief empfunden, hatte in sie freithätig eingreifen wollen und war, weil er mit dem erhabenen Enthusiasmus des Jünglings die wahre Freiheitsidee gegen die verzerrte falsche Freiheitsidee in freithätiger Entgegenstellung vertreten hatte, zum Märtyrer eines hochgeschwungenen Idealismus geworden. Und er hatte gewußt, was er unternahm, ihm war es erschienen, als ob durch jene Welterschütterung Alles unter den Füßen schwanke. Der noch deutschere Hermann aber sprach mit edler männlicher Rührung:

„Desto fester sei bei der allgemeinen Erschütt'rung
Dorothea, der Bund. Wir wollen halten und dauern,
Fest uns halten, und fest der schönen Güter Besitzthum.
Denn der Mensch, der zur schwankenden Zeit auch schwankend gesinnt ist,
Der vermehret das Uebel und breitet es weiter und weiter;
Aber wer fest auf dem Sinne beharrt, der bildet die Welt sich."

Schwankend war auch jener Bräutigam nicht gesinnt gewesen, und schwankend ist auch Dorothea nicht gesinnt. Aber dem jugendlichen Enthusiasmus gegenüber, welcher die Gefahr aufgesucht, erhebt sich die Ruhe des schlichteren, aber zum vollen Manne heran gereiften Hermanns doch noch zu größerer Höhe. Und Dorothea, welche noch in seinem Arm erbangend auch als Heldin doch das Weib nicht verleugnet, hat sich nicht geirrt, wenn sie begehrt hat, sich an ihn zu schmiegen, das starke Weib an den stärkeren Mann.

Welch eine Dichtung in welch einer Zeit! Schon in ihr hätten diese Worte Hermanns, und hätten noch mehr die folgenden eine Losung sein können und sein sollen für die Deutschen jener Zeit:

„Nicht dem Deutschen geziemt es, die fürchterliche Bewegung
Fortzuleiten, und auch zu wanken hierhin und dorthin.
Dieß ist unser, so laß uns sagen und so es behaupten!
Denn es werden noch stets die entschlossenen Völker gepriesen,
Die für Gott und Gesetz, für Eltern, Weiber und Kinder
Stritten und gegen den Feind zusammenstehend erlagen.
Du bist mein; und nun ist das Meine meiner als jemals.
Nicht mit Kummer will ich's bewahren und sorgend genießen,
Sondern mit Muth und Kraft. Und drohen dießmal die Feinde,
Oder künftig, so rüste mich selbst und reiche die Waffen.

Weiß ich durch dich nur versorgt das Haus und die liebenden Eltern,
O so stellt sich die Brust dem Feinde sicher entgegen,
Und gedächte jeder wie ich, so stünde die Macht auf
Gegen die Macht, und wir erfreuten uns alle des Friedens."

Und zu einer Prophetie sind sie nochmals geworden, als mancher deutsche Jüngling und als mit dem Krieger der Mann des friedlichen Erwerbs, mit dem Ungelehrten der Gelehrte, mit dem Bauer und dem Adeligen der Bürgersmann und darunter auch mancher eben Verlobte, mancher neu Vermählte die Brust dem Feinde sicher entgegenstellte. Eine Losung hätten sie sein sollen schon, als der Dichter sie aussprach, eine Losung können und sollen sie sein für eine vielleicht nahe Zukunft, damit durch das Wort unsers Göthe vorgebeugt werde, daß unsers Schillers Johanna, unsers Schillers Tell nicht wieder zur Losung für heilige Schlachten gegen einen bereits eingedrungenen Feind zu werden brauche. Eine Losung kann und soll die Dichtung unsers Göthe immerdar sein zu frischer und geordneter Thätigkeit bürgerlicher Kräfte auf Grund deutscher Liebe, deutscher Familiensittlichkeit, und eine Losung zu schlichter Vaterlandsliebe, die, wenn es sein muß, sich thatkräftig bewähre in heiligen Schlachten gegen einen Feind, schon wenn er eindringen will.

Ueber diesen deutschen Bürgerssohn an sittlichem Werthe sich zu stellen, wer, und wenn er der begabteste wäre, dürfte es wagen? Geworden ist er nichts anderes, als was er schon war, aber er war, was er jetzt geworden, früher nur im Keime, und er ist, was er jetzt geworden, nur durch die Liebe geworden, der alte Hermann ein neuer, der unaufgeschlossene unfreie Jüngling zum aufgeschlossenen freien Manne; zum ganzen vollen Manne und zum echten deutschen Bürgersmanne. Und dieß alles ist er geworden durch die Liebe, durch eine hohe heilige Liebe zu einer durch große Geschicke zu hoher heiliger Weiblichkeit entwickelten Jungfrau; also daß am Schlusse eine wahre Unendlichkeit der Bedeutung uns aus dem Worte anspricht:

Wahre Neigung vollendet sogleich zum Manne den
Jüngling.

## Die Idee der Wahlverwandtschaften von Göthe.

Durfte Göthe es wagen, die Poesie überhaupt ein weltlich Evangelium zu nennen, so muß es auch gestattet sein, des Dichters Wahlverwandtschaften ein weltliches Evangelium zu nennen, dessen Inhalt und Grundgedanke die Heiligkeit der Ehe ist. Auch dem Christenthume ist die Ehe ein Heiliges, aber in unendlicher Höhe über der Wirklichkeit hinschwebend, geht es auf die Naturbasis der Ehe nicht weiter ein, oder neigt sich in immer sich steigernder Einseitigkeit dahin, diese Naturbasis als ein an sich verwerfliches, als ein höchstens zu duldendes anzusehen. Und doch — jede noch so berechtigte einer höheren Welt entstammende, die niedere Welt zu regeln bestimmte Idee, wenn sie der Naturbasis entbehrt, ist für den Menschen etwas zufälliges. Aber alle wahrhaften Ideen sind auch — mit freilich nur durch den sittlichen Genius der Wahrnehmung zugänglich gemachten Banden — mit der Naturbasis des Menschen, mit der natürlichen Wurzel seines geistigen Daseins verbunden.

Dieß für die Ehe anschaulich zu machen, war des Dichters Streben in den Wahlverwandtschaften. Wer hat mehr als Göthe, der sich seines Wesens so bewußt war, daß er ja selbst als seine dauernde Neigung bezeichnet hat „Herzensirrung zu berichten," gerade die sinnliche, sittliche Natur der Liebe beobachtet und an sich selbst erlebt und erfahren? Schon im ersten seiner größeren Werke, wie bedeutend ist darin das eheliche Verhältniß Götzens und seiner Ehefrau, das Liebesverhältniß Mariens und Weißlingers, Adelheids und Weißlingers, Adelheids und Franzens! wie mächtig und zertrümmernd der Zusammenstoß unbezwinglicher Leidenschaft mit der Festigkeit der Ehe im Werther! welches Glück erwartet nach so manchen Verirrungen seinen Wilhelm Meister, nachdem er von der unrichtigen Wahl zur richtigen hingeführt worden! und welche stille Glorie umgibt jenes höchste Bild eines echten deutschen jungen Bürger-Paares, seinen Hermann und seine Dorothea!

In den Wahlverwandtschaften kehrt das Thema, das er so oft und öfter als ich genannt, behandelt, das selbst in der Iphigenie den ersten Anstoß zur Handlung gibt — Liebe und Ehe kehrt wieder —

mit ergreifender Tiefe aufgefaßt und durchgeführt mit der vollsten dichterischen und sittlichen Reife, und in Verbindung zugleich gesetzt mit der erlesensten Weisheit tiefsinniger, seit vielen Jahren emsig und treu gepflegter Naturbetrachtung.

Der Naturtrieb ist es, der auch edle Naturen gegen die Heiligkeit der Ehe anzukämpfen verleiten kann, aber der Frevel gegen die Ehe findet seinen Rächer in dem Naturtriebe selbst und in dem Naturdrange, sich von natürlicher Verirrung zur reinen Höhe der Anerkennung der Ehe wieder zu erheben. Lange ehe die Emancipation des Fleisches, die schon im vorigen Jahrhunderte offen genug verkündet worden und in unserm Zeitalter von neuem sich geltend zu machen den Versuch wagte, lange zuvor ist sie von Göthe, dem angeblichen Diener der Sinnenlust, mit der erhabensten Vereinigung von Strenge und Milde gerichtet und verurtheilt. Mit Strenge, denn die Antastung führt zum tragischen Untergange, mit Milde, denn sie führt — wir wollen und dürfen uns nicht scheuen es auszusprechen — zur Heiligwerdung, zur Canonisation Ottiliens.

---

Die beiden ersten Capitel führen den Zutritt des Hauptmanns zu dem kleinen Kreise trotz aller entgegenstehenden Bedenken herbei, die drei folgenden thun dasselbe für den schon vorbereiteten Ottiliens, von wo ab dann der Entwicklung desjenigen Spieles moralischer Anziehungs- und Abstoßungskräfte Raum gegeben ist, welches auch in der moralischen Welt sich geltend macht, wenn nicht eine höhere Sittlichkeit dem Walten natürlicher Triebe gebietet.

Die Reife des Dichters bewährt sich schon in den beiden ersten Capiteln in der Kunst, mit welcher die Vorgeschichte der vier Hauptpersonen eingewoben, sowie deren Charaktere mehr oder minder vollständig, aber immer schon ganz sicher und bedeutungsvoll gezeichnet werden, und endlich aus dem bisher Geschehenen und aus den Charakteren die verhängnißvolle Erweiterung des anfänglich uns entgegentretenden Kreises abgeleitet wird. Das Verhängnißvolle, welches durch das Werk hindurchgeht, kündigt sich dabei schon hier dadurch an, daß — was ganz vortrefflich gedacht ist — anfänglich Charlottens abwehrendes Bemühen zu gelingen scheint, wogegen es freilich nachher in Folge theils ihres Mitgefühls für Ottilien, theils der Reden Mittlers, endlich des

Briefes vom Hauptmann doch noch in Einwilligung, wenn auch zunächst nur auf Zeit umschlägt. Zugleich ist das später vorübergehende, ich möchte sagen vorüberrauschende, zur contrastierenden Hervorhebung Ottiliens vortrefflich geeignete Erscheinen Lucianens so wie das bedeutendere, ganz eigentlich tragisch wirkende Eingreifen Mittlers trefflich vorbereitet. Und selbst die Figur des Gärtners ist in dem mit sparsamer Kunst entworfenen und ausgeführten Seelengemälde nicht eine ganz gleichgültige, da an späterer Stelle sein Wiederauftreten dem gänzlich geänderten Stand der moralischen Verhältnisse gleichsam als ein äußerer Messer dient.

Alle diese Fäden werden mit so leichter Hand und doch so fest geschlungen, daß uns gleich im Beginn das Gefühl dichterischer Kunstreife und vollendeter Sicherheit wohlthuend überkommt. Hier ist keine Spur von bloßem Dilettantismus eines noch so glücklichen Talentes, noch auch von gährendem Naturalismus des noch läuterungsbedürftigen Genius: dichterische Vollkraft und Vollreife durchdringt und beseelt alles bis hinein in die kleinsten Partieen.

Wieder eine zusammengehörende Gruppe bilden die drei folgenden Capitel, welche, wie schon bemerkt, das Hinzutreten einer vierten Person, Ottiliens, nicht mehr bloß einleiten, sondern wirklich herbeiführen.

Bringt man sich den reichen Gehalt dieser Gruppe zum Bewußtsein, so ist auch sogleich klar, wie viel damit gewonnen ist, daß nicht etwa Ottilie gleichzeitig mit dem Hauptmann zu dem anfänglichen Kreise hinzutritt. Denn offenbar wäre dann der Dichter in ein arges Gedränge gerathen. Entweder er hätte von dem Gehalte dieser drei Capitel Vieles aufopfern müssen, oder es wäre eine der Klarheit der Entfaltung nachtheilige Ueberfüllung, ein Durcheinander der zu rasch vervielfältigten Fäden des Gewebes entstanden, statt doch jetzt, wo zunächst erst Ein neuer Faden durch die Einführung des Hauptmanns eingewoben wird, in reicher Fülle, in klarster Folge, in ruhiger Stetigkeit sich die Handlung vorwärts bewegt. Die Charaktere exponieren sich weiter, namentlich der des Hauptmanns und späterhin der Ottiliens, welche bisher nur in allgemeineren Umrissen gehalten sein konnten. Letzteres geschieht durch die eingehendere Schilderung aus der Pension, ersteres durch die mancherlei Thätigkeiten, welche mit dem Erscheinen des Hauptmanns ganz dessen vorher geschildertem Charakter gemäß zum Vorschein kommen, sowie durch die von seinem Thun veranlaßten Unter-

redungen. Durch beides wird zugleich das Künftige mannigfach vorbereitet, — der Bau auf der Höhe, die Arbeit an den Teichen, die Rettungsanstalten für Ertrunkene, alles dieß, was späterhin so wichtig wird, bereitet sich vor, oder wird schon hergestellt. Wie aber soll man die Unterredung der drei über die Wahlverwandtschaften genug rühmen, welche ein Höchstes von künstlerischem Ensemble darstellt, indem sie zugleich die Charaktere Eduards und Charlottens noch mit neuen, und mit den schon bekannten doch so schön zusammenstimmenden Zügen bereichert, (Eduards Ungeduld, Charlottens Selbstbeherrschung u. s. f.) die drohende Gefahr, ohne daß sie von Jemand außer ganz vorübergehend und nur bei Gelegenheit eines doch nicht bedeutungslosen Nebenumstandes (des Kopfwehs, an welchem Eduard, wie Ottilie, nur auf entgegengesetzter Seite, leiden) vom Hauptmann bemerkt wird, den achtsameren Leser bestimmter vorführen, und zugleich die Grundidee in ihrer allgemeinsten Gestaltung andeuten. Freilich ist hier ein Mißverständniß möglich und nur zu oft vorgekommen, doch ohne Schuld des Dichters. Denn wenn auch in jener Unterhaltung chemische Verhältnisse und Erscheinungen als Gegenbild moralischer ausgesprochen werden, so geschieht dieß doch nicht so, daß die Naturnothwendigkeit auch als unbedingt über das Menschenherz gebietende blinde Gewalt gelten soll, sondern besonnen läßt der Dichter die besonnene Charlotte ausdrücklich ermäßigend sagen: „Aber der Mensch ist doch um so manche Stufe über jene Elemente erhöht," womit denn der sittlichen Freiheit und Selbstbestimmung der Vorrang vor dem freilich thatsächlich nur zu mächtig zwingenden Naturtriebe im Menschen zuerkannt wird. Und wie zwanglos und natürlich ist diese inhaltsschwere theoretische Unterhaltung herbeigeführt durch den Zusammenhang, in welchen sie mit der jetzigen praktischen Geschäftigkeit mit Eduards Besitzung und mit Charlottens Lernbedürfniß gesetzt ist! wie anmuthig und in wie gefälligem Wechsel der Betheiligung der drei Sprechenden am Gespräche ist sie durchgeführt, ein Meisterstück eines didaktischen Dialogs, wie es deren wohl nicht weiter gibt.

Und doch ist hiermit der Werth und die Bedeutsamkeit dieser drei Capitel noch nicht erschöpft. Ihr höchstes Gewicht erhalten sie vielmehr erst durch die Veränderung in den Verhältnissen der handelnden Personen, welche hier theils schon vor sich geht, theils gerade durch sie vorbereitet wird. Denn wenn es galt, späterhin Eduard von Charlotte

weg zu Ottilie hingezogen werden zu lassen, so wird dieß hier auf das feinste dadurch eingeleitet, daß überhaupt Eduard nur erst von Charlotte hinweg zu einer dritten Person hingezogen wird, ohne daß ihn deßhalb ein Vorwurf träfe. Es ist der Mann, der Gast, der Freund, der treue und an Einsicht überlegene Berather und Helfer, dem sich hinzugeben ja wohl ganz unverfänglich ist. Aber von der unverfänglichen Untreue — daß wir dieß Wort nur immerhin brauchen, — ist zu der verfänglichen der Uebergang weit leichter, und jedenfalls entschuldbarer, als ohne solche Vermittelung. Andererseits bereitet sich auch ein Verhältniß zwischen dem Hauptmann und Charlotte vor, und gerade auf höchst geistreich gedachte Weise durch einen immerhin mit Anerkennung verbundenen Tadel, den der Hauptmann in freilich nicht gerechtfertigtem Vertrauen auf dessen Verschwiegenheit gegen Eduard über Charlottens Parkverschönerungen ausspricht. Zwar scheint, als Charlotte diesen Tadel doch erfährt, der Hauptmann ihr durch die Aufregung weiblicher Empfindlichkeit ferner gerückt, eben damit aber auch alle Gefahr beseitigt werden zu müssen. Aber da eine Neigung zwischen den beiden durch Besonnenheit und Charakter ausgezeichneten Personen nur aus Achtung erwachsen kann, so schlingen sich, gerade weil Charlotte jenen Tadel doch als gerechtfertigt und als Beweis überlegener männlicher Einsicht bei sich anerkennen muß, unbewußt die ersten Fäden eines Gewebes, welches das eine Paar in der chemisch-ethischen Wahlverwandtschaft bildet. Schon bedenklicher konnte das nach reiflicher Erwägung so nothwendig als bequem befundene Zutreten Ottiliens stimmen, wie denn auch in dem Hauptmann eine leise Ahnung vorübergehend aufsteigt; aber diese Aeußerung dient nur dazu, durch ein lebhaftes Aufwallen von Eduards noch nicht gefährdeter herzlicher Liebe zu Charlotten jeden Gedanken an eine Gefahr als ganz unbegründet erscheinen zu lassen, und vielmehr durch den schon früher einmal von Charlotten geäußerten, jetzt von Eduard scherzweise wieder aufgenommenen Gedanken an eine Gefahr für das Herz des Hauptmanns die drei befreundeten Personen von dem Gedanken an die nahe Gefahr abzulenken und in recht unbefangene Sorglosigkeit einzuwiegen.

Die drei nächsten Capitel dagegen stellen uns das allmähliche Werden nicht befürchteter und doch nicht abzuwehrender Neigungen dar. So wenig ist die anfängliche Empfindlichkeit Charlottens über des Haupt-

manns Tadel, um dessentwillen sie, wie dieser meint, mit den beiden Männern trutze, von Dauer, daß sie vielmehr durch die tägliche Wahrnehmung seines ernsten und bestimmten Sinnes, und durch gemeinsame Thätigkeit in der Herstellung zweckmäßiger und zum Nutzen der ganzen Besitzung, wie zur Verschönerung dienender Anlagen ihm näher gerückt, sogar einen schönen von ihr besonders ausgeschmückten Ruheplatz ganz gelassen zerstören läßt, ohne auch nur die mindeste unangenehme Empfindung dabei zu haben. Sehr fein gedacht ist es wieder vom Dichter, daß er die weitere Entwicklung einer entsprechenden Neigung Eduards zu Ottilie gerade von diesem Näherrücken des Hauptmanns und Charlottens abhängig macht: glücklicher konnte er nicht die Schuld des Hauptpaares mildern, und überaus schön ist es, daß der erste entschiedenere Ausbruch der Empfindung Eduards aus einer nicht unbegründeten zarten Besorgniß erfolgt, daß das Brustbild ihres Vaters, das sie auf ihrer Brust trägt, leicht einmal ihrer Gesundheit einen unberechenbaren Schaden bringen könne, überaus schön die Art, wie sich Ottilie seinem Wunsche fügt. Die Bedeutsamkeit dieses Momentes hat der Dichter selbst nicht unterlassen hervorzuheben. Eduard war, als wenn ihm ein Stein vom Herzen gefallen wäre, als wenn sich eine Scheidewand zwischen ihm und Ottilie niedergelegt hätte. Schon lebhafter flammt dann die Neigung auf, als bei der durch den weiten und beschwerlichen Spaziergang veranlaßten Berathung über eine neue Anlage Ottilie einen Vorschlag macht, der den bisherigen Plan weit hinter sich läßt. Selbst der Hauptmann geht auf den Gedanken ein, zu dessen Verwirklichung auch sofort die nöthigen Anstalten mit um so mehr Eifer von ihm getroffen werden, als die Legung des Grundsteins Gelegenheit bietet, Charlottens Geburtstag festlicher zu feiern. In der Wiederaufnahme schon früher eingewebter Motive, (Eduards Unbehagen, beim Vorlesen sich in's Buch sehen zu lassen, und seine Art, die Flöte zu spielen,) weiß der Dichter die wachsende Annäherung Eduards und Ottiliens trefflich zu vergegenwärtigen und aus der Stellung, welche der Hauptmann und Charlotte zu einander annehmen, der Beschäftigung, über sich selbst zu wachen, welche ihnen daraus erwächst, es glücklich abzuleiten, daß sie nicht frühzeitig jenem Verhältniß zu begegnen suchen.

Das neunte, zehnte und eilfte Capitel bilden die nächste zusammengehörige Gruppe. Bedeutende Momente der Handlung hat der Dichter

bedeutsam an wichtige Lebenstage der handelnden Personen geknüpft. So fand der Eintritt des Hauptmanns an seinem und Eduards gleichzeitigem Namenstage statt, und wenn dieß eine Zufälligkeit war, so geschieht es jetzt mit Absicht, daß die Grundlegung zu dem Hause, welches der Hauptpunkt in den neuen für die Entwicklung der Handlung so verhängnißvollen Anlagen werden sollte, an Charlottens Geburtstag erfolgt. Wichtiger ist jedoch noch, daß an demselben Abende die Nachricht von dem Besuche eines Paares eintrifft, welches so wenig die Ehe als einseitiges Verhältniß anzusehen gewohnt ist, daß der vorher eingetroffene Mittler sofort verdrießlich das Haus verläßt, um nur mit jenen nicht zusammenzutreffen. Und in der That, kann es keinen schneidendern Contrast geben, als zwischen der begeisterten Verherrlichung der Ehe, welche wir aus Mittlers Munde vernehmen, und der frivolen weltmännischen Ansicht des Grafen, welche leider auch Ottiliens reinen Ohren nicht entzogen bleibt. Denn wenn jener, obgleich von keinem kirchlichen, sondern von einem rein menschlichen Standpunkte aus, und dennoch nicht minder bestimmt und entschieden die Unauflöslichkeit der Ehe behauptet, so trägt der Graf, wenn auch aus dem Munde eines Andern, doch mit eigener Billigung und nicht ohne Bitterkeit gegen die der Auflösung ehelicher Verhältnisse entgegenstehende Hindernisse, Ansichten vor, die von vornherein die Ehe nur auf Zeit geschlossen, ja erst die dritte Ehe, gleichsam zur Strafe unwiderruflich gemacht sehen möchten. Es liegt für den, welcher den Gang des Romans übersieht, am Tage, wie sehr die Ansicht Mittlers mit der eigentlichen Intention des Dichters und mit der späteren Ansicht Ottiliens zusammenstimmt, welche freilich erst durch ein tragisches, durch ihre Schuld veranlaßtes Ereigniß vermittelt ist, und wie sehr dagegen die des Grafen den Wünschen Eduards entgegenkommt, wie ferner der Hauptmann und Charlotte zunächst zwar keine zustimmende, doch aber auch nicht schlechthin ablehnende Stellung dazu einnehmen, und wie endlich für die nächste Zeit Ottilie, wie auch Charlotte fürchtet, allerdings durch ein solches zu freies Gespräch, das einen strafbaren oder halbstrafbaren Zustand als einen gewöhnlichen, gemeinen, ja löblichen behandelte, (und dahin, erklärt der Dichter ausdrücklich, gehöre doch gewiß alles, was die eheliche Verbindung antastet) in ihrem Innern gefährdet werden mußte. Wenn nun dieses scheinbar episodische Erscheinen des Grafen und der Baronesse durch die dreiste

Unbefangenheit in der Darlegung frivoler Ansichten über die Ehe, wie durch deren persönliches Verhältniß zu einander eine den geheimen Wünschen der vier Hauptpersonen entsprechende, freilich der sittlichen Bedeutung der Ehe nicht angemessene Lösung der Verwirrung in Aussicht stellt, so wird doch andrerseits durch ein unabsichtliches Bemühen des Grafen, ein absichtliches der Baronesse eine Wendung eingeleitet, die durch Entfernung des Hauptmanns und Ottiliens alles wieder zurecht zu rücken, den alten Zustand wieder herzustellen verspricht. Die Tiefe des ethischen Wesens, wie des künstlerischen Vermögens unsers Dichters verräth sich jedoch darin, daß er keineswegs auf einem solchen Wege die Lösung weder nach der einen, noch nach der andern Seite hin herbeiführt. Vielmehr läßt er im engsten Zusammenhange mit jenen frivolen Erscheinungen die Sinnlichkeit selbst sich ihr eigenes Grab graben durch eine Erfindung, wie sie sich trefflicher nicht denken läßt. Die durch die Nähe des frivolen Jugendgenossen, durch reichlicheren Genuß des Weines und durch Hoffnung auf Ottiliens Besitz aufgeregte Sinnlichkeit Eduards, die bei der Gewißheit von des Hauptmanns baldigem Weggange mit voller Gewalt über Charlotten hereinbrechende Macht der Leidenschaft, führen zu einer Umarmung des Ehepaares, die Eduard später selbst statt als Erfüllung der Ehe als deren Bruch bezeichnen und verdammen muß.

Dieses Ereigniß und seine Folge, die Geburt eines Kindes, sodann späterhin der Tod des Kindes, — immer also das Kind, wie es einem Sinnentaumel seinen Ursprung verdankt und wie es durch einen Sinnentaumel seinen Untergang findet, bildet den tragischen Mittelpunkt des Ganzen.

Zunächst freilich läßt es sich so an, als ob, wenn auch unter großen inneren Schmerzen der alte glücklichere Zustand wieder gewonnen werden würde.

Den Tag nach jener nächtlichen Scene verirrt sich, während zu der nämlichen Zeit Eduard die unselig-selige Gewißheit einer auf innerster Vorherbestimmung begründeten Liebe Ottiliens erhält, der Hauptmann, so viel Gewalt der ernste, charaktervolle Mann sonst über sich ausübt, zu einem Ausbruch seiner tiefen und starken Neigung zu Charlotten, aber nur einem augenblicklichen: kaum hat er den Kuß auf ihre Lippen

gedrückt, so liegt er auch zu ihren Füßen mit der Bitte, ihm zu vergeben. Und gerade der Kuß, den der Freund gewagt, den sie ihm beinahe zurückgegeben, bringt Charlotten wieder zu sich selbst, bringt sie zu dem Entschlusse der Selbstüberwindung. Auf ihrem Schlafzimmer sodann ergreift sie, bei der Erinnerung an den wunderlichen Nachtbesuch, eine seltsame Ahnung, ein freudig bängliches Erzittern, das in fromme Wünsche und Hoffnungen sich auflöst, gerührt kniet sie nieder und wiederholt den Schwur, den sie Eduard vor dem Altar gethan, — Freundschaft, Neigung, Entsagen gehen vor ihr in heitern Bildern vorüber, sie fühlt sich innerlich wieder hergestellt, bald ergreift sie eine süße Müdigkeit und ruhig schläft sie ein. Hiermit ist nun auf der einen Seite das Verhältniß vollkommen geändert, während auf der andern die Leidenschaft immer mächtiger waltet. In Eduards Gesinnungen wie in seinen Handlungen (schon treibt er, daß das neue Haus an Ottiliens Geburtstage gerichtet werde), ist kein Maß mehr. Das Bewußtsein zu lieben und geliebt zu werden, treibt ihn ins Unendliche. Während der Hauptmann und Charlotte, in deren Wesen Verstand und Wille vorherrschen, durch die Neigung wohl auf eine Zeit lang aus der rechten Bahn gelenkt werden können, aber nur um dann mit desto klarerer Einsicht und festerem Wollen wieder auf dieselbe einzulenken, so ist der von Empfindung und Phantasie ganz beherrschte Eduard unfähig, sich zurecht zu finden, Ottiliens Gegenwart verschlingt ihm alles, keine andere Betrachtung steigt vor ihm auf, kein Gewissen spricht ihm zu.

So müssen denn Andere versuchen, ihn und Ottilie zu retten. Mit fester Entschlossenheit unter männlichem Beistand des Freundes geht Charlotte daran. Je mehr sie ihr eigenes Herz gewahr worden, desto tiefer blickt sie in das Herz des Mädchens. Sie sieht keine Rettung, als sie muß das Kind entfernen. Freilich, wenn sie mit Ottiliens Rückkehr in die Pension, mit der Entfernung des jetzt wohlversorgten Hauptmanns ihr Verhältniß zu Eduard bald wiederherstellen zu können hofft, wenn sie sich dieß alles verständig zurechtlegt, so ist dieß nur ein Beweis davon, welchen Täuschungen einer gewaltsamen Leidenschaft ganz heterogenen Naturen gegenüber gerade verständige Wesen ausgesetzt sind: es ist ein Wahn, wenn sie meint, in einen früheren beschränktern Zustand könne man zurückkehren, ein gewaltsam Entbundenes lasse sich wieder

ins Enge bringen. Eduard fühlt sich Charlotten durch die Hindernisse, die man jeder Annäherung an Ottilien in den Weg legt, nur immer mehr entfremdet, ja eine unbedachtsame Mittheilung der auch einigermaßen gegen Charlotte und den Hauptmann entfremdeten Ottilie erbittert ihn auch gegen den Freund, er fühlt sich von allen Pflichten losgesprochen. Ein geheimer Briefwechsel wird eingeleitet, dessen Entdeckung nur durch ein wunderbares Zusammentreffen vereitelt wird. Aber diese Warnung, diese zufälligen Zeichen, durch die ein höheres Wesen mit uns zu sprechen scheint, sind seiner Leidenschaft unverständlich, sein Herz verschließt sich gegen Freund und Frau immer mehr, ganz erfüllt von dem Gedanken an Ottiliens Besitz, während Charlotte des ernsten Vorsatzes sich bewußt ist, auf ihre schöne, edle Neigung Verzicht zu thun. Und Ottilie? Diese ist durch Eduard von Charlottens Neigung zum Hauptmann überzeugt, ist überzeugt, daß Charlotte selbst eine Scheidung wünsche, die Eduard nun auf eine anständige Weise zu bewirken gedenke. So sieht sie, arglos ihrer scheinbar unschuldigen Neigung hingegeben, sich auf dem Wege zu dem erwünschtesten Glück, und durch die Liebe zu ihm in allem Guten gestärkt, um seinetwillen freudiger in ihrem Thun, aufgeschlossener gegen Andere, findet sie sich in einem Himmel auf Erden.

14. 15. Capitel. Die Vorbereitungen zur Feier von Ottiliens Geburtstag, zu denen selbst der Hauptmann und Charlotte mitzuwirken durch die seltsame Verwickelung der Verhältnisse genöthigt werden, diese Feier sodann selbst, nehmen zunächst unsere Aufmerksamkeit in Anspruch.

Das kostbare Geschenk Eduards zeigt uns, wie er kein Maß des Hingebens, Schenkens, Versprechens kennt, in dem heimlich vorbereiteten Feuerwerk mögen wir wohl ein unbewußtes Symbol der ihn verzehrenden Glut finden, die später so verhängnißvoll wirkende Verbindung der drei Teiche zu einem einzigen See, eilig hergestellt, führt zu einem Unglück, das, wenn auch jetzt durch des Hauptmanns Entschlossenheit und Muth, sowie durch die Geschicklichkeit des früher fürsorglich herbeigezogenen Chirurgen noch glücklich beseitigt, doch wie eine neue stärkere Warnung auf uns wirkt. Leider nicht auf Eduard, der selbst die halb willenlose Ottilie zu bereden sucht, in dem außerordentlichen Vorfall dieses Abends eine Fügung zu erkennen, die sie schneller zusammenbringe.

16. Capitel. Doch bald scheint die Resignation, deren er aus freiem Entschlusse nicht mächtig ist, Eduarden durch äußern Zwang aufgedrungen und möglich gemacht zu werden. Nachdem Charlotte den Hauptmann mit Ergebung hat scheiden sehen, nachdem sie die Nachricht, daß derselbe sich vielleicht bald verheirathen werde, mit gutem Glauben empfangen und ihm rein und völlig entsagt hat, glaubt sie die Gewalt, die sie über sich selbst ausgeübt, auch von Andern fordern zu können, und legt ihrem Gemahl offen und fest die Nothwendigkeit dar, Ottilie zu entfernen. Aber nicht mit der gehofften Wirkung. Vielmehr legt sich, damit nur Ottilie im Hause bleibe, Eduard lieber selbst eine freiwillige Entfernung auf, mit dem Versprechen, kein heimliches Verhältniß zu Ottilien zu suchen, aber auch mit der Drohung, daß, wenn nun doch noch Ottilie von Charlotte entfernt werde, er sie als die seine ansehen und sich ihrer bemächtigen werde.

17. 18. Capitel. So sind denn nun die beiden Frauen sich selbst überlassen, und es fragt sich, wie weit die Klugheit und Festigkeit Charlottens führen wird. Sie sucht vor allen Dingen das gute Kind zu beschäftigen und läßt sie selten, nur ungern, von sich, und im Vertrauen auf die Macht der Besonnenheit, des Bewußtseins, vermag sie sogar den leidenschaftlichen Vorfall für eine Art von glücklicher Schickung zu halten, da die Abwesenheit Eduards wieder zu einem knappern Haushalt die Gelegenheit und Möglichkeit darbietet. Ottilie freilich, wiewohl Charlotte von einer bevorstehenden Heirath des Hauptmanns wie von einer ganz bekannten und gewissen Sache gesprochen, wodurch der Gedanke an eine Scheidung von selbst sich verbot, hatte doch Eduarden nicht entsagt. Näher jedoch wird ihr diese Nothwendigkeit gelegt, als auch ihr, wie unmittelbar zuvor Eduarden, Charlottens Geheimniß der nahen Geburt eines Kindes bekannt wird. Auf Eduard freilich vermag diese Nachricht so wenig als die vorangegangenen Mahnungen Mittlers, den er vielmehr so eben noch gebeten, eine Scheidung zu bewirken, die so nothwendig, die schon geschehen sei, die von Mittler und Charlotte gehoffte Wirkung zu üben; vielmehr mit Gewalt aus seinen Träumen herausgerissen, sehnt er sich nach äußerer Gefahr, um der innerlichen das Gleichgewicht zu halten. Während ihn in seiner Jugend militärische Halbheiten den Dienst zu verlassen bestimmt, so eilt er, jetzt an Kämpfen unter einem Feldherrn Theil zu nehmen, von dem er sich sagen kann,

daß unter seiner Anführung der Tod wahrscheinlich und der Sieg gewiß sei. Anders Ottilie. Ohne eigentlich zu entsagen, geht sie doch mehr iu sich zurück. Hoffen kann sie nicht und wünschen darf sie nicht. Das sittliche Bewußtsein fängt an sich in ihr zu entwickeln, ohne daß es schon in einem bestimmten Act festen Entschlusses der Entsagung zu seiner vollen Geltung käme.

Zweiter Theil. Den Zeitraum von Eduards eiliger Flucht in den Krieg bis zu seinem entscheidenden Wiedererscheinen und Wiedereingreifen füllt der Dichter sinnig und dem Gange menschlicher Dinge gemäß mit dem bestimmteren oder auch ganz neuen, wenn gleich der früheren Ankündigung nicht entbehrenden Auftreten einiger Nebenpersonen: der sonst in dramatischer Enge und Geschlossenheit seinem Ziele zustrebende Roman breitet sich in mehr epischer Ausdehnung vor uns aus, ohne daß doch diese episodischen Partien einer Bedeutung für die Haupthandlung ganz entbehrten.

Zunächst ist es der Architekt, der früher unter der Leitung des Hauptmanns, jetzt selbstständiger sein Talent und Gemüth vor uns entfaltet. Ohne dieß zu wissen und zu wollen, bereitet er in edler und zarter Weise und nicht ohne Ottiliens Beihülfe die Ausschmückung eines Ortes vor, der, — wie Ottilie um so mehr empfindet, als die Ueberraschung mit dem vollendeten Werke gerade an den Abend von Eduards Geburtstag fällt, den sie ganz anders zu feiern gehofft hatte — wenn er nicht bloß eine Künstlergrille, wenn er zu irgend etwas genützt werden sollte, nur zu einer gemeinsamen Grabstätte geeignet schien. Stimmt uns nun schon der Ernst dieser Beschäftigung, die Nahrung, welche der gesammelte und gehaltvolle Verkehr mit dem jungen Architekten, in welchem selbst eine zarte Neigung für Ottilie edel und still sich entwickelt, dem ganz in sich gewendeten, durch ein schweres Geschick in noch tieferem Lebensernst erzogenen, von Natur aber durch Neigung und Anhänglichkeit ausgezeichneten Wesen Ottiliens bietet, stimmt uns endlich die Lage Charlottens, die sich sagen muß, daß Eduard der großen Gefahren kaum entronnen ist, und von dem sie voraussieht, daß er in jedem Sinne schwerlich vom Aeußersten werde zurückzuhalten sein, stimmt uns dieß Alles zu tiefer und wehmüthiger Theilnahme, betrachten wir vor allen Dingen mit Ehrfurcht ein Gemüth, wie das Charlottens, in welchem die Saat eines großen Schicksals ausgesäet worden, und das die Ent-

wickelung dieser Empfängniß abwarten muß, — so wird diese Vorbereitung unseres Gemüthes keineswegs gestört durch die nun folgende, heterogene, den Weltlärm, die Weltunruhe und Weltlust auf das lebhafteste vergegenwärtigende Erscheinung Lucianens und ihres glänzenden Schwarmes. Weise bis hierher aufgespart, dient vielmehr all dieß so ganz dem Bisherigen fremdartige Gebahren nur mehr dazu, durch den Contrast uns tiefer in den Schmerz der Verwickelung, über welche sich jenes Gewebe äußerlicher Lebensbefriedigung lose ausspinnt, zu versenken und die Unmöglichkeit für Ottilie, durch leichtere und leichtsinnigere Auffassung des Lebens über seine Schickungen unversehrt aber auch unentwickelt hinwegzukommen, tiefer und bewußter empfinden zu lassen.

4. 5. 6. Capitel. Nach Beschäftigungen und Gesprächen, die uns das Gefühl von Vergänglichkeit und Hinschwinden aufdrängen, auf einmal — und doch wohl motiviert — eine Erscheinung, welche Sinnes- und Lebensweise der vornehmen Welt in der verführerischesten und blendendsten Weise zur Geltung bringt, und dennoch die bescheiden sich zurückhaltende, aber gehaltvollere Ottilie nicht in den Hintergrund zu drängen vermag. Dort eine Fülle von Talenten, welche die Gesellschaft im Sinne der großen Welt beleben und beständig die Aufmerksamkeit auf sich ziehen — peitscht doch Luciane den Lebensrausch im geselligen Strudel immer vor sich her, — hier eine stille gleichmüthige Thätigkeit, stets auf das Nothwendige gerichtet und dem Bedürfniß genügend — dort eine glänzende Virtuosität in jedweder bestehender Aeußerlichkeit, hier eine unscheinbare, aber den Ernsteren unwiderstehlich anziehende Innerlichkeit und Tiefe, und dennoch — — dort trotz des bedenklichen Anscheins immer noch die Möglichkeit künftigen Glückes, wenn nur der erste Braut- und Jugendtaumel sich wird gelegt haben, die Möglichkeit, daß durch das Leben, durch mancherlei Ereignisse, durch elterliche Verhältnisse Luciane eine sehr angenehme und liebenswürdige Reife erlangen kann, indem die Selbstigkeit gemildert wird und die schwärmende Thätigkeit eine entschiedene Richtung erhält, — und für Ottilien keine Aussicht als auf ein Leben, das kein Leben ist. Diese Empfindung muß sich um so stärker in ihr regen, als unerwartet eines Tages auch der Graf und die Baronesse zusammen vorgefahren kommen, die nun nach dem Tode von des Grafen Gemahlin eine baldige Verbindung vor sich sehen. Nur zu wohl erinnert sich Ottilie jenes ersten Besuchs, jedes Wortes, das

über Ehestand und Scheidung gesprochen worden, und das auch in ihr Hoffnungen rege gemacht, denen sie sich zu ihrem Unglück hingegeben! Wie? der frivole Leichtsinn jener beiden und der unbedachtsame Leichtsinn Lucianens sollen nicht der Befriedigung ehelichen Glückes entbehren, und Ottilie, die in sich die höchste Anlage zu dem gehaltvollsten und tiefsten ehelichen Glücke trägt, soll durch eine unglückselige Fügung davon ausgeschlossen sein?

Das ihr erwünschteste Glück, das jetzt vergebens erstrebt wird, die Verbindung mit Eduard hat dieser in einer früheren Zeit, als Charlotte es ihm zu bereiten bemüht war, mit dem Eigensinn, der ihm natürlich ist, mit der Heftigkeit und Ungeduld, die auch jetzt alle seine Schritte bezeichnet, von sich gewiesen: für ein bescheideneres, wie es ihr die tiefe Neigung des Architekten böte, ist in Ottilie jetzt keine Möglichkeit mehr vorhanden. So scheint sie bestimmt zu sein, auf das menschlichste Glück, das wir ihr vor allem wünschen möchten, Verzicht zu leisten, sie, welche in der Darstellung der Mutter Gottes, zu welcher sie sich trotz ihrer Scheu, dieser heiligen Gestalt sich anzumaßen, doch verstehen muß, unabsichtlich ihre ganze Seelenschönheit offenbart, indem ihr die Vereinigung von Jungfräulichkeit und Mütterlichkeit gelingt, welche das höchste weiblicher Natur ausdrückt!

7. und 8. Capitel. Und doch scheint sich von anderer Seite her für den aufmerksamen Leser keineswegs unerwartet noch die Möglichkeit eines Ersatzes Ottilien zu bieten.

Der treffliche Gehülfe in der Pension, welcher frühzeitig deren Wesen so fein und liebevoll gewürdigt, würde in ihr, die mit seiner eigenen wohlbegründeten Ansicht ganz übereinstimmend in der Erziehung der kleinen Bauermädchen verfahren, das höchste Lebensglück, die gewissesten Mitwirkung in seinem hohen Geschäft der Menschenbildung finden, und wohl mag Charlotte, wenn nur erst Eduard als glücklicher Vater sich wiedergefunden und eingefunden, zu einer spätern Rückkehr Ottiliens in die Pension, gern ihre Zustimmung geben, während Ottilien vor dem Gedanken schaudert. Die herannahende Epoche von Charlottens Niederkunft muß freilich erst abgewartet werden, bevor sich wegen Ottilien irgend eine Entscheidung hoffen läßt. Ottilie indeß, zwar völlig ergeben, vermag sich vor völliger Verworrenheit durch nichts zu retten,

als daß sie jeden Tag ihre jetzt überdieß vermehrten Pflichten erfüllt. Das lang ersehnte Kind ist geboren, aber schon seine Taufe, indem sie durch Mittlers haltungslose Begeisterung, welche in ihm den Heiland dieses Hauses begrüßt, Ursache zum raschen Tode des guten alten Ortsgeistlichen wird, läßt uns in diesem Knaben, der des Vaters noch immer entbehren muß, vielmehr die Bestimmung zu einem tragischen Einwirken auf die Glieder seines Hauses ahnen. Kann doch Ottilie den entschlummerten Greis nicht ohne eine Art von Neid betrachten. Das Leben ihrer Seele war getödtet, warum sollte der Körper noch erhalten werden? Dürfen wir dagegen die Erquickung und Tröstung, welche sie in schmeichelnden Träumen findet, in Anschlag bringen?

9., 10., 11. Capitel. Eine neue Sorge beschäftigt Ottilien, eine Sorge, die zugleich den Entschluß gänzlicher Entsagung bestimmter ausbildet. In dem herrlich angebrochenen Frühling soll das Kind der freien Luft genießen. Es ist keiner Amme anvertraut, sondern wird mit Milch und Wasser aufgezogen. So trägt es denn Ottilie am liebsten selbst hinaus, und empfindet um so tiefer, zu welchem großen reichen Zustande das Kind geboren sei, fühlt, wie wünschenswerth es sei, daß es vor den Augen des Vaters, der Mutter aufwachse und eine erneute frohe Verbindung bestätige. Es wird ihr klar, daß ihre Liebe, um sich zu vollenden, völlig uneigennützig werden müsse. Sie wünscht nur das Wohl ihres Freundes, sie glaubt sich fähig, ihm zu entsagen, sogar ihn niemals wieder zu sehen, wenn sie ihn nur glücklich weiß. Aber ganz entschieden ist sie für sich, niemals einem andern anzugehören, während die des neuen Glückes frohe Charlotte sich in Hoffnungen wiegend, mit denen gerade die Welt- und Lebens-Erfahrene sich selber täuscht, sogar eine Verbindung des Hauptmanns mit Ottilie sich nicht unmöglich denkt, nachdem die Aussicht auf eine vortheilhafte Heirath für den erstern wieder verschwunden.

Das Schicksal, mag auch sie wohl denken, gewährt uns unsre Wünsche, aber auf seine Weise, um uns etwas über unsere Wünsche geben zu können. Wird doch diese Betrachtung durch das, was allmählich aus den Anlagen geworden, besonders durch das neue Gebäude auf der Höhe, bestätigt. Der Aufenthalt darin ist so lockend, daß rasch die Einrichtungen, dort für den Sommer zu wohnen, getroffen

werden. Der Genuß aller dieser Schönheiten wird durch einen reichen Engländer erhöht, der in Gesellschaft seines Begleiters mit einem Empfehlungsschreiben vom Grafen einspricht. Leider versetzen seine Aeußerungen Ottilien in eine heftige Bewegung, indem sie ihr unbeabsichtigt das heimathlose Umherirren Eduards in Noth und Gefahr deutlicher vor die Seele führen. Aber nur um so fester entschließt sie sich, es koste was es wolle, alles zu seiner Wiedervereinigung mit Charlotte beizutragen, ihren Schmerz und ihre Liebe an irgend einem stillen Orte zu verbergen und durch irgend eine Art von Thätigkeit zu betrügen.

Doch auch der vorsichtige Begleiter des Lords soll durch eine Erzählung einer seltsamen und für den Unbetheiligten wunderlieblichen Geschichte, welche in anmuthigster Weise die Wunderlichkeiten menschlichen Wesens, den Hergang gewöhnlicher Herzensverhältnisse, die Verwickelung unglücklicher Leidenschaft und die Wendung des Unglücks in Glück durch ein freundliches und bei aller Phantastik doch in den Gemüthern vorbereitetes Geschick dem theilnehmenden Hörer vergegenwärtigt — durch Erzählung einer solchen Geschichte soll selbst der Begleiter des Lords eine starke Gemüthsbewegung hervorbringen, da Charlotte in der Erzählung ein wenn auch abgeändertes Factum aus dem Leben des ihr, wie man sieht, noch immer sehr theuren Hauptmanns wiedererkennt. So beschließen denn die beiden Fremden, lieber das Haus zu verlassen, um nicht wider Wissen und Willen noch mehr Betrübniß zu verursachen. Doch gibt ihre Anwesenheit vorher noch Anlaß, wunderbare, nicht weiter zu enträthselnde Bezüge und Verwandtschaften Ottiliens und des Kopfschmerzes, den sie mit Eduard theilte, zur unorganischen Natur zu entdecken. Allein gelassen, beschäftigt die beiden Frauen um so mehr das Kind, das durch seine Aehnlichkeit mit dem Hauptmann und Ottilie alles immer mehr in Erstaunen setzt. Dem heranwachsenden Geschöpf wird Ottilie so viel als eine Mutter oder vielmehr eine andere Art von Mutter, und wenn wir sie früher mit staunender Ehrfurcht bei der durch des Architekten huldigende Neigung veranlaßten Ausführung eines lebenden Bildes als Mutter Gottes mit dem Kinde betrachtet, so drückt sich uns jetzt zu unauslöschlicher Rührung ihr Bild ein, wie sie, das Kind des geliebten Mannes von einer andern Frau auf dem Arm, mit dem Milchfläschchen gerüstet, lesend und wandelnd sich an immer weitere Spaziergänge gewöhnt.

12., 13., 14. Capitel. Es ist ein wunderbarer Zustand, in welchem Ottilie sich befindet: das Kind, dem sie so viel Sorge gewidmet, ist ihr eine beständige Mahnung zu entsagen, — hat doch schon die bloße Kunde von Charlottens Geheimniß diese Wirkung auf sie geübt! — und so möchte man wohl bei Ottiliens sittlichem Ernst ihre Stimmung als eine entsagende bezeichnen; aber die fortdauernde Neigung hat es noch zu keinem Acte förmlicher Entsagung kommen lassen und von außen hat auch nichts dazu gedrängt. Daß Ottilie entsage, wird von Charlotte vorausgesetzt, und die Voraussetzung hat auch für Ottilien Gültigkeit; aber sie ist nur Ergebung in das sittlich Nothwendige, von keinem leidenschaftlichen Willen angetastet, aber auch nicht von einem bewußten und gefaßten Willen ausdrücklich anerkannt. Eben deßhalb wäre aber eine Beseitigung jener Nothwendigkeit, eine Herbeiführung der früher für möglich gehaltenen Verbindung mit Eduard noch nicht unmöglich, wenn gleich die Art, wie die nicht undenkbare Möglichkeit zur Wirklichkeit werden könne, schlechterdings nicht abzusehen ist.

Das die Lage der Dinge für den Leser, Ottiliens Denken reicht nicht einmal so weit: sie fühlt ihm entsagen zu müssen, sie wünscht ihm entsagen zu können, sie glaubt sich fähig ihm zu entsagen, aber erreicht hat sie diese Höhe auch jetzt noch nicht: nur ganz entschieden ist sie für sich, niemals einem Andern anzugehören.

Sollte nun wohl, wenn auf einmal, ohne alles ihr Zuthun, Charlotte in eine Scheidung mit Eduard willigte, die noch dazu der Neigung Charlottens und des Hauptmanns Raum gäbe, sollte Ottilie solcher Gunst des Geschickes sich versagen? sollte sie aus einem unwiderstehlichen Entsagungsdrange dieser Gunst hartnäckig wiederstehen?

Und in der That bereitet sich ohne Wissen und Wollen von Eduards Seite nach solchen Leiden solches Glück für sie vor!

Nach glücklich beendigtem Feldzug ist Eduard, mit Ehrenzeichen geschmückt, rühmlich entlassen. Durch einen rascheren Lebensgang an entschiedenere Schritte gewöhnt, hat er sich vorgenommen, nunmehr auszuführen, was er lange genug zu überdenken Zeit gehabt. Dem rasch herbeigerufenen Freunde, dem die Auszeichnung der Ernennung zum Major geworden, trägt er seinen Wunsch vor: der Major soll von Eduards Hand Charlotten nehmen, ihm Ottilien zuführen; dann würden sie vier die glücklichsten Menschen auf der Erde sein. Den gewichtigen

Gegengründen des besonnenen und an Selbstüberwindung gewöhnten Freundes weiß der Scharfsinn des Liebenden nicht ungewichtige Gründe gegenüberzustellen: unsittlich vermag er sein Verlangen nicht zu finden, er erkennt in dessen Erfüllung nur die Aufhebung einer früheren Thorheit, welche für das ganze Leben fortbestehen zu lassen nicht einmal die Sitten der Zeit fordern, welche ja über Ehe-Scheidungen keineswegs strenge Grundsätze hegt, und von ihnen wohl eine Zeit lang redet, aber nur, um sie bald über etwas noch Neuerem zu vergessen. Ja er kann es sogar als eine Pflicht ansehen, nachdem er unschuldig an allem Schuld geworden, das nun einmal Geschehene und nicht ungeschehen zu Machende doch unschädlich zu machen und die Verhältnisse zu Aller Glück zu leiten.

Längeres Beisammensein dient dazu, den Major immer mehr auf Eduards Seite zu ziehen, ja ihn zur Uebernahme des Vermittleramtes zu bewegen. Von Charlotten hofft Eduard eine schnelle Einwilligung in den jetzt vom Major getheilten Wunsch der Scheidung, ja so freudig sieht er den glücklichen Ausgang vor Augen, daß er seiner Ungeduld nicht gebieten kann, den Major bis in die Nähe des Schlosses zu begleiten, um nur die Nachricht von dem Gelingen seines Planes baldigst erhalten zu können. Und noch mehr! Während der Major seines Auftrags sich so rasch, wie gewünscht und gehofft worden, zu entledigen dadurch gehindert ist, daß Charlotte, die überdieß jetzt nicht auf dem Schlosse, sondern auf dem neuen Gebäude wohnt, eben einen Besuch in der Nachbarschaft ablegt, schleicht sich Eduard, von unüberwindlicher Ungeduld getrieben, nach seinem Parke und wird dicht am See auf einmal Ottilien gewahr, die auf einem Spaziergange, das Kind tragend, nach ihrer Gewohnheit gelesen, dann sich am See niedergelassen, den in Schlaf gerathenen Knaben neben sich gelegt, und über dem das Gemüth fesselnden Buche Zeit und Stunden so vergessen hat, daß sie gar nicht daran denkt, welch weiten Rückweg sie zu Lande nach dem neuen Gebäude hat.

Kaum hat der Ueberraschte die heiß Geliebte gesehen, sie ihn, so liegt er zu ihren Füßen; mit wenig Worten erklärt er, warum und wie er hierher gekommen; ihr gemeinsames Schicksal werde vielleicht in diesem Augenblicke entschieden, er bitte sie um ihre Einwilligung. Das Kind, auf welches Ottilie abwehrend hindeutet, gilt dem heftig Drängenden

als ein Grund mehr: dieß Kind, ähnlich an Bildung dem Major, ähnlich an Augen Ottilien — dieß Kind, er muß das harte Wort gebrauchen, ist aus einem doppelten Ehebruch erzeugt; es trennt ihn von seiner Gattin und seine Gattin von ihm, statt sie zu verbinden. — So viel Fassung weiß Ottilie noch zu behaupten, daß sie ihn ganz auf Charlottens Entscheidung verweist, der sie nicht vorgreifen dürfe. Aber bereit, ihm zu entsagen, wenn durch Charlottens Weigerung dieß nöthig wird, ist sie doch auch bereit die Seinige zu werden, wenn Charlotte es vergönnt.

Mit Mühe gelingt es ihr, den Stürmischen zu entfernen, aber im Momente der vorläufigen Trennung vermag sie nicht mehr sich zu gebieten — sie wähnen, sie glauben einander anzugehören, — zum ersten Male wechseln sie entschieden freie Küsse und trennen sich gewaltsam und schmerzlich.

Da bricht das Ungeheure über die Arme herein:

Es ist zu spät geworden, den weiten Umweg zu Lande nach Hause zu nehmen, der Wasserraum bis hinunter zu dem neuen Gebäude, wo vielleicht schon Charlotte ängstlich harrt, ist so kurz, die Bedenklichkeit, sich gegen Charlottens frühere dringende Mahnung, mit dem Kinde aufs Wasser zu wagen, verschwindet in diesem Drange. Schon ist sie im Kahn, den sie so oft gelenkt, den jetzt zu lenken die Ueberraschung der Liebeswonne, die Spannung auf die letzte Entscheidung, das geheime Gefühl des unerlaubten Wagnisses ihr unmöglich machen. Ein wiederholter Stoß, den sie dem Kahne geben muß, bringt mit dem Kahne sie selbst zum Schwanken, ja zum Fall, auch das Kind entfällt ihr ins Wasser, nur nach einiger Zeit vermag sie sich aufzurichten, das Kind wieder zu erfassen, das sie vergeblich ins Leben zurückzurufen sich müht. Auch das Ufer, wo vielleicht erfolgreichere Hülfe von dem früher schon bewährten Chirurgen zu erwarten ist, vermag sie, da auch das Ruder ihr in das Wasser entfallen ist, nur spät zu erreichen, nachdem der flehentlich Betenden ein günstiger Wind zu Hülfe gekommen.

Als alle Bemühungen des wackeren Chirurgen fruchtlos geblieben, da stürzt die Erschöpfte, ohne den Sopha erreichen zu können, aufs Angesicht über den Teppich hin.

Eben kehrt Charlotte von ihrem Besuche zurück. Während der Chirurg in kluger Fassung die Mutter mit neuen Anstalten zu täuschen

sucht, bei denen sie jedoch nicht zugegen sein darf, hat sich Charlotte auf ihren Sopha gesetzt und das Haupt der noch immer zu Boden liegenden Ottilie an ihre Knie herangezogen. Endlich muß sie sich die traurige Wahrheit eingestehen. Diese, die bald genug sich im Dorfe verbreitet hat, ruft den Major in ihre Nähe, der, von dem Chirurgen mit großer Geschicklichkeit angekündigt, bald auch zu Charlotten gelangt.

Die ganze Nacht verbringen sie wie in einem dumpfen Traume an der herbeigeschafften Leiche des Kindes. Der Morgen bringt sie zum Bewußtsein und führt zur zarten, doch aufrichtigen Darlegung der Absicht, in welcher der Major gekommen.

Mit dem Tode des Kindes, das sie durch ihr Zaudern getödtet zu haben sich vorwirft, ist das Widerstreben Charlottens gegen das, was das Schicksal sich hartnäckig vorgenommen habe, erloschen: sie willigt in die Scheidung, ja sie findet sich schuldig, dieß zu thun, da sie ihren anfänglichen Plan, dem von seinen Reisen heimgekehrten Eduard Ottilien zuzuführen, nicht hätte aufgeben sollen, und da der jetzt erlittene Verlust Eduarden selbst nur ersetzt, der untröstlichen Ottilie Trost nur bereitet werden könne, wenn beide Liebende vereinigt werden, an sich selbst darf sie in diesem Augenblicke nicht denken, und vermag so auch dem Major keine Hoffnung auf eine Verbindung mit ihm zu geben, da sie, wenn sie auch nicht verschuldet haben unglücklich zu werden, doch auch nicht verdient haben, zusammen glücklich zu sein.

Aber auch ohne eine Zusage sieht der scheidende Major doch für sich, wie für Eduard die glücklichste Zukunft voraus. Das Kind, dessen sich doch Niemand ganz als eines rechtmäßigen erfreuen konnte, erscheint dem ernsten und edlen Manne als ein Opfer, das zu ihrem Glücke nöthig gewesen, und Eduard, der bereits auch von dem Unglück gehört, vermag es auch nur, ohne es sich ganz gestehen zu wollen, als eine Fügung anzusehen, wodurch jedes Hinderniß an seinem Glück auf einmal beseitigt wäre. Gar leicht läßt er sich durch den Major, der ihm schnell den Entschluß seiner Gattin verkündigt hat, bewegen, nach der kleinen Stadt, in der sie sich früher besprochen, zurückzukehren, um dort das Nächste zu überlegen und einzuleiten.

So wäre denn nun doch, wenn auch durch ein trauriges Geschick herbeigeführt — denn schwerlich hätte Charlotte anderswie eingewilligt — das früher den beiden Liebenden von Charlotten ausdrücklich zugedachte,

durch Eduards eigensinnige Jugendliebe zu Charlotten ihm entrückte, das in Folge seines eigensinnigen Bestehens auf der Einladung des Majors ihm wünschenswerth gemachte, durch die Schuld seiner Sinnlichkeit ihm für immer entzogene Glück, — durch ein tragisches Geschick wäre es ihm, und wäre das gleiche für Charlotten und den Major — spät aber doch noch — beschieden und gegönnt.

Wer dürfte den Dichter leichtsinnig und frivol nennen, wenn er seinem Werke diese Wendung dauernd gegeben hätte? Und wer wird verkennen, welch eine Schwere sittlichen Ernstes, welch eine Tiefe der Anschauung höchsten jungfräulichen Seelenadels in der Katastrophe liegt, die er — nicht willkürlich grausam, sondern dem Gebote reinster Sittlichkeit und vollendetster poetischer Durchführung des Charakters gleichmäßig nachkommend — am Schlusse seiner Dichtung eintreten läßt. —

Aus ihrer tiefen Ohnmacht ist Ottilie endlich erwacht; ohne Vermögen, in ihrem halben Todtenschlafe sich zu regen, hat sie doch das ganze Gespräch Charlottens und des Majors vernommen, und mit erhabener Fassung verkündigt sie, der auf eine schreckliche Weise Gott die Augen geöffnet hat, in welchem Verbrechen sie befangen gewesen, daß sie Eduards nie werden könne, daß in dem Augenblicke, wo sie erführe, Charlotte habe in die Scheidung, die sie zurücknehmen müsse, gewilligt, sie in demselben See ihr Vergehen, ihr Verbrechen büßen müsse.

Nachdem das Kind das erste Opfer eines ahnungsvollen Verhältnisses ganz in der Stille seine Ruhestätte in der Kapelle gefunden, leben die beiden Freundinnen eine Zeit lang mit einem gewissen stillen Ernst ohne eine Störung nebeneinander fort, ja das Bemühen Ottiliens, Charlotten das augenblickliche Leben zu erleichtern, bringt jetzt zum Vorschein, wie sehr sie stets aufgemerkt, stets beobachtet, wie viel sie gelernt. Durch die Offenheit, mit welcher sie Charlotten das Geheimniß ihres Lebensganges entdeckt hat, fühlt sie sich ihrer Dienstbarkeit entbunden, und durch ihren Entschluß fühlt sie sich auch befreit von der Last jenes Vergehens. Sie bedarf keiner Gewalt mehr über sich selbst, sie hat sich in der Tiefe ihres Herzens nur unter der Bedingung des völligen Entsagens verziehen und diese Bedingung ist ihr für alle Zukunft unerläßlich. Sie hat sich erhoben zu dem Acte, der früher noch gefehlt und sie wird sich auf dieser einmal erreichten Höhe behaupten.

Trotz aller gegenseitigen liebenswürdigen Schönheit fühlen sich jedoch beide Frauen allmählich immer mehr in einer peinlichen Lage neben einander: man fürchtet sich zu verletzen und gerade die Furcht verletzte am ersten. Eine Trennung, wenn auch nur auf Zeit, erscheint immer wünschenswerther, aber Ottilie, die durch ihr Unglück auf eine fürchterliche Weise gezeichnet, eine Freistatt suchte, aber eine Freistatt, wo sie thätig sein kann, vermag sich nirgends anderswohin zu begeben, als zurück in die Pension, um mit der milden Weisheit einer durch große Prüfungen geläuterten Seele sich der glücklichen Bestimmung einer Erzieherin zu widmen; von dem Gehülfen verspricht sie sich, daß seine Neigung sich zur Empfindung eines reinen Verhältnisses zu ihr entwickeln, die sich dem Heiligen zu widmen habe, das sie unsichtbar umgebend allein gegen die ungeheuere zudringenden Mächte beschirmen könne.

Als Charlotte die immer noch leise gehegte Hoffnung auf eine Annäherung Ottiliens zu Eduard völlig aufgeben muß, fühlt sich die tief Blickende gedrungen, Ottilien vor der Gefahr zu warnen, durch ein überraschendes Wiedersehen Eduards gegen ihren freien Entschluß in die vorigen Verhältnisse wieder hineinziehen zu lassen. Sie möge noch einmal bedenken, ob sie denn wirklich für alle Zukunft Eduarden entsagen könne: habe sie sich aber dazu bestimmt, so dürfe sie sich nie auch nur in eine Unterredung mit Eduard einlassen, selbst wenn er sie aufsuche, wenn er sich ihr aufdränge. Ohne sich einen Augenblick zu besinnen, giebt Ottilie Charlotten das Wort, das sie sich schon selbst gegeben hat.

Freilich bleibt die Frage, ob Eduard, seiner früheren Drohung zuwider, in die Entfernung Ottiliens von Charlotten willigen werde. Die Aufgabe, ihn dazu zu bestimmen, wird dem fortwährend theilnehmenden Mittler übertragen, der jedoch vorher mit der verhängnißvollen Weisheit, die wir an ihm gewohnt sind, Charlotten überredet, Ottilien gleich nach der Pension zu schicken. Auch macht sich diese bereitwillig sogleich zur Reise fertig, die sie gefahrlos allein übernehmen kann.

16. Capitel. Die Hoffnung, der nun wieder Charlotte sich hingibt, können wir noch nicht theilen, so lange wir von Eduards Benehmen noch keine Kunde haben. Dieser scheint bei Mittlers Vorstellungen gefaßt und resigniert; aber nach dessen Entfernung verfällt er einer um so heftigeren Aufregung, die ihn unwiderstehlich dem

geschickt erforschten Nachtquartier zutreibt, welches Ottilie bei ihr schon bekannten Wirthsleuten nehmen wird.

Die auch ihm bekannte und für ein Familienglück verpflichtete Wirthin nimmt den vor Ottilien anlangenden Eduard mit freundlicher Zuvorkommenheit auf, er bringt die lange Zeit bis zum Abend in mannichfach wechselnden Gedanken auf dem Zimmer zu, welches Ottilie empfangen soll, er schreibt endlich einen Brief an sie, der ihr beim Eintreten in die Augen fallen und sie auf das Erscheinen des nahen Freundes vorbereiten soll. Da rollt schon ihr Wagen in den Hof; eilig entfernt er sich in die Kammer nebenan, aber er muß noch einmal zurück, um seine in der Hast des Eintretens zurückgelassene Uhr zurückzuholen, die sie nicht zuerst sehen soll; unvorsichtig hat er die Thüre so zugeschlagen, daß das Schloß zugeschnappt ist und er nicht mehr zurück kann. So stehen sich auf einmal die Liebenden auf die seltsamste Weise gegenüber. Seiner Anrede begegnet sie mit Schweigen, das sie auch nach Lesung des Briefes nicht bricht; mit einer ihr eigenthümlichen seelenvoll bittenden Geberde nöthigt sie lautlos den Verzweifelnden hinweg. Auch der andere Morgen ändert nichts: Ottilie schweigt beharrlich, aber die Frage, ob er sie zu Charlotte zurückführen dürfe, bejaht sie mit einem getrosten Neigen des Hauptes.

17. Capitel. Mit schneller Fassung weiß die überraschte Charlotte die nöthigen häuslichen Anstalten zu treffen, auch sendet sie Boten an Mittlern und den Major; jener ist nicht anzutreffen, dieser kommt; durch Eduard von allem Vorgefallenen unterrichtet, unterrichtet er wieder Charlotten, die nun, Eduard zu besänftigen, nicht nur in die Scheidung zu willigen verspricht, sondern auf den Fall, daß Ottilie sich mit Eduard verbinden wolle, dem Major ihre Hand zusagt.

Unterdessen kann man bemerken, daß Ottilie kaum Speise noch Trank zu sich nimmt, indem sie immerfort bei ihrem Schweigen verharrt. Man redet ihr zu, sie wird ängstlich, man unterläßt es. Ein Brief, den die mündlich beharrlich Schweigende an die Freunde richtet, erklärt ihr räthselhaftes Schweigen: sie bittet, sie darin beharren zu lassen, so lange ihr das Herz gebiete. Indem sie das Hoffnung erweckende Wort beifügt, sie sei jung, die Jugend stelle sich unversehens wieder her, bittet sie doch zugleich, ihr Inneres ganz ihr selbst zu überlassen.

So leben nun, indem eine früher für nöthig befundene Reise der

beiden Männer an Eduards neu belebter Hoffnung scheitert, die vier unter das Gewicht eines wunderbaren Schicksales gestellten Menschen wieder das erste ruhige, und doch zu einem geisterhaften Scheinbild verwandelte Dasein mit einander: Ottilie namentlich und Eduard wie durch eine magische Anziehungskraft an einander gekettet. Als jedoch der Geburtstag Eduards näher rückte, dessen Feier man vor einem Jahre nicht erreicht hatte, vermehrt sich das Feierliche in Ottiliens Wesen, das man bisher mehr empfunden als bemerkt hatte.

18. Capitel. Die Aufmerksamkeit der Freunde erregt besonders, daß Ottilie zum ersten Male den früher von Eduard ihr geschenkten Koffer ausgepackt und daraus Verschiedenes gewählt und abgeschnitten hatte, was zu einem einzigen und vollen Anzuge hinreichte. Uns mag freilich, was sie ferner in der Verborgenheit wie zum letzten Abschied sich rüstend am Koffer geschäftig treibt, auf die rechte Spur leiten: die Freunde aber geben sich vielmehr der Hoffnung hin, daß sie, deren große Schwachheit durch ihre Geisteskraft dem Blick entzogen bleibt, auf Eduards Geburtstag wieder zu sprechen beginnen werde.

Rascher noch als wir ahnen müssen, erfaßt sie der Tod.

Mittler ist öfter einmal da gewesen, bei einer erneuten Anwesenheit ergießt sich der redelustige Vertreter der Ehe in heftigen Scheltworten gegen das sechste Gebot, das durch gefährliche Anreizung der Neugierde gerade, was man mit Recht entfernen wolle, mit Gewalt heranbringe. Ottilie, eben eintretend, vernimmt die zur Ehrfurcht vor der ehelichen Verbindung mahnenden Worte des ungeschickten Enthusiasten. Eben hat sich Ottilie entfernt, als auch schon das Geschrei ertönt: Sie stirbt, das Fräulein stirbt!

Zur tief verwundenden Rede Mittlers ist der unbedachtsame, grell contrastierende, und darum noch tiefer verwundende Jubel von Ottiliens Dienerin Nanny hinzugekommen, die, von ihrer Herrin selbst herangezogen und ihr mit leidenschaftlicher Liebe ergeben, den morgenden Schmuck völlig ausgebreitet gesehen und der zurückwandernden Ottilie jubelnd entgegen gerufen hat: Sehen sie nur, liebstes Fräulein, das ist ein Brautschmuck, ganz Ihrer werth!

Erschöpft ist Ottilie auf den Sopha gesunken. Sie hat heute noch Nichts genossen, sie hat seit lange so gut wie nichts genossen. Nanny hat dieß verschweigen müssen.

Von den herbeigeeilten Freunden scheint Ottilie Abschied nehmen zu wollen; Eduard, der eben erst von einem Spazierritt zurückgekehrt, erscheint zuletzt, bittet und beschwört sie noch einmal, mit einem Worte für ihn ins Leben zurückzukehren. Er erklärt, daß er ihr hinüber folgen werde: mit liebevollem Blick ruft sie aus: Versprich mir zu leben, doch gleich sinkt sie zurück. Er verspricht es — der bereits Abgeschiedenen. —

Nur allmählich gelingt es, Eduarden der heftigsten Verzweiflung zu entreißen und die Einwilligung zu erhalten, daß Ottilie, die er erst nicht aus dem Schlosse gebracht wissen wollte, in der Kapelle beigesetzt werde, doch nur unter der Bedingung, daß sie im offenen Sarge herausgetragen, in dem Gewölbe nur mit einem Glasdeckel zugedeckt und eine immer brennende Lampe gestiftet werden sollte.

Unter einer Blumenfülle wird der holde Körper im offenen Sarge aus dem Schlosse getragen, Niemand im Dorfe fehlt, untröstlich sind besonders die Mädchen, die Ottiliens Verlust am unmittelbarsten empfinden. Am Sarge soll die erste Zeit gewacht werden; Nanny läßt sich dieses Amt nicht nehmen. Mit sinkender Nacht tritt der Architekt ein, bei der ahnungsvollen Beleuchtung der durch ihn so würdig ausgeschmückten Räume sieht er die Verblichene: so viel stille Tugenden, von der Natur erst kurz aus ihren gehaltreichen Tiefen hervorgerufen, sind hier durch ihre gleichgültige Hand schnell wieder ausgetilgt: seltene, schöne, liebenswürdige Tugenden, deren friedliche Einwirkung die bedürftige Welt zu jeder Zeit mit wonnevollem Genügen empfängt und mit sehnsüchtiger Trauer vermißt. Knieend nimmt er von Ottilien Abschied, indem ihm seine schöne Freundin in einer höhern Region lebend und wirkend vorschwebt, und noch in der Nacht reitet er vom Orte weg, ohne weiter Jemand gesehen zu haben.

Noch im Tode übt die höhere Natur Ottiliens eine halb magische und doch psychologisch leicht erklärbare Wirkung auf gläubige Kranke und Alte, die sich an dieser Stelle eine Erquickung und Erleichterung suchen.

Eduard wagt sich nicht wieder zu der Abgeschiedenen. Er lebt nur vor sich hin, seine Theilnahme an der Unterhaltung, sein Genuß an Speise und Trank vermindert sich mit jedem Tage, ja er scheint sich zuletzt mit Vorsatz, wenn auch nicht ohne Ueberwindung, der Speise und des Trankes zu enthalten.

In ehegattlichen, freundschaftlichen, ärztlichen Bemühungen wogen eine Zeit lang Eduards Angehörige hin und her. Endlich findet man ihn todt; unter einer Beschäftigung, welche jeden Verdacht des Selbstmordes widerlegt, ist er verschieden, und wie er in Gedanken an die Heilige eingeschlafen, so ist er wohl selig zu nennen.

Er erhält seinen Platz neben Ottilien, den Niemand weiter mit ihm theilen soll.

So ruhen die Liebenden neben einander. Friede schwebt über ihrer Stätte, heitere verwandte Engelsbilder schauen vom Gewölbe auf sie herab, und welch ein freundlicher Augenblick wird es sein, wenn sie dereinst wieder zusammen erwachen!

## Ueber Schiller's Maria Stuart.

„Als Schiller nach Beendigung des Wallenstein, im Mißbehagen über die ungewohnte Muße, rasch sich nach einem neuen Werke umsah, boten sich ihm zwei alte Plane an, die Malteser und Maria Stuart."

Mit diesen Worten leitet Schillers trefflicher Biograph Hoffmeister die nähere Besprechung desjenigen Dramas ein, welches unmittelbar auf Wallenstein folgte, und gibt sodann, auf des Dichters eigne Worte gestützt, den Grund an, der für Maria Stuart und gegen die Malteser entschieden, und uns um eine Schöpfung im erhabenen Stile gebracht, um ein Meisterwerk der rührenden Gattung bereichert hat. Schiller selbst spricht es aus, was es gewesen, das dießmal dem humanen Triebe in seiner von Hoffmeister ganz richtig gefaßten sittlichen wie poetischen Doppelnatur vor dem heroischen den Vorrang verschafft hat. „Neigung und Bedürfniß ziehen mich zu einem frei phantasierten, nicht historischen, und zu einem bloß leidenschaftlichen und menschlichen Stoff; denn Soldaten, Helden und Herrscher habe ich vorjetzt herzlich satt."

„Mit welch andrer Stimmung (fährt sodann Hoffmeister fort) ging Schiller an Maria Stuart, als an Wallenstein, zu welchem ihn gerade das Reale und streng Historische hinzog, das er niemals mehr

verlassen wollte. Uebrigens hielt ihn Goethe oder eine bessere Ueberzeugung dießmal noch von einem selbsterfundenen, frei phantasierten Gegenstand zurück; aber sein neues Stück von dem Boden der Freiheit und der Geschichte auf den Grund des Herzens und der Leidenschaft zu verpflanzen, daran konnte ihn nichts verhindern. Aus diesem Gesichtspunkte muß der Charakter der Königin Maria aufgefaßt werden, deren Person und Schicksale beinahe den ganzen Inhalt des Trauerspieles erschöpfen. Es wird uns ein höchst liebenswürdiges Weib vorgeführt, welches die Verirrungen ihres Herzens durch Leiden und Tod abbüßt. Diesem Hauptzwecke muß jedes andere historische Verhältniß weichen oder dienen."

Ist diese Auffassung vom Wesen der Hauptfigur und von der Idee des Stückes wohl ganz ausreichend? Unrichtig freilich ist sie nicht. Denn allerdings, was nach der Vollendung des von einem halb antiken Geiste durchwehten Wallenstein den Dichter zu Maria Stuart unwiderstehlich hinzog, das war das Magdalenenhafte in diesem leidenden Weibe, die christliche Idee der Buße war es, was den scheinbar dem Christenthume so fern stehenden, ja abgewandten Dichter bei einer seiner schönsten und seelenvollsten Dichtungen durchdrang und erfüllte, diese Idee war es, welche so mächtig in ihm lebte, daß sie auch in seinem nächsten Drama, der Jungfrau von Orleans, den historischen Ausgang wesentlich umgestaltete und selbst noch in der Braut von Messina einen freilich eben so getrübten als abgeschwächten Nachklang fand. Allein wenn wir hiermit die Auffassung Hoffmeisters, die hier der innern Buße nicht bestimmt gedenkt, schon etwas näher bestimmt haben, so dürfen wir uns damit doch noch nicht begnügen. Ueberhaupt läßt sich die Idee eines Dramas, der in seinem Inhalt liegende Gehalt, schwerlich je so kurz aussprechen,*) und was namentlich Maria Stuart betrifft, so sind doch wahrhaftig die historischen Verhältnisse darin nicht so verwischt, noch so entstellt, daß nicht auch diese, wie sie eben im Stücke vorliegen, ein bedeutsames und auch von großartiger historischer Wahrheit erfülltes Moment abgäben, welches man bei der Bestimmung

---

*) Ich erlaube mir auf meine Schrift über Shakespeare's Macbeth zu verweisen, S. 63 ff.

der Idee keineswegs sich erlauben darf fallen zu lassen. Hierüber vorläufig nur so viel: Wenn Hoffmeister selbst sagt, daß Person und Schicksal der Königin Maria Stuart beinahe den ganzen Inhalt der Tragödie erschöpfen, so liegt darin schon unwillkürlich eine Wendung zu einer vollständigeren und erschöpfenderen Zusammenfassung der Grundelemente des Werkes; denn diese Schicksale gehen ja nicht ausschließlich aus der Persönlichkeit der unglücklichen Königin hervor, sondern aus dieser Persönlichkeit in ihrer Stellung unter und zu historischen Verhältnissen und Potenzen, deren Unerbittlichkeit und schneidende Schärfe wie das furchtbare Räderwerk einer gefühllosen Maschine die Unglückselige zermalmend umfaßt. —

Doch diese historische Seite unsers Dramas wird erst später näher zu betrachten sein, wenn die allerdings weit überwiegende ethische die rechte Klarheit wird gewonnen haben. Welcher Weg ist nun aber einzuschlagen, um zunächst dieser letzteren Aufgabe zu genügen?

Nothwendig ist dazu erforderlich eine Uebersicht vom Gange der Handlung; diese Uebersicht aber kann zugleich nichts anders sein als eine Darlegung des Hauptcharakters, wie er sich in den wechselndsten Seelenzuständen im Verlaufe des Stückes entfaltet. Käme es nur auf eine Charakteristik der Maria Stuart an, so würde dieser Charakter vielmehr aus seinen Grundbestimmungen heraus zu entwickeln sein; dann ginge aber jene Uebersicht verloren. Ueberdieß liegt zu der von mir hier vorgezogenen Methode, den Charakter sich nach seiner Selbstentfaltung im Stücke darstellen zu lassen, eine Aufforderung auch in der Natur gerade dieser Persönlichkeit, welche ihre einzelnen Charakterzüge nicht mit der Selbstständigkeit anderer tragischer Haupthelden aus sich heraus setzt, sondern vielmehr durch den Wechsel ihrer Lagen unwillkürlich bald diese, bald jene Seite ihres Wesens hervorzukehren veranlaßt wird, so daß das Moment der augenblicklichen Stimmungen, die freilich wieder in Mariens Grundwesen bedingt sind, vor dem der dauernden Charakterzüge weit den Vorrang hat. Damit jedoch diese Fülle von Seelenzuständen und von geistigen Erregtheiten bei dieser Weise der Behandlung nicht ganz und gar auseinandergehe und zerflattere, wird es schicklich sein, die Vorgeschichte der Maria Stuart und in dieser ihr eigenthümliches Wesen kurz zusammengefaßt vorauszuschicken. So wird sich auch der Reiz um so eher erklären,

welchen dieser Stoff auf den so zarten als tiefen Sinn unsers großen Meisters üben mußte, und schon im Voraus wird sich als die Grundstimmung des ganzen Werkes ankündigen die tragische Schwere christlichen Seelenleidens, das sich jedoch auflöst in die christliche Verklärung der geläuterten Seele.

Denn welch ein Leben ist es, das die Beklagenswerthe vom Throne dem Schaffot zugeführt!

Einem seltenen Verein natürlicher Gaben und äußerer Glücksumstände standen gegenüber schwierige Verhältnisse, lockende Lagen und ein verführbares Naturell, durch deren Zusammenwirken alle jene Begünstigungen zu eben so vielen Handhaben für ein tragisches Geschick wurden.

Höchste Geburt und höchste Aussicht stellen Marien von Anfang an über Millionen ihres Geschlechtes weit hinaus, stellen sie aber auch einem Zusammenstoß mit der englischen Nation bloß, welche das Thronrecht der Katholikin nicht anerkennen will, und nach der mit der katholischen Maria bereits gemachten Erfahrung nicht anerkennen kann. Nicht minder glänzend und nicht minder gefährlich ist die natürliche Ausstattung, welche ihr als Weibe zu Theil geworden. Bezaubernde Schönheit, fesselnde Grazie, reiche Geistesgaben, welch ein Glück scheinen sie zu versprechen, und welch ein Unglück bringen sie! Denn diese Ausstattung lockt auch den Schwarm der Männer, mit Allem, was die Gunst eines unbefestigten weiblichen Herzens erobern kann, sich an sie heranzudrängen, und eine glühende Sinnlichkeit, welche so oft mit einem poetischen Fluge der Seele sich verbindet und aus dem Glanze, den die Phantasie auch über die sinnliche Lust auszubreiten weiß, so wie aus dem schmeichelnden Gefühle natürlicher Erhabenheit über die gewöhnliche Ansicht der Dinge reiche Nahrung zieht — diese ästhetisch gefärbte Sinnlichkeit gibt Marien allen jenen Gefahren um so unverwahrter Preis. Findet doch das Gleißnerisch-lockende böser Lust in dem Glanze des durchaus sittenlosen französischen Hoflebens einen nur zu mächtigen Gehülfen — in der Duldsamkeit einer poesievollen, aber ethisch nicht selten sehr nachsichtigen Kirche kein Gegengewicht — endlich in dem eigenthümlich herben und abschreckenden Ernst, mit welchem der poesielose Puritanismus das Gebot strenger Sittlichkeit der warm empfindenden jungen Königin drohend entgegenstellte, zwar einen Gegner, aber einen Gegner, der das Schlimme nur noch schlimmer machen konnte! Denn

das herrische Auftreten des Sittengesetzes mußte für die leichte Erregbarkeit trotzigen Selbstgefühls und Herrscherbewußtseins viel mehr ein Stachel als Zügel werden, da zu Sitte und Tugend sich zwingen lassen diejenigen am wenigsten mögen, welche am willigsten sich würden dazu leiten lassen. Dazu ein Volk, das die junge dem Katholizismus huldigende und in ihrem religiösen Bedürfniß durch beschränkende Bedingungen gehemmte Königin mit mißtrauischem Fanatismus beobachtet, eine Geistlichkeit, die mit düsterer Glaubensgluth dieses Mißtrauen unablässig nährt, ein trotziger, unbändiger, selbstsüchtiger Adel! Welch eine Fülle tragischer Motive, kaum anderswo in so schneidender Schärfe, in so vielgestaltiger Verwickelung wiederkehrend. Kann es befremden wenn solchen Verlockungen die noch ungeprüfte Seele erliegt, wenn sie zu zurückstoßender Hingabe an die sinnliche Lust, ja zu mehr, zu schaudererregenden Verbrechen sich hinreißen läßt?

Einen Unwürdigen erwählt Maria, durch äußerliche Schönheit bestochen, zum Gemahl. Seine Rohheit verscherzt die Gunst der Enttäuschten. Durch ein würdigeres Verhalten sie wieder zu erwerben, kömmt ihm nicht in den Sinn, vielmehr läßt er in wüthender Eifersucht den Liebling der kunstbegeisterten Maria, den schönen Sänger Rizio, vor ihren Augen durchbohren. Da gibt ihn Maria, auf's Neue bestochen von sinnlicher Lust, keiner Warnung achtend, der Mörderhand des Verführers Bothwell preis, ja sie zwingt durch Waffengewalt ihr Parlament, den Schuldigen des Mordes loszusprechen, und reicht dem Blutbefleckten die Hand vor dem Altare. Aber nun ist auch die Erbitterung des Volkes nicht mehr zu bändigen. Maria wird als Mörderin von ihrem Volke verstoßen. Arglos vertrauend entflieht sie zur nahverwandten Königin von England. Aber sie will ihre alten Ansprüche auf den englischen Thron nicht aufgeben, und so wird sie als gefährliche Nebenbuhlerin in dem protestantisch gewordenen, doch von katholischen Elementen noch ganz angefüllten Lande von Elisabeth festgenommen und in langer, immer mehr erschwerter Haft gehalten. Ja, da sich blutige Verschwörungen zu ihrer Rettung anspinnen, wird sie, die schottische Königin, die Katholikin, als angebliche Urheberin dieser Pläne vor einen Gerichtshof gestellt, der, aus ihr unebenbürtigen Engländern, die, wenngleich hochgestellt, doch von ihrer Königin nur zu abhängig und Protestanten sind, gebildet und an ein ausdrücklich im Voraus

gegen Marien gerichtetes Gesetz gebunden, kaum einen andern als einen blutigen Spruch erwarten läßt. Von Stunde zu Stunde erwartet sie diesen Spruch. In dieser äußern Lage finden wir sie bei Beginn des Dramas. Und in welcher innern Stimmung? Welches ist der Seelenzustand, in welchem sie zuerst uns entgegentritt? Einen so von Laster und Sünde befleckten Charakter, und gerade einen weiblichen, an welchem die Befleckung uns noch weit mehr beleidigt, einen Charakter, der auch nicht etwa, in das Furchtbare hinaufgerückt, durch die Energie des Bösen uns imponieren könnte, einen solchen Charakter wagte Schiller zum Mittelpunkt eines Dramas zu machen! Konnte das gelingen, und wie konnte es gelingen?

Eben nur dadurch, daß die Sünderin von der Poesie zum Ideale der Buße geadelt wurde. Ich sage: von der Poesie. Denn allerdings mußte die Poesie diese Verklärung, zu der die Geschichte nur die Grundzüge darbot, zu einer dramatischen Handlung entwickeln, hiermit aber erst die Idealisierung wahrhaft vollbringen. Das Folgende hat dieß zu zeigen und fühlbar zu machen.

## Der Charakter der Maria Stuart in seiner dramatischen Entfaltung.

(Der ethische Geist des Stückes.)

1. Mit Würde und Fassung erhebt sich Maria Stuart wie überhaupt über die vieljährigen Leiden harter Gefangenschaft, so über die neue Kränkung, die ihr so eben widerfahren, ja sie scheint fast mit der Welt ganz abgeschlossen, auf ihre Freuden verzichtet zu haben. Zwar ein schweres Leid lastet auf ihr. Aber nicht diese nothgedrungene Entsagung, die der Verwöhnten so schwer fallen mußte, quält sie, nein, das Schuldbewußtsein über jene frühere furchtbare That, dieses Schuldbewußtsein, das bei aller katholischen Gläubigkeit, trotz aller Bußübungen, trotz aller Absolution nicht schlummern will, das ist es, was sie peinigt. Auch der treuen Kammerfrau gelingt es nicht, das gerade heute, am Jahrestage des frevelhaften Mordes, doppelt starke Schuldgefühl zu beschwichtigen. Mit innerer Nothwendigkeit rollt sich hier ein Gemälde des Schwersten, was Maria sich vorzuwerfen hat, vor unsern Blicken auf, mit einer Kunst dramatischer Entwicklung, die man nie genug bewundern kann. Gerade die unerbittliche Strenge Mariens gegen sich selbst gegenüber dem Bestreben der Kammerfrau, die Schuld durch Hervorhebung der

veranlassenden Umstände, wie der leichteren Verführbarkeit der Jugend zu mildern, gerade diese Strenge führt zu einer immer weiter gehenden Enthüllung der Schuld; aber darin, daß Maria selbst durch ihre Strenge gegen sich die widerstrebende Kennedy zu dieser Enthüllung, die zugleich Strafgericht ist, veranlaßt, eben darin wird uns die vollste Bürgschaft für den Ernst ihrer Buße. Mit kühnem und sicherem Griffe und auf engem Raume alle diese Momente zusammenfassend, hat der Dichter gleich im Beginn die unwürdig Behandelte und die Schuldbeladene, aber auch die durch Fassung und durch Buße tragisch Geadelte uns zu lebendigster Anschauung und zu vollstem Mitgefühl vorgeführt.

Doch noch nicht ganz überwunden ist der Trieb zum Leben, noch nicht ganz überwunden die Furcht vor dem Tode. Zwar jene Entsagung auf den Genuß der Welt könnten wir um so mehr schon für ganz vollendet halten, als sich Maria bei Anfang des Stückes gerade einer Hoffnung beraubt glauben muß, welche unerwartet ihr aufgeleuchtet, und dennoch ihre Fassung behauptet. Der Günstling der Königin nämlich, Graf Leicester, der in früherer Zeit die dargebotene Hand der Maria in der trügerischen Aussicht auf die der Elisabeth verschmäht hat, in dieser Aussicht aber nach jahrelangem Bemühen sich doch getäuscht findet, dieser hat sich Marien zugewendet und mit ihr ein Verständniß anzuknüpfen versucht, das Lebensrettung und neues Lebensglück verheißt. Aber diese Hoffnung hat sich trügerisch erwiesen, indem Mariens strenger Hüter, Ritter Paulet, dem Versuche, durch Bestechung dem Grafen Leicester eine zusagende Erwiderung seines Antrages zugehen zu lassen, auf die Spur gekommen ist. Doch vielleicht führt ein anderer Weg unmittelbar in das Leben zurück. Die Arme hat einen Brief an die Königin von England, worin sie um die Vergünstigung einer Unterredung bittet, geschrieben, der zwar bei der gewaltsamen Beschlagnahme ihrer Kostbarkeiten und Papiere dem Ritter Paulet auch in die Hände gefallen ist, den aber dieser der Königin Elisabeth zu überbringen sich auf Mariens Bitte nicht abgeneigt zeigt. Aber wie schwach ist diese Hoffnung, welche sie auf die Großmuth einer Feindin setzt, von welcher sie zwar nicht die offene Gewaltthat einer Hinrichtung, wohl aber die heimliche einer Ermordung fürchtet!

So scheint denn doch die Resignation in das Unvermeidliche, in den Verlust des Lebens selbst, mindestens in die ewige fernere Entziehung

aller Lebensfreude geboten, und scheint auch leicht genug, wo das Leben unter dem Drucke einer so schweren innern Last daniedergebeugt ist. Da auf einmal thut sich wie durch ein Wunder, unerwarteter noch als durch jenen Antrag des Grafen Leicester, eine neue Möglichkeit der Befreiung auf, durch den eigenen Neffen des Ritter Paulet.

Mortimer nämlich, „in strengen Pflichten aufgewachsen, in finsterm Haß des Papstthums aufgesäugt," hat während einer Reise auf dem Festlande die überraschendste Umwandlung erfahren. Die sinnliche Erregbarkeit des feurigen Jünglings war im Stillen nur um so mächtiger geworden, je mehr er ihre Zähmung und Unterdrückung bisher als religiöse Pflicht hatte ansehen müssen. Als ihm nun in Rom der katholische Kultus auf dem Gipfelpunkt seines ästhetischen Zaubers im gewaltigsten Kontraste gegen den trockenen und poesielosen Puritanismus entgegentritt, wie hätte der Empfängliche, von heißem Lebensdrange Erfüllte zu widerstehen vermocht! Heimlich zur katholischen Kirche übergetreten, ist er bald auch für ein Wagniß zu ihren Gunsten gewonnen worden. Denn zu der religiösen Schwärmerei hat sich eine glühende Leidenschaft für die schöne Gefangene gesellt, deren Bild ihm in des verbannten Bischofs Wohnung in die Augen gefallen, und an deren höherem Anrecht auf den englischen Thron ihm bald kein Zweifel mehr geblieben. Die ihm in dieser Zeit zugekommene Kunde, daß die Gefangene aus der Bewachung ihres früheren Hüters in die seines Oheims übergegangen, ist ihm als ein Wink des Himmels zur Rettung der für den katholischen Glauben leidenden Königin erschienen. In's Vaterland zurückgeeilt, hat er durch erheuchelte Gleichgültigkeit, ja durch anscheinenden Haß gegen die Sünderin den scharfblickenden Oheim sicher und sorglos zu machen gewußt. Endlich wird es ihm in einer glücklich gewählten Stunde möglich, der Gefangenen sein wahres Wesen und seinen mit noch zwölf englischen Jünglingen zu ihrer Entführung geschlossenen Bund zu eröffnen. Maria hat Einsicht und Selbstbeherrschung genug, den Kühnen vor der Gefahr zu warnen, welcher Andere bereits erlegen sind; doch zugleich ist die Lebenslust in ihr mächtiger wieder angeregt, ihr Sinn auf die fast schon aufgegebene Möglichkeit der Rettung lebhafter wieder hingerichtet. Zu der eben erst vereitelten Anknüpfung einer Verbindung mit Leicester eröffnet sich durch Mortimer ein neuer und sicherer Weg. Nur der freie Wille der Elisabeth kann ihr, das

sieht sie ein, die Pforte ihres Kerkers aufthun, und auf diesen Willen ist einzig und allein durch den mächtigen Günstling der Elisabeth eine Einwirkung möglich, der Verkehr aber mit diesem auf einmal angebahnt durch die Erscheinung Mortimers, des unverdächtigen Neffen ihres wachsamen Hüters.

Doch plötzlich wird sie von der lebhaften Erregung der neuen Lebenshoffnung hingelenkt auf das drohende Geschick des Todes. Lord Burleigh erscheint, ihr den Spruch des Gerichtshofes der Zweiundvierzig zu verkündigen, der Marien, wenngleich sie bereits durch Mortimer davon Kenntniß erhalten, noch immer tief genug erschüttern konnte. Aber schnell gefaßt, verräth sie durchaus keine Schwäche, keine Verzagtheit. Mit Würde macht sie ihren erhabenen Rang geltend, der ihr verbiete, einen Gerichtshof anzuerkennen, der nicht aus Königen besteht, — mit gerechter Entrüstung weist sie die moralische Untauglichkeit der Richter zu diesem Amte nach, mit edlem Stolz bekennt sie die freilich träumerischen Hoffnungen, die sie sich auf Versöhnung der beiden feindlichen Nationen unter ihrem Scepter gemacht, — mit dem erbebenden Bewußtsein der Unschuld an Babingtons Verschwörung dringt sie auf Gegenüberstellung ihrer Ankläger, — mit hellem Blicke trotz des steigenden Affekts legt sie dar, wie „nicht vom Rechte, von Gewalt allein ist zwischen ihr und England die Rede“ — und endlich mit unerschütterlicher Fassung auch dem Aeußersten gegenüber unterwirft sie sich, ohne durch Bitten sich zu erniedrigen, dieser rohen Gewalt, die nur nicht durch den Schein des Rechtes die Welt zu betrügen suchen soll. — Es war der erste Staatsmann Englands, der ihr gegenüber stand; aber all dessen Klugheit und Redefertigkeit hat doch nicht verhindern können, daß sie, die physisch Machtlose, durch Adel der Seele und hohe Geistesgegenwart einen moralischen Triumph gewinnt und den Verkünder des tödtlichen Spruches als geistige Siegerin verläßt. Burleigh selbst empfindet diese ihre Ueberlegenheit so wohl, daß er darauf sogar den Versuch baut, den Ritter Paulet von der Nothwendigkeit zu überzeugen, Marien, die ewig Gefährliche, heimlich sterben zu lassen, da Elisabeth das Todesurtheil nicht wohl vollziehen lassen könne. Der Vollzug des Urtheils ist es gerade, was Paulet, der entschiedene und aufrichtige Feind der Maria, wünscht; aber von den Schleichwegen politischer Intrigue mag seine strenge Rechtlichkeit nichts wissen.

„Für den Sherif und den Henker
Soll meines Schlosses Pforte offen sein;
Jetzt ist sie zur Bewahrung mir vertraut.
Und seid gewiß, ich werde sie bewahren,
Daß sie nichts Böses thun soll noch erfahren."

So sicher zeigt sich der Mann, während schon ein Versuch zu ihren Gunsten eingeleitet ist. Und sollte wohl der Gedanke, sie heimlich aus dem Wege zu räumen, so ganz aufgegeben sein, weil er an dieses Mannes starrer Gewissenhaftigkeit gescheitert ist?

II. Alle Aussicht auf Hülfe von Seiten des Auslandes scheint für Marien zu verschwinden, indem sich Elisabeth der Werbung des französischen Prinzen günstig und geneigt zeigt, und doch vermag die letztere der Furcht nicht ledig zu werden. Aber den Urtheilsspruch wirklich vollziehen zu lassen, wozu Burleigh, der Repräsentant des Staatsinteresses, eben so entschieden räth, als Shrewsbury, der Vertreter des Gebotes der Gerechtigkeit und der Menschlichkeit, davor warnt, kann sie doch auch nicht über sich gewinnen. Nur zu wohl fühlt sie, daß doch zuletzt sie Haß treffen werde, wenn sie nicht Gnade übt. Nehmen wir nun noch hinzu, wie Leicester, auf dessen Treue und Neigung sie baut, mit verführerischer Beredtsamkeit sie zu einem Mittelweg zu bestimmen sucht, wodurch Zeit und mit ihr die Möglichkeit zu Mariens Rettung gewonnen würde, so fühlen wir, wie wenig auch auf der Seite der Elisabeth, inmitten irdischer Hoheit und Größe, wahre Befriedigung und echtes Glück zu finden ist, und erkennen zugleich, wie auch hier Ein Unrecht immer ein neues nach sich zieht. Ein gewaltiger Kontrast jedoch zwischen beiden Königinnen tritt darin hervor, daß Maria bei allen ihren Verschuldungen eine gewisse großartige Offenheit, die Offenheit einer ursprünglich edlen Natur bewiesen hat, die durch und durch reflektierte Elisabeth dagegen, wiewohl an Charakterkraft weit überlegen, durch Hinterlist und Tücke einen ursprünglichen Mangel an Charakteradel bekundet. Maria, die Besiegte, die Ohnmächtige, durfte sagen:

„Was irgend nur in einem guten Krieg
Recht ist und ritterlich, das darf ich üben,
Den Mord allein, die heimlich blut'ge That,
Verbietet mir mein Stolz und mein Gewissen;
Mord würde mich beflecken und entehren."

Elisabeth, die Siegerin, die Mächtige, hat sich so verstrickt, daß sie, gleich abgeneigt zu offener Strenge wie zu Milde und Gnade, sich vor der immer drohenden Gefahr auf immer zu sichern kein anderes Mittel weiß als „Mord allein, die heimlich blut'ge That.“ Was der ehrliche Feind Mariens, Ritter Paulet, dem Versucher Burleigh abgeschlagen, dafür bemüht sich Elisabeth selbst jetzt den ihr von Paulet vorgestellten, vielleicht ehrgeizigeren Neffen zu gewinnen. Sein verdächtiges Benehmen in Frankreich, das den englischen Spähern nicht unbemerkt geblieben, hat er als patriotische zu Gunsten Elisabeths geübte Verstellung zu deuten gewußt und hierbei eine Meisterschaft in der Kunst des Scheines entwickelt, welche selbst die scharfblickende Elisabeth in dem mit so viel Unbefangenheit Sprechenden nicht zu durchschauen vermag. Ihm darf sie ja wohl in leicht verständlichen und doch immer noch zurückhaltenden Andeutungen ihren Wunsch nahe legen, und mit schneller Fassung geht der Jüngling auf die unerwartete Zumuthung ein. Verschafft er sich doch eben dadurch freieren Spielraum zur Ausführung seines Planes der Rettung! So wunderbar verschlingen sich die Fäden, daß Elisabeth selbst wider Wissen und Willen die Hand zur Befreiung der verhaßten Gegnerin bieten muß! Ja, das Gelingen scheint um so unzweifelhafter, da durch Mortimer an Leicester die zusagende Antwort Mariens auf Leicesters Werbung erfolgt, durch welche Zusage nun auch Leicester insgeheim vollkommen auf Mariens Seite gezogen wird. Zwar, wenn nur durch Thatkraft Rettung möglich ist, so steht von dem Höfling nichts zu erwarten, der von dem alten kühnen Muth des englischen Adels nichts mehr in sich trägt und eben so wenig bei seinen Standesgenossen auf entschlossene Mitwirkung rechnen darf. Aber vielleicht ließe sich Elisabeth zu einer Zusammenkunft mit Marien überreden. Dann wären ihr die Hände gebunden, da sie nach solchem Erweis ihrer Gnade das Urtheil nicht mehr könnte vollstrecken lassen. So muß es wenigstens menschlichem Scharfblick erscheinen, weßhalb auch Burleigh dringend von der Gewährung der von Marien nachgesuchten Unterredung abgerathen hat. Und in der That weiß Leicester dazu die doch von Schwäche nichtfreie Elisabeth zu überreden. So wird die Listige durch den Listigern betrogen, betrogen durch die Blöße, welche die Staatskluge in ihrem Neide gegen Mariens vielgepriesene Schönheit der schlauen Beredtsamkeit Leicesters darbietet. Und doch betrügt der Listige,

der ihren eiteln Wunsch, auch als Weib über das Weib zu triumphieren, so geschickt zu nutzen versteht, zuletzt nur sich selbst. Denn da der Erfolg seines Dringens ganz am Ende noch zu scheitern droht an dem Bedenken Elisabeths, wie übel es ihr anstehen werde, die Verwandte in Mangel und Schmach zu sehen, so verfällt er in der Hast der Benutzung des günstigen Momentes auf den Rath, die Zusammenkunft scheinbar zufällig stattfinden zu lassen, und gibt unbedacht den ganzen Ausgang des Gesprächs mit der unvorbereiteten Maria ganz und gar der Macht zufälliger Stimmung preis.

III. Die Gefangene, die zu Anfang des Stückes schon ganz resigniert schien, in der aber doch die Lebenslust noch nicht ganz überwunden, die Lebenshoffnung noch nicht ganz ausgetilgt war — jetzt sehen wir sie, von trügerischer Hoffnung mißgeleitet, dem mächtig erregten Lebenstriebe sich unbedingt hingeben. Wer trüge nicht in frischester Erinnerung die hinreißend schöne Stelle, in welcher Maria, nach Jahren zum ersten Male dem finstern Gefängniß entstiegen, in vollen durstigen Zügen die freie, die himmlische Luft trinkt? Auch die Mahnungen der treuen Kennedy vermögen das fessellose Ausströmen ihrer Seele nicht zu hemmen. Zwar muß sie gestehen, daß die Schranken ihrer Haft nicht gefallen, daß sie nur erweitert worden; aber mit dem täuschenden Scharfsinn hoffnungsvoller Stimmung wähnt sie, daß die kleine Gunst des größeren Glückes Verkünderin sei, welches sie, wie jetzt diesen kleinen Anfang, Lord Leicesters mächtigem Arme zu danken haben werde. Ein jetzt vernommenes Hifthorn verkündet dem unterrichteten Zuschauer, nicht der ahnungslosen Maria, die Nähe der Elisabeth. Doch alsbald wird auch Maria durch Paulet auf das Nahen der Königin aufmerksam gemacht. Die Gunst soll ihr zu Theil werden, um die sie selbst durch ihn nachgesucht, aber jetzt, gerade jetzt in diesem Rausche der Empfindung ist sie, die noch kurz vorher mit bitterem Gefühl die eilenden Wolken, die Segler der Lüfte, glücklich gepriesen:

„Frei in Lüften ist eure Bahn,
Ihr seid nicht dieser Königin unterthan!“ —

jetzt ist sie auf die doch von ihr selbst gewünschte Zusammenkunft nicht gefaßt, jetzt dünkt ihr schrecklich, fürchterlich, was sie sich als höchste Gunst erbeten. Auch ihr früherer milderer Hüter, der edle Graf Shrewsbury, erscheint sorgenvoll und theilnehmend, die leicht Erregbare

zu Fassung und Unterwürfigkeit zu mahnen. Allein je weniger sie ausweichen kann, desto lebhafter empfindet sie, wie sie in der Zusammenkunft mit der Verhaßten nur ihr Verderben erfleht hat. Durch den Genuß halber Freiheit ist mit der plötzlichen Nachricht von Elisabeths bevorstehendem Erscheinen die Empfindung aller ihrer Leiden brennend erwacht, die früher errungene Fassung ist verloren gegangen, nur der Haß lodert in ihr auf, und ahnend ruft sie aus:

„Ich bin zu schwer verletzt — sie hat zu schwer
Beleidigt — nie ist zwischen uns Versöhnung!"

Bei so tiefem Bewußtsein ihres gegenseitigen Verhältnisses, wie könnte Maria des edeln durch Elisabeths Verstellungskunst getäuschten Shrewsbury Versicherung und Mahnung, Elisabeth sei nicht gefühllos, Maria möge nur besseres Vertrauen hegen, irgend Glauben und Gehör schenken?

Elisabeth erscheint, mit ihr naht die Entscheidung. Kann sie zweifelhaft sein? Die Arme, deren ganzes Geschick in der Uebergewalt des Herzens ihren Grund hat, ihr gegenüber die herzlose Herrin ihres Schicksals, — die Hochgesinnte, die trotz aller sonstigen Verschuldung Elisabeth gegenüber außer Schuld, ja zur Anklage sich berechtigt fühlt, und die Staatskluge und Herrschgewaltige, welche den Schein des Rechts gegen Marien selbst sich zu geben gewußt und Mariens Partei gegenüber mit Grund das Recht der Nothwehr geltend machen kann, — endlich die Unglückselige, deren Fluch die Macht der Schönheit ist, welche sie über Andere geübt und unverhohlen auch an sich erfahren, gegenüber der Gefallsüchtigen, welche die Verirrungen ihrer Sinnlichkeit gleißnerisch vor den Augen der Welt zu verbergen sich bemüht hat, ja welche nicht einmal einem Ehebündnisse den stolzen Ruf einer bis an das Lebensende bewahrten Jungfräulichkeit aufopfern möchte, — — kann die Entscheidung zweifelhaft sein?

Zwar an Marien liegt es nicht, wenn diese gegen sie ausfällt, und dennoch wird auch sie schuldig.

„O Gott, aus diesen Zügen spricht kein Herz!". Das der erste Eindruck, welchen die mit zurückstoßender, durch Absichtlichkeit und Verstellung noch gesteigerter Kälte auftretende Elisabeth auf Marien macht. Aber sie überwindet sich, sie beschließt, auch noch dieser Demüthigung sich zu unterwerfen, den ohnmächtigen Stolz der edeln Seele fahren zu

lassen. Sie vermag es, indem sie in ihrem Geschick eine Fügung des Himmels anerkennt, und so behauptet sie ihre Würde, selbst, indem sie vor Elisabeth niederfällt:

„Die Gottheit bet' ich an, die Euch erhöhte!"

Aber nun möge auch die Schwester edelmüthig sein und sie von dem tiefen Fall erheben. Doch wie rührend sie immer, wie edel in der Erniedrigung, wie an sich haltend in der Vertheidigung sie flehen mag, die Unerbittliche vermag sie nicht zu erweichen. Selbst die Bereitwilligkeit, allen ihren Ansprüchen auf dieß Reich zu entsagen, wirkt nichts. Elisabeth erkennt darin nur ein Bekenntniß, daß Maria von Ränken und Verschwörungen nichts mehr für sich erwarte. Da erfolgt die unglückselige Wendung. Schon hat sich, da alles Flehen keinen Anklang findet, eine Störung der bisher mühsam behaupteten Selbstbeherrschung angekündigt:

„Ein Wort macht alles ungeschehn. Ich warte
Darauf. O laßt mich's nicht zu lang erharren!
Weh Euch, wenn Ihr mit diesem Wort nicht endet!"

Jetzt, als die eifersüchtige Elisabeth die schon lang Gereizte höhnend an ihre weltbekannten Liebesvergehungen erinnert, da fühlt sich nicht mehr die ebenbürtige Königin, die Blutsverwandte gekränkt, da empört sich in Marien das Weib. In ihrem Tiefsten verwundet durch den hämischen Angriff, bricht sie aus, und in diesem Augenblicke unfähig, mit Würde das Unwürdige abzuwehren, läßt sie sich hinreißen, mit leidenschaftlicher Bitterkeit den Angriff zu erwidern, ja zu überbieten durch die Hinweisung auf die Heimlichkeit, womit Elisabeth ihre eigenen gleichen Verirrungen zu bedecken gewußt, und selbst den kränkenden Vorwurf, mit welchem die Katholiken Elisabeths Mutter brandmarkten, vermag sie nicht zurück zu halten. Die Mahnung des edeln Shrewsbury zur Mäßigung fruchtet nichts, vielmehr sucht sie nun gerade in dem ungezügelten Ausbruch ihres Hasses, ihres Grolls, ihres Stolzes, ihrer Verachtung eine Genugthuung, eine Rache für jahrelange Leiden.

Diese Wogen der ungestümsten Leidenschaft legen sich auch nicht, als nach Elisabeths raschem Abgang die nun ganz hoffnungslose Kennedy Marien auf das, was sie gethan, aufmerksam macht. Jetzt hat diese nur Raum für das Gefühl, Rache geübt, einen Triumph gefeiert und gerade vor Leicesters Augen die Königin zu Boden geschlagen zu haben.

So ganz verloren hat sie die Fassung, die wir im Anfang an ihr bewunderten, so unfähig scheint sie, dieselbe wieder zu gewinnen. Wer wollte deßhalb den Stein gegen sie aufheben, wer erkennte und gestände nicht, daß nach solchem Mißlingen der Verlust mühsam errungener Selbstherrschaft durchaus menschlich ist, aber wer erkennt darin nicht auch zugleich eine Schuld, die ihrer Strafe nicht verfehlen kann? Und diese Strafe trifft sie in einer empfindlicheren Gestalt, als in der außerdem zu erwartenden, trifft sie in einer moralischen Demüthigung, welche sie sofort erfährt.

Auch Mortimer hat die Unterredung gehört, hat Marien in dem Ausbruch ihrer Heftigkeit gesehen, und wenn im ersten Akte die hohe Würde Mariens den leidenschaftlichen Jüngling in den Schranken ehrfurchtsvoller Huldigung erhielt, so hat der Ungestüm weiblicher Leidenschaft, den sinnlichen Reiz von Mariens Erscheinung erhöhend, in Mortimer nun auch die stille Gluth der Sinnlichkeit zur lodernden Flamme angefacht. Jetzt ist sie verloren, — denn von Leicester, dem Feigen, ist nichts zu hoffen, — wenn nicht entschlossener, vor keiner Gefahr, vor keinem Verbrechen zurückbebender Muth sie rettet; aber ein solcher erhebt auch Anspruch auf den Lohn der Hingebung des schönen Weibes. Den verweigerten ist er entschlossen zu ertrotzen, ja schon dringt er auf die Geängstete ein, die vergebens mit rührendem Flehen sich seiner zu erwehren sucht, die, nachdem sie die Schutzwehr erhabener Fassung und Würde verloren hat, nun jeder moralischen Waffe gegen die Sinnlichkeit des Verwegenen entbehrt. Hierdurch furchtbar gestraft und gedemüthigt, vermag sie sich seinem Ungestüm nur zu entziehen, indem Mortimer plötzlich von ihr abgelenkt wird durch die Nachricht, daß bewaffnet Volk den ganzen Garten fülle. Es ist ein Auflauf, der durch einen Mordversuch gegen Elisabeth veranlaßt worden. Der Versuch ist mißlungen, der Bund, welcher Marien befreien sollte, gesprengt, und nur noch ein schwacher Versuch zu ihrer Rettung bleibt für Mortimer übrig, mehr ein Zeugniß seiner bei aller Sinnlichkeit doch mehr als bloß sinnlichen Natur, als daß er selber eine rechte Hoffnung darauf zu bauen wagte.

IV. Der dritte Akt hatte uns die beiden Königinnen zusammen vorgeführt, im vierten bleibt Maria, wie im zweiten, unsern Blicken

entzogen, welche wieder ausschließlich auf Elisabeth und die um diese sich herumgruppierenden Personen hingelenkt werden.

In Folge des neuen Verdachtes, zu welchem der eben vereitelte Mordanfall Anlaß gegeben, hat eine Nachforschung bei Marien stattgefunden, und es ist ein angefangener Brief derselben an Leicester entdeckt worden, der nun diesem als unzweifelhaftem geheimen Verbündeten Mariens den Untergang droht. Doch mit der Meisterschaft des vollendeten Höflings weiß dieser, für den immer noch die alte Gunst in Elisabeths Herzen nicht erloschen ist, sich selbst zu retten, indem er zunächst Mortimer, dann auch Marien preisgibt. Mortimer hat ihm eben die Kunde von der Entdeckung jenes Briefes gebracht und ihn aufgefordert, durch Verstellung und durch sein Ansehen sich selbst und Marien Frist zu schaffen, während er nach Schottland eilen wolle, dort neue Freunde zu sammeln, — da läßt ihn Leicester, indem er ihn als einen Staatsverräther bezeichnet, dessen schändliche Verschwörung so eben von ihm entdeckt sei, durch die herbeigerufenen Trabanten der Königin in Verwahrung nehmen, der sich jedoch Mortimer durch einen heroischen Tod entzieht. Es gelingt Leicester, die aufgebrachte Königin trotz Burleighs Bemühungen zu versöhnen, indem er, Wahrheit mit Dichtung ununterscheidbar durch einander mischend, es glaublich macht, daß Mortimer Pläne gegen die Elisabeth geschmiedet, die, von Burleighs vielgerühmtem Scharfblick nicht bemerkt, eben nur von Leicester durch die scheinbare Anknüpfung eines Verhältnisses hätten entdeckt werden können. Aber freilich muß er, um jeden Rest eines Verdachtes vollends zu tilgen, nun selbst auf die Vollstreckung des Todesurtheils an Marien dringen, ein Verrath, der ihm doch nicht straflos ausgehen soll; ihm selber in Gemeinschaft mit Burleigh wird diese Vollstreckung aufgetragen, zu welcher der Befehl sogleich ausgefertigt werden soll.

Aber noch fehlt eins, die Unterschrift. Auch jetzt noch, da ungestüm das aufgeregte Volk diese fordert, kann Elisabeth zu keinem Entschlusse kommen. Ist es nicht demüthigend, sich zwingen zu lassen, und muß sie nicht fürchten, daß eine ganz verschiedene Stimme sich werde hören lassen, wenn sie dem Wunsche der Menge gehorcht hat? Dazu kömmt die Warnung des ehrwürdigen Shrewsbury, der eben jetzt ihr Retter geworden und dadurch erhöhten Anspruch hat, erhört zu werden, eine Warnung, die, so beredt sie vorgetragen wird, ihr Gegen-

gewicht doch findet in der überlegenen Einsicht und Kraft des patriotischen Staatsmannes Burleigh. Endlich siegt in Elisabeth Politik, wie persönliche Erbitterung; sie unterzeichnet; doch kaum hat sie unterzeichnet, so sucht sie zwischen sich und die blutige That ein Drittes einzuschieben, wodurch der Vorwurf von ihr hinweggenommen werden soll. Sie übergibt dem Staatssekretär Davison, so sehr sich dieser dagegen sträubt, den unterschriebenen Befehl der Vollziehung des Urtheils, mit der vollen Verantwortlichkeit für Vollzug, wie für Nicht-Vollzug. Mit fühlloser Härte verläßt sie den Geängsteten, dem der sofort eintretende Burleigh den Befehl entwindet, dem nunmehr die schleunigste Vollstreckung gewiß ist.

V. Der fünfte Akt führt uns Marien selbst wieder vor, unmittelbar vor der Hinrichtung. Jetzt erst ist die Erhebung und Fassung, welche früherhin, so lange noch Lebenshoffnungen sich eindrängten, keineswegs gesichert, ja späterhin sogar vor irdischem Haß und Rachgier ganz gewichen war, jetzt ist sie zur vollen Wahrheit und Wirklichkeit geworden. Zwischen Furcht und Hoffnung, da Mortimer verheißen hatte, sie in der Nacht zu entführen, „zweifelhaft, ob sie dem kecken Jüngling ihre Ehre und fürstliche Person vertrauen dürfe,“ hat Maria den Morgen erwartet. Da hat sie auf einmal Pochen und Hammerschläge vernommen, die sie auf Rettung deutete; noch eben zitterte sie vor dem Befreier, doch jetzt winkt die Hoffnung,

„der süße Trieb des Lebens,
Wacht unwillkürlich, allgewaltig auf,“ —

da tritt Paulet ein, und kündigt an, daß so eben das Blutgerüst aufgeschlagen werde. In diesem entscheidenden Moment, der mit Einem Schlage alle Hoffnung vernichtet, da ist es Marien gelungen, sich über sich selbst zu erheben und

„der Erde Hoffnung
„Zurückzustoßen mit entschloss'ner Seele
„Und glaubensvoll den Himmel zu ergreifen,“

und nur dem Jammer des alten Ritters, dem durch sie in Mortimer seine letzte Hoffnung starb, sind ihre Thränen geflossen, dem fremden Jammer, nicht dem eigenen Schicksal. Mit Fassung hat sie den Rest der Nacht durchwacht, betend, schriftlich von den Ihren Abschied nehmend, ihr Testament schreibend; jetzt erquickt sie der letzte Schlummer. —

Dieß Alles erfahren wir noch vor Mariens Auftreten aus dem Munde der treuen Kennedy, welche dem früher verbannten ehemaligen Haushofmeister Mariens genauen Bericht erstattet. Auch der Arzt kömmt und befiehlt fürsorglich, einen Becher Wein zu holen zur leiblichen Stärkung für die Königin, damit nicht bei allem Heldenmuthe die Natur aus Schwachheit unterliege. Die Kammerfrau, welche den Becher heraufholt, hat durch die zufällig sich öffnende Thür das Blutgerüst erblickt, dessen Bild nach der Schilderung, welche die Entsetzte davon entwirft, unvertilgbar sich unsrer Phantasie einprägt.

Endlich erscheint Maria selbst. Jetzt ist sie nicht bloß gefaßt, den Tod zu erdulden, jetzt ist er ihr ein willkommener Befreier von langen, unwürdigen Leiden, und jetzt lebt, aber geheiligt und verklärt durch die innere Erhebung über alles Irdische, der würdige Stolz, das Bewußtsein königlicher Erhabenheit wieder in ihrer edeln Seele. Ja, Freuden sollen ihr sogar zu Theil werden, die sie nicht erwartet hatte. Sie erkennt in Melvil einen Freund, einen Bekenner ihres Glaubens, der als Zeuge ihrer Fassung ihre Todesstunde vor entstellendem, gehässigem Gerüchte sicherstellen kann. Mit Antheil fragt sie nach dem Schicksal eines alten Kämmerers, mit Ergebung trägt sie es, daß sie keinen ihrer theuren Blutsverwandten noch sehen soll, mit Liebe hat sie für das Schicksal ihrer hinterbleibenden treuen Dienerschaft gesorgt, und mit einer durch nichts geschwächten zarten Rücksicht auf Natur und Art jeder Einzelnen vertheilt sie den geringen ihr gebliebenen Besitz und nimmt Abschied von den tief Erschütterten, noch im Tode dankbar anerkennend:

„Ich bin viel
Gehasset worden, doch auch viel geliebt!“

Sie entfernen sich, nur Melvil bleibt.

Alles Zeitliche ist berichtigt, alle Bande sind gelöst, nur Eins beklemmt noch ihre Seele, — noch fühlt sie sich dem höchsten Richter nicht versöhnt, versagt ist ihr der Priester ihrer Kirche, in deren Glauben sie sterben, von deren Priesterschaft allein sie des Sakramentes heilige Himmelsspeise annehmen will. Allein so tief sie den Segen kirchlicher Gemeinschaft empfindet, so tief sie in ihrem Innersten verwachsen ist mit dem tiefsinnig poetischen Kultus ihrer Kirche, dennoch vermag sie über diese Bedürftigkeit sich zu erheben, und zu einem freieren

religiösen Bewußtsein sich aufzuschwingen. Bereit, sich an das Wort des Erlösers zu halten:

„Wo Zwei versammelt sind in meinem Namen,
„Da bin ich gegenwärtig unter ihnen,“

ist sie fähig, auch in dem ungeweihten, aber herzensreinen Melvil einen Priester, einen Frieden bringenden Boten Gottes zu erkennen, dem sie ihre letzte Beichte ablegen will, dessen Mund ihr das Heil verkünden soll. Mit der bloßen rein innerlichen Aussöhnung — dem anderen Extrem zu einer rein äußerlich gefaßten, begnügt sie sich nicht, und thut sie Recht, sich nicht zu begnügen; denn nicht bloß mit seinem Gotte, auch mit der Menschheit soll sich Jeder versöhnen und von einem würdigen Vertreter der letztern, der eben als solcher auch ein Beauftragter Gottes ist, für das volle, offene Schuldbekenntniß auch die offene, volle Schuldvergebung empfangen.

Sie hat Verzicht geleistet auf die Form, in der allein früher die höchste religiöse Befriedigung, die ganze Entlastung der Seele ihr möglich erschien; aber nun wird ihr durch eine unerwartete Gnade des Himmels jene Befriedigung gerade auch in jener Form zu Theil. Sie vernimmt von Melvil, daß dieser Priester geworden, um ihre letzte Beichte zu hören und auf ihrem Todeswege ihr den Frieden zu verkünden, und mit Rührung und Ueberraschung erkennt sie in ihm den Himmelsboten, da jeder irdische Retter sie getäuscht. Rückhaltslos eröffnet sie ihr Herz: als Sünde klagt sie an den neidischen Haß, die Rachgedanken, die sie in der Unterredung mit der Gegnerin ergriffen haben, den furchtbaren Widerspruch, Vergebung von Gott zu hoffen, da sie doch der Gegnerin nicht zu vergeben vermochte, — als Sünde klagt sie an die tiefe Neigung des eitlen Herzens zu dem unwürdigen Leicester, — und endlich bekennt sie, wie die alte, längst gebeichtete Schuld der Ermordung ihres Gatten und der Vermählung mit dem Mörder gerade jetzt im Augenblick der letzten Rechenschaft mit neuer Schreckenskraft zurückkehre. In diesem dreifachen Schuldbewußtsein und ihrer herzlichen Reue liegt gerade das vollgültige Zeugniß von dem ursprünglichen, jetzt verklärt wiedergewonnenen Adel ihres Wesens. Allen Antheil dagegen, auch den versteckteſten und scheinbar unschuldigsten, an Babingtons und Parrys Hochverrath darf und kann sie dem ernst und streng fragenden Priester ableugnen. Und doch ist es gerade diese fälschlich ihr zur Last gelegte

Schuld, um derentwillen sie zum Tode verurtheilt ist! Dennoch ist sie weit entfernt, ihr Schicksal mit murrender Selbstgerechtigkeit als ein ganz unverdientes anzusehen, vielmehr in demüthiger Erkenntniß göttlicher Weltordnung und Gnade denkt sie:

> Gott würdigt mich, durch diesen unverdienten Tod
> Die frühe schwere Blutschuld abzubüßen.

So darf sie denn auch die volle Vergebung hoffen und wird deren vergewissert auch durch den symbolischen Akt der Kirche, indem sie nach der Absolution das Abendmahl, das Abendmahl sogar in seiner doppelten Gestalt, empfängt.

Es erscheinen jetzt die, welche sie zum Tode führen sollen. Mit Fassung und Ruhe ertheilt sie Lord Burleigh ihre letzten Aufträge, bittet durch ihn der Königin ihre Heftigkeit von gestern unter Segenswünschen reuevoll ab, so wie den Ritter Paulet um Verzeihung des Wehs, das sie wider Willen ihm bereitet, erwirbt noch für Melvil und die Kennedy die Erlaubniß, sie auf ihrem letzten Gange zu begleiten, und empfiehlt sich dann hoffnungsvoll der Gnade ihres Erlösers.

Doch schon im Begriffe abzugehen, hat sie sich noch einer schweren Prüfung gewachsen zu zeigen. Sie erblickt Leicester, der sich scham- und schmerzensvoll bei Seite gehalten. Da regt sich noch einmal die schon überwundene Stimme des Herzens, die Kniee versagen ihr, Leicester fängt die Sinkende auf; ernst und schweigend blickt sie ihn an, dann erinnert sie ihn strafend an sein gebrochenes Versprechen, nimmt aber sanft auch von ihm Abschied in Worten, welche nur die Sache selbst aussprechen, aber freilich auch unbeabsichtigt für den Unseligen das Gericht der Verwerfung einschließen. Jetzt hat sie nichts mehr auf der Erde, der sie auch nach wenig Augenblicken nicht mehr angehört. —

Aber wenn auch Maria selbst vollkommen von selbstsüchtigen Regungen gereinigt, nur Segen für ihre Feinde herabgefleht, — der Himmel richtet anders. Sein Strafgericht trifft wie innerlich Leicester, so äußerlich auch Burleigh, der wegen seines eigenmächtigen und doch gern gesehenen Schrittes von der verstellungsvollen Elisabeth aus ihrem Angesichte verbannt wird, trifft endlich Elisabeth selbst, die sich treuer Diener theils selbst berauben muß, theils freiwillig von ihnen verlassen wird, so daß sie nur in dem stillen Bewußtsein ihrer politischen Mission Halt und Stärke findet.

* * *

Von Schillers Maria Stuart zu sprechen, ohne das Wort Buße zu gebrauchen, ich möchte wissen, wie dieß möglich wäre. Aber das genügt nicht; dieß Wort muß accentuiert, und es muß nicht bloß accentuiert werden, sondern die Idee der Buße ist als die eigentliche Seele des Werkes nach seiner ethischen Seite zu bezeichnen; es ist eine religiöse Tragödie *).

Natürlich ist die Buße als Prozeß, als ein Werden, nicht als ein starres Sein zur Anschauung gebracht. Und in welcher Stärke! Sind es doch die tiefsten Gesetze, deren Verletzung die Seele Mariens nicht zur Ruhe kommen läßt, und sind sie doch verletzt von einer Königin, von einem Weibe, welche das Gefühl ihres Berufs, wie natürlicher Abscheu vor solcher Befleckung am meisten sicher stellen sollte. Aber die Buße ist nicht bloß ein Werden, sie findet auch in der sittlichen Erneuerung, die auch den Feinden vergibt, ihren Abschluß. Und so ist unsers Dichters Maria Stuart, dieß lebendige Beispiel, „wie betrüglich die Güter dieser Erden," dieß Bild ursprünglichen Geistesreichthums und Seelenadels, tiefen Falles, ernster und doch noch nicht ausreichender Erhebung, schweren Rückfalls, gerechter Demüthigung endlicher vollendeter Ergebung, Wiedergeburt und innerer Beseligung im äußeren Untergang ein Seelengemälde von tiefstem christlichen Gehalt; so ist diese Schöpfung, in welcher, wie vorher das Glück zum Unglück, so zuletzt das Unglück zum Heil ausschlägt, eine vom echtesten Geiste des Christenthums, von der Heiligung durch Buße, innerlichst durchdrungene und gestaltete Tragödie.

### Verhältniß des Drama's zur Geschichte.

Schillers Maria Stuart ist eine religiöse Tragödie, aber sie ist nicht bloß eine religiöse, sie ist auch eine historische Tragödie.

Hoffmeister macht einige der Abweichungen Schillers von der Geschichte bemerklich, und fährt dann fort: „Ueberhaupt hat Schiller so viel Historisches verrückt und übergangen und so viel hinzugedichtet, daß diese Tragödie von der Geschichte beinahe eben so abweicht, als Don Carlos." Wenn nun freilich Hoffmeister noch einige Punkte hinzufügt,

*) Es liegt nahe, außer an Schillers Jungfrau von Orleans auch an Calderon, und es liegt nicht fern, an Goethes Iphigenie und — an Sophokles' Antigone zu denken.

„worin nach den neuesten Untersuchungen“ die Sachen sich in der Wirklichkeit anders verhalten, als bei Schiller, so brauchen wir auf diese Punkte nicht eben einzugehen, da man doch unmöglich dem Dichter einen Vorwurf daraus machen kann, daß er die Enthüllungen Raumers aus dem brittischen Archive nicht vorausgesehen. Doch bliebe immer noch die Frage, ob er diese Enthüllungen als Dichter hätte brauchen können. Freilich ist es durch die Doctrin der Romantiker zu einem ästhetischen Dogma geworden, daß der Dichter die Historie fast nur zu daguerreotypieren brauche, um ein historisches Drama zu Stande zu bringen. Lessing bekanntlich dachte anders, Schillers nicht zu erwähnen, der ja ein für alle Mal den Romantikern kurz und gut der subjective Aesthetiker wie Dichter ist. Nun will ich gar nicht leugnen, daß die Entwickelung der Geschichtsschreibung bis zur Höhe ästhetischer Weltansicht, die Auffassung der Geschichte als des Dramas Gottes, in der That eine viel weniger spröde und feindselige Stellung des Ganges der Geschichte zur ästhetischen Kunstforderung, ja eine Art präſtabilierter Harmonie zwischen beiden wirklich hat entdecken lassen, aber so mit Haut und Haar taugt die Geschichte dem Dramatiker denn doch keineswegs, schon aus dem einfachen Grunde nicht, den bereits Schiller mit einer die spätere Kunstweisheit etwas beschämenden Naivetät ausspricht, wenn er die Bühne einen offenen Spiegel des menschlichen Lebens nennt, wo „die merkwürdige Oekonomie der obersten Fürsicht, die sich im wirklichen Leben oft in langen Ketten unabsehbar verliert, in kleinern Flächen und Formen aufgefaßt, auch dem stumpfesten Auge übersehbar zu Gesichte liegt.“

Die ganze Frage nach Natur und Bau des historischen Drama's, das vor allen Dingen nicht mit der dramatischen Historie verwechselt werden darf, möchte wohl noch fortgesetzter, ohne vorgefaßte Meinung anzustellender Untersuchungen bedürfen, ehe sie ganz ins Klare wird gesetzt sein. Einen Beitrag dazu zu liefern ist hier nicht der Raum, da es ohne sehr ausführliche Darlegungen gar nicht geschehen kann. Ich muß mich begnügen, das historische Element in Schillers Maria Stuart zur Geltung und Anerkennung zu bringen, und auch hierfür kann ich bis auf einen gewissen Grad auf Hoffmeister verweisen, der zwar lange unsicher hin und her schwankt, zuletzt aber doch zu seiner schönen Unbefangenheit sich zurückfindet. Zunächst habe ich es freilich

erst noch mit dem herumtastenden Hoffmeister zu thun. Dieser sagt: „So viel Thatsächliches opferte Schiller auf, um das Trauerspiel in seinem Sinne zu Stande zu bringen. Er mußte der Geschichte Gewalt anthun, um ein Weltdrama in ein leidenschaftliches Personenstück zu verwandeln. Daher sind auch alle die gegen unsre Tragödie eingenommen, welche mit den geschichtlichen Verhältnissen bekannt sind.“ Folgt sodann das Urtheil Raumers. — Aber muß man denn immer das englische Archiv mit sich herumschleppen?

Doch später wechselt Hoffmeister den Standpunkt. „Ein Kunstwerk aber darf nicht nach einem äußern Maßstab, sondern muß in sich und aus sich selbst beurtheilt werden. Zeigt unsre bisherige Erörterung, worin unser Drama der Geschichte nachsteht, so können wir leicht auch die Gründe angeben, warum diejenigen an dem Trauerspiel ein so großes Wohlgefallen finden, welche keine geschichtlichen Erinnerungen mitbringen. Maria Stuart, sagt Frau von Staël, scheint mir von allen deutschen Tragödien die pathetischste und am besten angelegte zu sein,“ worauf denn eine Menge trefflicher Bemerkungen folgen.

Aber wir kommen mit dieser Nachweisung der Gründe für die entgegengesetzten Ansichten nur in eine peinliche Ungewißheit, ob wir uns der Schöpfung des Dichters freudig hingeben, ob wir verdrießlich den Kopf dazu schütteln sollen, eine Ungewißheit, aus der wir erst allmählich, und ganz erst in der fast durchweg gelungenen Schlußpartie (S. 281 bis 289) erlöst werden.

So weit wie er thut, hätte er in seinen Concessionen gegen die von Raumer repräsentierte historische Partei gar nicht gehen sollen. Fast sieht es aus, als könnten diejenigen, welche historische Erinnerungen mitbringen (und sie nicht etwa künstlich vergessen), — fast sieht es so aus, als könnten diese gar nicht anders als mit dem Stücke unzufrieden sein. Und dieß muß ich bestreiten, und ich möchte sogar bei näherer Ueberlegung bezweifeln, ob eine der Geschichte treuer sich anschließende dramatische Maria Stuart möglich sein wird, wiewohl ich allerdings den Versuch wünschen möchte, sobald wir nur erst wieder einen Schillergenius haben werden; es versteht sich von selbst, daß dieser mehr als Schiller sein wird, denn sonst wäre er eben kein Schillergenius. Doch Raumer stellt ja „dem Schillerschen Werke die Idee eines großen historischen Dramas gegenüber.“ Das ganze Dasein mancher Personen der

Weltgeschichte, ist sein Gedankengang, sei so unheilbringend und bilde gegen die bestimmtesten Bestrebungen einer Zeit einen solchen Gegensatz, daß ihre Stellung eine schiefe, ja eine unmögliche genannt werden könne. So das Leben der Maria, welche überdieß einem unglückseligen Geschlechte angehöre. *) Gewiß, einem unglückseligen Geschlechte. Nur fragt sich, ob dieß nicht besser an Carl I. dramatisch zur Anschauung gebracht würde, und ob es an Maria Stuart sich würde zur Anschauung bringen lassen. „Einem solchen blutigen, unseligen Geschlechte (sagt Raumer) gehörte die Maria an, deren wahre Geschichte selbst die tiefsinnigste, ergreifendste Tragödie ist." Damit ist nur noch nicht bewiesen, daß sie eine Tragödie für die Bühne ist. Doch Raumer fährt fort:

„Die erste Hälfte derselben spielt in Schottland. Hier ist Maria die schöne, junge, kühne, dichterisch begeisterte, unschuldige Frau. Der Glanz des Katholicismus, die Strenge der Puritaner, die Liebesgluth haltungsloser Leidenschaft, Chastellerault, Knox, Riccio, Darnley, Murray, Bothwell: welche scharfgezeichnete, eigenthümliche Gestalten, welche Gegensätze und Steigerungen, bis zu dem Sturz vom Throne, der Marias Leben in Wahrheit so beschließt, daß nur noch eine lange, leere Zeit bleibt, bis sich das Frühere in raschem Wechsel gewissermaßen wiederholt."

Ich weiß nicht, ob ich Recht habe, aber die letzten Worte sehen mir etwas nach Verlegenheit aus. Freilich beschlossen muß das Leben schon im ersten Theile sein, sonst würde, wie in den Piccolomini, die dramatische Abrundung fehlen. Aber es darf nur ideell beschlossen sein, sonst widerspräche ja der Schluß der Geschichte. Was bleibt nun aber für die zweite Hälfte? Dieß, daß sich nach einer langen schweren Zwischenzeit das Frühere in raschem Wechsel gewissermaßen wiederholt. Ein sehr verfängliches „gewissermaßen." Und wenn es sich wiederholt, woher dann der Reiz für die bloße Wiederholung? Doch wir müssen Raumer weiter hören.

„Liegt in diesen historischen Momenten die Anlage zu einem echten modernen Drama, so ließe sich die endliche Katastrophe dieser Geschichte zu einer gewissen Schicksalstragödie gestalten, wie Schiller sie in Wallenstein suchte. Die jugendlich schöne Königin, jetzt gefangen, früh gealtert,

---

*) Hoffmeister IV., S. 265.

mit ergrauten Haaren, aller Schönheit entblößt, kaum fähig wenige Schritte zu gehen und dennoch von ihrem schmerzhaften Krankenlager und zwar — wider den Willen der Elisabeth aufgerufen und gezwungen, das Blutgerüst zu besteigen! Darin liegt das Tiefste und Ergreifendste dieser Geschichte: daß Maria trotz aller Buße dem Richterschwerte nicht entgeht; daß Elisabeth unbemerkt und von Tag zu Tag immer mehr außer Stand kommt, das Mißverhältniß zu ihrer Nebenbuhlerin milde zu lösen; daß, während sie wähnt, noch Alles in ihrer Hand zu haben, das Loos ihren Händen entschlüpft, der Schlag ohne ihr Wissen fällt und sie selbst den Flecken nicht verwischen kann, die Nachwelt nicht verwischen will, der hierdurch auf ihre sonst so glanzreiche Regierung fällt."

Wenn nur eine solche Skizze schon ein Drama wäre! Wie sollen wir sie uns ausgefüllt, zu einer Handlung ausgebreitet denken? O die Historie sorgt schon für die Füllung; bleiben wir ihr nur treu! Ich muß gestehen, ich sehe bei dieser Treue zwar wohl eine Tragödie „Elisabeth," aber keine zweite Hälfte einer „Maria Stuart" herauskommen. Und überdieß nicht einmal eine geschlossene Tragödie Elisabeth; denn mit dem bloßen Flecken könnte es doch nicht gethan sein, es würde wohl noch eine zweite Hälfte, etwa ein Essex folgen müssen, um die tragische Nemesis für die Elisabeth zu gewinnen. Will man sich aber entschließen, die zweite Hälfte der Maria Stuart anders auszufüllen, so daß diese der Mittelpunkt bliebe — nun so hätte wohl Schiller dafür gesorgt, daß wir derselben entbehren könnten; *) freilich wird dann auch die erste entbehrlich.

Zu der Schiller'schen darf ich mich nun wohl zurückwenden; ich thue es nicht ohne die Bemerkung, daß ich herzlich gern bereit bin, mich belehren und bekehren zu lassen, am liebsten durch eine dramatische That.

Um nicht zu weitläufig zu werden, berufe ich mich, was die mancherlei historischen Potenzen in Schillers Drama betrifft, auf Hoffmeister in seinen späteren Entwickelungen. Nur sind es die von ihm hervorgehobenen und betonten doch noch nicht allein, welche dem Werke

---

*) Daß einige historische Motive noch eingeflochten sein könnten, soll damit nicht in Abrede gestellt werden, und liegt wohl auch schon in der im ersten Artikel gegebenen „Vorgeschichte" angedeutet.

neben seinem allerdings mächtigeren ethischen auch einen historischen Charakter verleihen, sondern es kommt noch Ein Moment hinzu, welches die ganze Handlung durchzieht, ja erst Handlung hineinbringt, und dieses besteht in dem Zusammenwirken dreier Erfindungen Schillers, die ihm von den Historikern wohl gar übel genommen werden. Hoffmeister selbst übersieht diese Erfindungen nicht (S. 264, 265), aber er macht davon für seine Kritik keinen Gebrauch, oder wenigstens (S. 271 und 284, wo er allerdings sie etwas näher in's Auge faßt) keinen ausreichenden Gebrauch. Es ist für unsern Zweck nur von dreien dieser Erfindungen eine nähere Erörterung nöthig, die zunächst nur einem andern Zwecke zu dienen scheinen, in der That aber noch eine tiefere Bedeutung haben.

Fragt man sich nämlich, wie war es möglich, die Tragödie dicht vor ihrem Schlußpunkte, nachdem das Urtheil über Maria schon gesprochen ist, beginnen zu lassen und doch noch eine reiche tragische Handlung herzustellen, die weit entfernt, uns in der Ugolinomanier zu quälen, fortwährend in der größten dramatischen Spannung erhält und in einen höchst reichen Wechsel von Empfindungen versetzt, so kann es scheinen, als ob die Genialität des Dichters schon nach Gebühr anerkannt sei, wenn, wie Hoffmeister thut, auf die Mitwirkung dieser Erfindungen hingewiesen wird. Und allerdings ist dieß das Erste, was in Betracht kommt und wobei auch wir zunächst verweilen, wenngleich dieß unmittelbar nur den Kunstbau des Ganzen angeht.

Die Erfindungen, welche Schiller in einander geschlungen, und wodurch er jene Schwierigkeit überwunden und eine Fülle spannender Situationen und eigenthümlich interessanter Charaktere gewonnen hat, sind die Zusammenkunft der beiden Königinnen, Leicesters Hinneigung zu der früher verschmähten Maria, endlich die Figur des Mortimer. Die Zusammenkunft bildet den eigentlichen Höhepunkt des Stückes, und ist mit bewunderungswürdiger Kunst für die Oekonomie desselben benutzt. Denn indem sie gerade in die Mitte desselben fällt, so erhält die ganze äußerst verwickelte Handlung doch einen im höchsten Grade regelmäßigen Bau, und wird ganz faßlich und überschaulich; denn nun steigt die Handlung in stetiger Erhebung zu jener Höhe auf, nach der durch Mariens Brief frühzeitig unsere Aufmerksamkeit hingelenkt wird, wie sie dann eben so zwanglos nach der entgegengesetzten Seite sich wieder

abdacht. — Herbeigeführt aber konnte jene Zusammenkunft mit psychologischer Wahrscheinlichkeit nur werden durch Intrigue, und nur durch Intrigue eines der Königin nahestehenden vielgeltenden und schlauen Mannes. Welches andere Motiv aber durfte der Dichter diesem leihen, als das einer Neigung zu Marien? Wiederum, wie konnte diese in einem in Staatsgeschäften herumgetriebenen und mit seinem ganzen Dichten und Trachten auf hohe Stellung gerichteten Manne, in einem Günstling Elisabeths, so lange nach Mariens Gefangennehmung entstehen? Ein plötzliches Erbrennen wäre die lächerlichste Fiction gewesen. Dagegen ist es ganz schicklich und eben so sehr in den Verhältnissen als in diesem Charakter begründet, wenn er, in seiner Hoffnung auf die Regierung des mächtig und sicher aufstrebenden englischen Volkes getäuscht, sich der schöneren, durch Klugheit vielleicht noch zu rettenden (und wohl auch noch auf ihren Thron wieder zu erhebenden) *) schottischen Königin wieder zuwendet. Sollte er nun aber sich geneigt fühlen für Marien — in der Weise, welche dem vieljährigen, alles thatkräftigen Handelns gänzlich entwöhnten Höfling allein möglich war — auch wirklich sich zu bemühen, so mußte er der Annahme seines Antrags gewiß sein, und dieß setzte einen geheimen Verkehr Mariens und Leicesters voraus. Dieser freilich bedurfte zu seiner Herstellung nicht nothwendig eines bedeutenden Vermittlers, sondern wäre durch eine ganz untergeordnete Person möglich gewesen, aber wie unentwickelt, kahl und mager wäre dann doch immer das Stück geblieben im Vergleich mit seiner gegenwärtigen Fülle! Hier greift eben die dritte Erfindung ein, durch welche der Dichter, es ist kaum zu sagen wieviel, gewonnen hat.

Indem der eigene Neffe des Hüters der Maria heimlich zum Katholicismus übergetreten ist, und von ihrer Schönheit begeistert, zu ihrer Rettung sich förmlich in „der Verstellung schwere Kunst" hat einweihen lassen, erhalten wir das lebendigste Bild von der Macht, welche der Katholicismus über einen Theil der Einwohner hatte, von der Gefahr, welche England, eben darum aber auch Marien drohte, von dem Zauber, den über eine sinnlich entzündbare und ritterlich unternehmende Jugend

---

*) Ob dieß Motiv wohl in den Charakter des Leicester mit aufzunehmen gewesen wäre? Daß der Thron durch Mariens Sohn wieder besetzt war, konnte den Dichter nicht hindern, der diesen Umstand fast ganz ignoriert.

Mariens Schönheit und Unglück übte, stellt sich in uns endlich in dieser einen Figur der Geist und die dämonische Macht des bereits in der katholischen Kirche wirksam gewordenen Jesuitismus in ihrer vollen Stärke und Furchtbarkeit dar. Aber noch mehr: die Handlung gewinnt, da sich Mortimer erst Marien, dann Leicester entdecken muß, nicht bloß an Reichthum, sondern Leicesters Motive und Charakter treten in den Gesprächen mit Mortimer in viel dramatischerer Gestaltung hervor, als etwa durch einen Monolog möglich war, für den sich eine schickliche Weise der Herbeiführung schwer absehen ließe; Ritter Paulet, einer von Schillers vortrefflichsten dramatischen Charakteren, erleidet nun keine Einbuße, wenn er sich täuschen läßt und eine so fein angelegte Intrigue nicht durchschaut; wie Burleigh in Paulet, so erhält Leicester in Mortimer sein Gegenbild, während andrerseits wieder Burleigh und Leicester, Paulet und Mortimer Contraste bilden, und welche Contraste! — Endlich wird es möglich, in der Wiederholung des Mordantrags die Heimtücke „der königlichen Heuchlerin" noch bestimmter heraustreten und dadurch wieder die Freiheit Mariens von solcher gerade ihr Schuld gegebenen Hinterlist schärfer sich abheben zu lassen.

Wie fruchtbar also sind diese Erfindungen und wie eng in einander geschlungen, und ohne Unklarheit (man vergleiche nur etwa Don Carlos!) durch einander geschlungen! Aber sind sie auch angemessen der Periode der Geschichte, in welcher unser Stück spielt, und in deren Geist gedichtet?

Hier eben ist es, wo des Dichters Genialität erst in ihrem vollsten Glanze leuchtet. Aller bisherige Gewinn könnte immer noch ein Erzeugniß von Verstandesgenialität sein, wie sie sich so glänzend in Lessing darstellt; aber der historische Geist, welcher in diesen Erfindungen sich ausdrückt und die zweite Seite der Handlung bildet, dieser zeugt von einem Dichter, der auch unbewußt immer aus den Tiefen der Geschichte heraus und im geheimen Einverständnisse mit ihrem großen Gange seine dramatischen Pläne entwarf und ausführte. *)

Es gibt, um es kurz zu sagen, eine symbolisch-historische Tragödie. Mosen in seinem geistreichen Vorwort zur Oldenburgischen

*) Vgl. Gervinus Geschichte der deutschen Dichtung V., 486.

Theaterschau von Adolf Stahr (Oldenburg, 1845, erster Theil, S. XI.) nennt sie die mythisch-historische, was einen schonenden Tadel einschließt, der nur in dem Falle gegründet ist, wenn sich wirklich die Geschichte, und zwar gerade die Geschichte der neuern Zeit, aus welcher Schiller fast durchweg schöpfte und auf welche unsere Tragiker in der That vorzugsweise angewiesen sind, in zugleich realistischer und vollkommen künstlerischer Form dramatisieren läßt. Gervinus, dem doch Niemand einen Mangel an Enthusiasmus für Shakespeare vorwerfen wird, muß dieß doch, sehr seltene Fälle ausgenommen, bezweifeln *) und ob er auch nur selten Fälle der Möglichkeit in der neuern Geschichte zu nennen haben würde, wäre noch immer die Frage. Gestattet man aber um dieser Schwierigkeit willen einen Nachlaß in der Strenge der vereinten historischen und poetischen Forderung, so scheint es mir nur billig, daß dem deutschen Dichter des 18. und 19. Jahrhunderts nach der historischen Seite eingeräumt werde, was man nach der streng ästhetischen dem Dichter des 16. Jahrhunderts nicht versagt hat.

Welches ist der Geist moderner Geschichte?

Man hat den Dichter getadelt, daß er in Burleigh (für den die Behauptung übrigens gar nicht wahr ist), und mehr noch, daß er in Elisabeth persönlichen Motiven ein entscheidendes Gewicht bei ihren Entschließungen und Handlungen angedichtet. Nun will ich gar nicht geltend machen, daß die historische Elisabeth doch in der That nicht bloß von objectiven Interessen überall geleitet worden, will auch gar nicht fragen, wie denn eine von persönlichen Motiven gar nicht oder wenig berührte Elisabeth einer Maria hätte gegenübergestellt werden können, ohne daß die letztere von der tragischen Wucht der erstern sofort wäre erdrückt worden; **) aber ist denn die Elisabeth des Dichters, wenn auch nicht mehr die historische Einzelperson der Wirklichkeit, nicht doch ein nur zu sehr der Wahrheit gemäßes Symbol für den allgemeinen Geist moderner

---

*) Shakespeare von Gervinus 2. Theil S. 95, vergl. mit S. 93.

**) Diesem Uebelstande hätte allerdings auch noch begegnet werden können, aber nur dadurch, daß die ganz und gar gebrochene Maria noch aus ihrem Gefängniß heraus zu einer bewußten und unternehmenden Vorkämpferin des Katholicismus gemacht worden wäre.

Politik? Oder ist etwa diese stets und überall bloß von objectiven Interessen geleitet gewesen; hat sie nicht persönlichen Antrieben Spielraum mehr als zu viel gegönnt, in beiden Fällen aber mit einer Kunst der Intrigue operiert, welche schon gegen das Mittelalter, geschweige denn gegen das auch in seiner List reinere Alterthum charakteristisch absticht? Mag also immerhin der patriotische Engländer und der Archiv-kundige Deutsche über Verletzung der speciellen historischen Wahrheit von Seiten unsers Dichters klagen, der sich überdieß mit der früheren Ansicht über Elisabeth bis auf einen gewissen Grad entschuldigen könnte, — die neuere Geschichte selbst wird eben nicht über Entstellung zu klagen haben, wenn der Dichter den Geist ihrer Politik in seiner Elisabeth als in einem einzelnen Ausschnitt der modernen Geschichte symbolisch verdichtet und zur Anschauung bringt. Vielmehr haben wir Ursache, die Gestaltungskraft des Dichters zu bewundern, der auch in Leicester und Burleigh, in Shrewsbury und Paulet ganz lebendige und individuelle Gestalten und doch zugleich typische Repräsentanten allgemeiner Richtungen in dem Staatsleben neuerer Zeit uns vorzuführen gewußt. Und wie soll man die ganz einzige Schöpfung des Mortimer genug preisen, dieser ursprünglich auf Offenheit angelegten, aber durch die historischen Mächte der Zeit in ihr volles Gegentheil verkehrten, zu doppelter Heuchelei sich entschließenden, und doch zugleich heroischen Natur? diese Schöpfung, durch welche beide Seiten der Handlung in eine unheimliche Verbindung gesetzt werden, und durch welche die Zweideutigkeit des antiken Schicksals noch überboten wird? Napoleon, der es wahrlich wissen konnte, hat gesagt: in der modernen Tragödie müsse die Politik die Stelle des Schicksals der antiken vertreten, und wer wollte in Maria Stuart diesen Schritt des Schicksals verkennen? Aber hier ist mehr als Schicksal. Denn dem furchtbaren Walten der Intrigue ist doch nicht nur das Gleichgewicht gehalten, es ist mit genialer Dichterkraft ethisch niedergedrückt durch den rein-menschlichen Charakter der Maria und ihre endlich gewonnene Verklärung. —

Jetzt ziehen wir, die historische mit der ethischen Seite zusammenfassend, die Summe: *Eine mit dem höchsten weiblichen Liebreiz ausgestattete Königin, durch sittliche Haltlosigkeit ein Spielball der geschichtlichen Mächte ihrer Zeit, reinigt sich durch Buße zu einer Verklärung, durch welche sie im*

äußern Untergange den höchsten Sieg erringt und durch welche die Religion, die in den kämpfenden Partien theils als Fanatismus, theils als bloßes Mittel für politische Zwecke wirkt, als wahrhaft weltüberwindende Macht sich kund gibt.

## Ueber die Charaktere in Schillers Wallenstein.

### 1. Wallenstein.

Wallensteins Charakter möchte sich am klarsten entwickeln lassen, wenn man von Max Piccolominis Ansicht über ihn ausgeht. Zwar könnte dieß bedenklich scheinen, da offenbar Maxens Vorstellung von Wallenstein zu ideal ist. Theils der Enthusiasmus des reinen jugendlichen Herzens für eine so große, Ehrfurcht-gebietende Erscheinung, theils der Wunsch und die Hoffnung, ihm durch eine Verbindung mit seiner Tochter Thekla künftig noch näher anzugehören, setzen den Charakter Wallensteins für Max in ein Licht, durch dessen blendenden Glanz alle Flecken und Makel überstrahlt werden. Ueberdieß ist Max von frühester Kindheit an von dem sonst so strengen Manne wie ein Sohn gehalten worden (Wall. Tod, III. 18.), und hat dessen ganze Stellung nie aus der Ferne, sondern immer nur aus dessen nächster Nähe, gleichsam mit Wallensteins eigenen Augen gesehen. Was Wunder also, daß er ihn mit der liebevollen Parteilichkeit eines Sohnes, mit der begeisterten Hingebung einer ganz durch ihn herangezogenen *) echt ritterlichen Soldatennatur beurtheilt? Haben wir doch dieselbe Erscheinung unbegrenzter, blinder Verehrung bei so manchen edlen Charakteren aus Napoleons Umgebung wahrnehmen können, welche gleichfalls zwar eine Unzahl von

*) Etwas idealisierend drückt dieß die Gräfin Terzky aus mit den Worten: „Du liebst und preisest Tugenden an ihm, die du in ihm gepflanzt, in ihm entfaltet." W. T. V. 3. Vgl. Wallenstein selbst (W. T. III. 20: „Den Krieg verstehst Du, hast bei mir etwas gelernt."). Am meisten aber läßt sich Maxens eignen Worten entnehmen, was Wallenstein für ihn gewesen: „Wohl dem Ganzen, findet Sich einmal Einer, der — — sich hinstellt, Wie eine feste Säul', an die man sich Mit Lust mag schließen und mit Zuversicht." (Piccol. I. 4.)

Umgebung wahrnehmen können, welche gleichfalls zwar eine Unzahl von Uebeln, die im Gefolge der unaufhörlichen Kriege ihres Herrn auftraten, sich nicht ableugnen konnten, aber für jedes derselben eine vollgültige Entschuldigung fanden in den vermeinten menschheitbeglückenden Plänen ihres Gebieters, die ihnen auch die Heilung der den Völkern geschlagenen Wunden und einen weitreichenden Segen für die Zukunft zu verbürgen schienen. Ist nun aber der Einfluß parteiischer Vorliebe in Maxens Urtheil auf keine Weise abzuleugnen, so wird doch gerade, weil derselbe so offenbar und klar ist, die Berichtigung durch Abzug wie durch Hinzuthun leicht und sicher. Uebertrieben kann jene ideale Vorstellung sein und ist es: eigentlich falsch und unwahr aber kann sie nicht sein; denn in einem so ritterlich reinen und edeln Charakter wäre solche Liebe und Bewunderung gar nicht möglich, wenn sie nicht durch etwas Echtes und Großes in Wallensteins Wesen hervorgerufen würde.

Von den Stellen, in welchen mit hinreißendem Feuer jener Enthusiasmus sich ausspricht, läßt sich besonders an Eine näher anknüpfen, in welcher — richtiger und tiefer, als Max selbst ahnt, — der eigentliche Grund von Wallensteins Wesen, Thun und Geschick mit schlagender Kürze ausgedrückt ist:

„Geworden ist ihm eine Herrscherseele,
Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz." (Picc. I. 4.)

Unbedingt wahr ist das Erste: „geworden ist ihm eine Herrscherseele," und dieß haben wir zunächst ins Auge zu fassen. Was liegt aber nicht alles in diesen wenigen Worten!

Wallenstein besitzt die volle Lust am Wirken, den heißen Drang, mit gewaltiger Kraftanstrengung, mit mächtigem Gebote Großes in der äußern Ordnung der Dinge zu schaffen. Sagt er doch selbst mit vollstem Rechte von sich: „Wenn ich nicht wirke mehr, bin ich vernichtet." (W. T. I. 7.)

Diesem Drange entspricht aber auch die Befähigung zum Wirken, die Kraft des Geistes und Willens, deren gerade der Herrscher besonders in großen Krisen des öffentlichen Lebens bedarf. — Seines Feldherrntalentes — und der Feldherr muß Größe der Persönlichkeit besitzen, *) — braucht nur eben erwähnt zu werden; ohne dasselbe

*) Picc. I. 4.: „Im Felde da bringt die Gegenwart — — Persönliches muß herrschen, eignes Auge sehen. Es braucht der Feldherr jedes Große der Natur u. s. f."

hätte er ja gar nicht so hoch steigen können, auch ist es von seinen eigenen Feinden und Gegnern (von Gustav Adolph, wie Wrangel berichtet, W. T. I. 5., von Questenberg Picc. I. 2. II. 7.) vollkommen anerkannt. Kühnheit und Furchtlosigkeit hängt wesentlich damit zusammen.

„In der blut'gen Affaire bei Lützen
Ritt er euch unter des Feuers Blitzen
Auf und nieder mit kühlem Blut,"

sagt der wohlunterrichtete und wohlweise Herr Wachtmeister im Vorspiel (W. L. 6. A.), und diese Kaltblütigkeit und Furchtlosigkeit war so staunenerregend, daß der Soldat, und wäre er selbst so weise und überlegsam, wie der unvergleichliche Wachtmeister, sie nirgends anderswoher, als aus einem festmachenden Bündniß mit dem Teufel abzuleiten weiß. [1])

Doch damit wäre die Herrscherbegabung noch keineswegs vollendet und so ist nicht minder wichtig die Schärfe des psychologischen [2]) wie des politischen Blickes. Wallenstein durchschaut die Lage der Verhältnisse, die Schwierigkeiten, welche sie entgegenstellt, wie die Fordernisse, welche sie darbietet (die Macht der Gewohnheit, W. T. I. 4; und dagegen wieder die Lage Böhmens, W. T. I. 5.), und er kennt Werth und Eigenthümlichkeit eines Jeden, mit dem er in Berührung kommt. Selbst das Verdienst des gemeinen Soldaten bleibt ihm nicht verborgen, noch entfällt es seinem Gedächtniß. (W. T. III. 15.) Und wie er einen Jeden kennt und genau zu schätzen weiß (W. T. II. 3. „Weiß doch, was mir ein Jeder von Euch gilt."), so versteht er ihn auch seiner Natur gemäß zu behandeln. [3]) So viel er aber auch auf

---

[1]) Außer den Worten des zweiten Jägers und des Wachtmeisters in der angeführten Stelle, womit die des Kapuziners im 8. Auftr. übereinstimmen, vergleiche man noch die Aeußerungen der beiden Hauptleute im W. T. V. 2. — Im Stücke selbst offenbart sich diese Furchtlosigkeit zugleich mit seinem herrscherlichen Selbstbewußtsein bei dem ausgebrochenen Aufstande der Soldaten. (W. T. III, 20.)

[2]) Ein paar Nebenfälle: Wallenstein erkennt bald in dem Bürgermeister von Eger den heimlichen Protestanten, W. T. IV. 3., wie in Seni's Mahnen, trotz seines astrologischen Aberglaubens, das Parteiinteresse des Katholiken, W. T. V. 5.

[3]) So haben die Pappenheimer vor den anderen Truppen etwas voraus (W. Lager 11. Auftr. — W. T. III. 15.) und fühlen sich dadurch hochgeehrt.

Einzelne geben mag, immer ist er doch im Gefühl seiner geistigen Ueberlegenheit sich selbst genug. („Wann hätte Friedland unsers Raths bedurft?“ sagt ein gewiß gültiger Zeuge, Octavio in den Picc. V. 1. [1]) — Aber er kennt nicht bloß die Seinen, er weiß sie auch für sich zu gewinnen, er versteht es, den unbedingten Glauben an sich zu erwecken (W. Lager 6. Auftr.: „Ihm schlägt das Kriegsglück nimmer um“) und weiß sie zu einer unbedingten Hingebung für sich zu stimmen,[2]) und hierbei wird er ganz besonders durch die hinreißende Macht unterstützt, womit er über das Wort gebietet. [3])

Dieser Zauber einer gebietenden Persönlichkeit prägt sich natürlich auch aus in der Majestät seiner äußeren Erscheinung, wie in einer Menge einzelner Züge fürstlichen Benehmens. Schon die reinen, edlen Züge, wie die Hoheit blickende Gestalt (W. T. II. 2.) mußten auf empfängliche Gemüther ebenso anziehend („gelockt von deiner gastlichen Gestalt,“ W. T. III. 18.) als Ehrfurcht gebietend wirken. Nicht minder imponierend ist die fürstliche Gelassenheit und Vornehmheit, die sich selbst in der Haltung gegen seine Gemahlin und Tochter (z. B. Picc. II. 2. 3.)

---

Mit Begeisterung hebt diesen Zug in Wallenstein Max heraus: „Und eine Lust ist's, wie er Alles weckt. — — Jedwedem zieht er seine Kraft hervor, die eigenthümliche, und zieht sie groß.“ (Picc. I. 4.) Auch erkennt dieß Questenberg vollkommen an: „Wer spricht ihm ab, daß er die Menschen kenne, Sie zu gebrauchen wisse!“ Vergleiche noch Buttlers tragisch-höhnende Worte: „Ein großer Rechenkünstler war der Fürst u. s. w.“ W. T. IV. 8. — In Bezug auf Octavio geht Wallenstein freilich irre, doch weiß er auch hier zu unterscheiden und überträgt dem Octavio ein gerade mit dessen Natur übereinstimmendes Geschäft (W. T. II. 1 und 3), so wie er auch Illo treffend schildert (Picc. II. 6.): „Das Irdische, Gemeine magst du schon, das Nächste mit dem Nächsten klug verknüpfen; darin vertrau' ich dir und glaube dir.“

[1]) Diese Selbstständigkeit behauptet er z. B. auch gegen Illos und Terzkys Warnungen vor Octavio W. T. II. 3.: „Weiß wohl, ihr wart den Beiden nie gewogen u. s. f.“

[2]) Gerade dem Vertreter edlerer Gesinnung unter jener wilden Soldateska, dem Küraßier, heißt er ein „Soldatenvater“ W. Lager 11. Auftr.), womit zu vergleichen W. T. III. 15.: „Das höchste Zutrauen haben wir zu dir u. s. f.“

[3]) Am meisten hervortretend in den Scenen, wo er Max und die Küraßiere zu gewinnen sucht, und fast auch gewinnt.

nicht verleugnet.[1]) Und mit welcher gemessenen Hoheit tritt er dem Abgesandten des Kaisers gegenüber! (Picc. II. 7.) Aber auch — neben der Fassung bei weniger empfindlichen Unglücksfällen, wie bei Isolanis Abfall (W. T. III. 7.), welche Gewalt des Zornes, wenn seine hochfliegenden Pläne von einer Seite, von wo er es nicht erwartete, durch Widerstand durchkreuzt werden (W. T. III. 19, 20.), ein Zorn, den selbst die Tochter im gleichen Falle zu erwarten haben würde („Noch hast du nur das Lächeln deines Vaters, hast seines Zornes Auge nicht gesehen" Picc. III. 8.); und welch königlicher Stolz in der Furchtlosigkeit gegen die meuterischen Truppen, so wie in dem Selbstgefühl, womit er keinen Kampf der Kraft mit der Kraft fürchtet. (W. T. I. 4.) Dazu wieder seine mehrfach, z. B. gegen Isolani (Picc. I. 1.), aber auch wohl ohne besondere Absichten, wie gegen die beiden Hauptleute (W. T. V. 2.) an den Tag gelegte Freigebigkeit [2]), die besonders fürstlich in der Belohnung Maxens für die Begleitung seiner Gemahlin und Tochter sich kund gibt. [3]) Ferner später, als er bereits geächtet ist, doch noch die Gehorsam fordernde Majestät des Herrschers, mit der er Gordon Rechenschaft abgenommen (W. T. IV. 2.), andrerseits die vertrauliche und doch an die Höhe des Herrschers sich haltende Herablassung gegen den Bürgermeister (W. T. IV. 3), und noch später die nachsichtige Freundlichkeit gegen Gordon (W. T. V. 4. 5.), so wie die Großmuth gegen den Kämmerer (W. T. V. 5. am Schluß) — wer könnte in allen diesen Zügen [4]), wie in den früher besprochenen bedeu-

---

[1]) Dahin gehört auch die ruhige Festigkeit und Hoheit, mit der er wiederholt Illo und Terzky zur Mäßigung ermahnt, W. T. II. 3., so wie die Zurückweisung der Gräfin Terzky, W. T. I. 7. (Gräfin: „Ich gab den Böhmen einen König schon." Wallenstein: „Er war darnach.") Wenn er denn doch von der Gräfin in derselben Scene überredet wird, so spricht dieß, so bedeutend diese tragische Ironie ist, doch nicht dagegen, da sie dabei an seinem eignen Herzen den mächtigsten Bundesgenossen hat.

[2]) Auch von Gordon wird dieser Zug erwähnt und hervorgehoben: „Denn königlich war sein Gemüth, und stets zum Geben war die volle Hand geöffnet." —

[3]) Von der geistesverwandten Gräfin Terzky treffend mit den Worten gerechtfertigt: „Meinem Schwager ziemt's, Sich immer groß und fürstlich zu beweisen." Picc. II. 4.

[4]) Auch Gordon hat sie im Auge bei seiner rührenden Bitte, W. T. IV. 8.: „An seine Größe denkt, an seine Milde, An seines Herzens liebenswerthe Züge 2c."

tenderen, wer könnte namentlich in der Selbstgewißheit, welche Wallenstein gerade im Unglücke (W. T. IV. 5.) offenbart, die Herrscherseele verkennen? Ja wir werden diese ihm um so mehr zusprechen, da alle jene zuerst aufgeführten großen Eigenschaften Wallensteins noch mit einem ganz eigenthümlichen Charakterzuge verbunden sind, durch welchen ihnen erst der Stempel der Genialität aufgedrückt wird, mit einem Zuge nämlich nach den Tiefen der Menschheit, mit einer höchst reizbaren Empfänglichkeit für tief sittliche und religiöse Anschauungen, — wie sich selbst später noch in der mächtigen Empfindung für die Heiligkeit der Treue kund gibt: „die Treue, sag' ich euch, ist jedem Menschen wie der nächste Blutsfreund" u. s. f. (W. T. I. 6.), und mit einem ahnungsvollen Bewußtsein höherer Bestimmung, welches anfänglich der solchen Charakteren schon von Natur eignen Entschlossenheit noch eine Art religiösen Schwunges mittheilt. *)

So sehr wir aber mit Max in Wallenstein den eigentlichen Herrschergenius bewundern, werden wir, wenn Max hinzufügt:

„Und ist gestellt auf einen Herrscherplatz." —

auch da noch beistimmen können?

Dem Anschein nach freilich müssen wir es. Kann doch selbst Questenberg, nachdem ihm „der Ordnung hoher Geist erschienen, durch die er (der Krieg) weltzerstörend selbst besteht" (Picc. I. 2.), und nachdem er den niederschlagenden Gang durch's Lager gethan, nicht anders als gestehen (Picc. I. 3.):

„Den Feldherrn hatten wir noch nicht gesehen,
Den allvermögenden, in seinem Lager.
Hier ist's ganz anders.
Hier ist kein Kaiser mehr. Der Fürst ist Kaiser."

Allein dieser Herrscherplatz, wenn wir ihn auch als einen solchen gelten lassen wollen, ist doch nur durch Eigenschaften und Handlungen erworben, welche schon dem erst nach voller Gebühr gespendeten Lobe wesentlichen Eintrag thun, und vollends die spätere Lage Wallensteins, gerade dieser sein „Herrscherplatz," enthält Versuchungen, welche — wie denn gerade dem Drange nach einer großartigen äußern Wirksam-

---

*) W. T. IV. 2.: „Und keck, wie Einer, der nicht straucheln kann, lief er auf schwankem Seil des Lebens hin."

keit solche Abirrung nahe liegt — Stolz, Ehrgeiz, Herrschsucht, Rachgier, ja selbst Arglist immer mehr hervorlocken, und überdieß jenen tiefen mystischen Zug der Seele in eine aberwitzige Richtung ablenken und im Zusammenhange damit auch die natürliche Entschlossenheit auf eine Zeit lang hemmen und lähmen. So sind wir von der Betrachtung der großartigen natürlichen Ausstattung Wallensteins zu einem Hinblick auf die negativen, dämonischen Seiten seiner tiefen Natur und auf das Zusammenwirken von äußern Verhältnissen und inneren Neigungen zur Gestaltung seines Lebens und Schicksals hingeführt.

Welches war sein früheres Leben? Diese Frage drängt sich uns hier zuerst auf. — Tief ergreifend ist es, daß gerade kurz vor des Helden tragischem Ende (W. T. IV. 2.) der Dichter über diese Frage uns Aufschluß gibt, indem er mit einer so einfachen als glücklichen Erfindung den Commandanten der Festung, in welcher ihn der Tod ereilt, zu einem Jugendgenossen Wallensteins macht. — Schon im Jünglinge regt sich gewaltig ein kühner, auf Großes gerichteter, ahnungsvoller Sinn *), der ihn den Altersgenossen fern rückt und sich ganz und gar auf sich selbst zurückziehen läßt: die wunderbare Rettung aus augenscheinlicher Lebensgefahr bestärkt ihn in seinem Glauben an eine höhere Bestimmung, die er, ohne auf die Mahnungen Gordons, der ihm den goldenen Mittelweg preist (W. T. V. 4.), zu achten, mit Zuversicht und immer rascheren Schrittes entgegeneilt. — Eine solchem Streben entsprechende Vermählung, welche jedoch durch den Tod getrennt wird, gründet sein erstes Glück. (W. T. V. 3 u. 12.) Zum zweiten Male vermählt ist er anfänglich noch (W. T. III. 3.):

„Der fröhlich Strebende,
Sein Ehrgeiz war ein mild erwärmend Feuer. —
Der Kaiser liebte ihn, vertraute ihm,
Und was er anfing, das mußt' ihm gerathen."

Aber dieß damals noch mit der vollsten Ergebenheit gegen den Kaiser verbundene ehrgeizige Streben ist doch nicht möglich gewesen, ohne ein höchst gewaltthätiges Verfahren im Reiche: ein treuer Fürstenknecht, hat er der Völker Fluch auf sich gebürdet und den Krieg, der (anfänglich)

*) Der frühere lustige Studentenstreich (W. Lager 7. Auft.) widerspricht nur scheinbar.

nur den Kaiser groß gemacht, die Fürsten zahlen lassen (Picc. II. 7. W. T. I. 7.), und dieß ist es, was für ihn den ersten, für alle Folgezeit verhängnißvollen Sturz von seiner Höhe herbeiführt. Nicht, daß ihm das Unternehmen auf Stralsund mißglückt (W. Lager 8. Auftr.), was ihn allerdings des gehofften Admiralshutes verlustig macht (W. T. I. 5.), sondern die Klagen der Fürsten über sein eigenmächtiges, gewaltthätiges Verfahren sind der Anlaß dazu. Der Kaiser theilt durchaus nicht den Unternehmungsgeist seines Feldherrn, der ihm die unbeschränkte Herrschaft erworben hätte (Picc. II. 7.: „Ich hatte, was ihm Freiheit schaffen konnte“) und ein weltlicher Richelieu geworden wäre, und da er ihn nicht theilt, sieht er sich genöthigt, Wallenstein fallen zu lassen und in dessen Absetzung einzuwilligen. — Seit dem Unglückstage von Regensburg, wo diese erfolgt, ist ein finsterer Geist des Grollens und Brütens über ihn gekommen. (W. T. III. 3.) Der Glanz einer fürstlichen Hofhaltung auf den großen Gütern, auf welche er sich zurückzieht, ist ihm ein Bedürfniß, aber kein Ersatz, um so weniger, als er für seine Person aller Schwelgerei, wie allem Geräusch abhold ist:[1]) fürstliche Bauten,[2]) Andeutungen dessen, was er im Frieden für Handel und Verkehr im Großen thun würde, sind eben nur nothwendige Ausstrahlungen des in seinem Innern lodernden Feuers, nicht eine Befriedigung seines rastlosen, in's Ungemessene strebenden Thätigkeitstriebes, der, je weniger er jetzt einen entsprechenden Spielraum findet und je weniger er gerade vom Kaiser jene kränkende Behandlung verdient hatte (Picc. II. 7.), um so mehr einen brennenden Ehrgeiz, eine ungezähmte Herrschsucht, eine grollende Rachbegier sich ausbilden läßt. Dabei kann es seinem Scharfblick nicht entgehn, daß die Zeit kommen wird, wo man „den Geist“ wieder anrufen (Picc. I. 4.),

---

[1]) „Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch.“ — „Er haßt Geräusch, wohnt auf dem linken (Flügel) ganz allein.“ W. T. V. 2.: „Muß Alles mausstill um ihn sein u. s. f.“ W. Lager 9. Auftr.

[2]) Picc. III. 4.: Max spricht hier zwar von einer zukünftigen Thätigkeit Wallensteins, wie er sie träumt, aber er kann dies in dieser Weise doch nur, wenn der große Trieb, der prächtig schaffende, sich schon in einer ähnlichen Weise geäußert hat. Auch der Spott der Gräfin Terzky (W. T. I. 7.) weist darauf hin, wenn gleich von ihr natürlich überwiegend die glänzende Hofhaltung erwähnt wird.

wo er wieder der Unentbehrliche, „der Helfer in der Noth“ sein wird. (W. T. III. 13.) Endlich rufen ihn die durch keinen Andern zu hemmenden Fortschritte des großen Gustav wieder auf den Schauplatz. Die ausschweifendsten Bedingungen muß sich vom schwer Gekränkten der gedemüthigte Kaiser gefallen lassen: und wenn ihn der Kaiser zur Uebernahme des Commandos gezwungen zu haben scheinen könnte, indem er mit der kaiserlichen Ungnade droht, wenn sich der Fürst des Jammers nicht erbarme (Picc. I. 2.), so ist diese Form nichts als eine unwillkürliche Selbstironie des Kaisers gegen den Kaiser, zu welcher ihn der Stolze gereizt, der auch später, als er den Suys, der des Kaisers Befehle und nicht dem Seinigen gehorcht hat, aus schuldiger Achtung gegen seinen Kaiser begnadigt (Picc. II. 7.), hiermit der schuldigen Achtung weit mehr spottet, als sie wirklich an den Tag legt. Nur auf Bedingungen übernimmt er zum zweiten Male das Commando und gleich die erste ist (Picc. II. 7. W. Lager 11. Auftr.) die unbeschränkte Macht über das Heer des Kaisers, das er freilich erst, wie früher schon einmal (W. Lager ebend. — W. T. I. 5.), aus dem Nichts hervorrufen, das er erst schaffen und zu einem Ganzen gestalten muß, aber auch wirklich schafft und herstellt. [1]) Aber welch ein Heer! ein Heer, das, großentheils weder durch nationale noch durch religiöse oder sittliche Bande an das Kaiserhaus gefesselt, [2]) die Versuchung zum Mißbrauche der ohnehin schon zu großen Macht noch näher legt. [3])

Doch hegt Wallenstein anfänglich noch nicht eigentliche Verrätherabsichten gegen seinen Herrn: nur durch Demüthigung, indem er diesem

[1]) „Ich sollte aufstehn mit dem Schöpfungswort u. s. f.“ W. T. III. 13. — „Nun, und wer merkt uns das nun an, daß wir aus Süden und aus Norden zusammengeschneit und geblasen worden ꝛc.“ W. Lager 11. Auftr.

[2]) Wallenstein selbst bezeichnet es als den „Auswurf fremder Länder“ (W. T. I. 5.) — Der erste Kürassier kennt selber nicht sein Vaterland: „Wer ich bin? ich hab’s nie können erfahren. Sie stahlen mich schon in jungen Jahren.“ (W. Lager 11. Auftr.) Nur blinder Gehorsam wurde gefordert: „Das Wort ist frei, die That ist stumm, der Gehorsam blind. — Dies urkundlich seine Worte sind“ (Ebend. 6.), und konnte um so sicherer gefordert werden, weil es ohne Rücksicht auf Stammbaum oder Katechismus (Picc. II. 7.) zusammengebracht worden, wie denn Wallenstein gegen Meßbuch oder Bibel (W. T. V. 3.) ganz gleichgültig sich verhält.

[3]) „Denn seine Macht ist’s, die sein Herz verführt. Sein Lager nur erkläret sein Verbrechen.“ (Prolog.)

seine Abhängigkeit fortwährend zu empfinden gibt, will er für die frühere Lähmung seiner Thatkraft Rache nehmen, und neben dieser nur moralischen Rache ist es die thatsächliche an dem ihm feindlich gesinnten Fürsten derselben Partei, die er sich nicht versagen kann. Ja er mag, wenn er jene maßlosen Befugnisse, durch die er schon ganz aus dem Verhältniß eines Dieners heraustritt, sich vom Kaiser einräumen läßt, sich sogar noch vor sich selber gerechtfertigt fühlen durch den Gedanken, daß Gustav, welcher König war in seinem Heer, auch nur durch Seinesgleichen besiegt werden könne. (Picc. II. 7.)

So hat sich denn nun wirklich der ehemalige „schlichte Edelmann“ (W. Lager 7. Auftr.) statt der früheren immer noch bescheidnen Stellung einen Herrscherplatz erobert, aber einen Herrscherplatz, der doch kein anerkannter, noch gesicherter, — ein nur eroberter und ertrotzter, ein doch nicht wirklicher ist. Diese Stellung kann nicht schärfer bezeichnet werden, als dieß im Stücke selbst geschieht. Kurz nach jener Aeußerung Maxens, welche wir zum Ausgangspunkte unsrer Entwicklung gewählt haben, wendet Questenberg ganz richtig ein:

„Ueber'm Herrscher
Vergißt er nur den Diener ganz und gar,
Als wär' mit seiner Würd' er schon geboren.“

Und wenn Max kühn erwidert:

„Ist er's denn nicht? Mit jeder Kraft dazu
Ist er's, und mit der Kraft noch obendrein
Buchstäblich zu vollstrecken die Natur,
Dem Herrschtalent den Herrschplatz zu erobern.“

so liegt wieder für den Vertreter des Kaisers die Antwort nahe:

„So kommt's zuletzt auf seine Großmuth an,
Wie viel wir überall noch gelten sollen.“

Doch auch hier hat Max, der begeisterte Verehrer des Genius, den er arglos auch für einen sittlichen Genius nimmt, eine neue Erwiderung bereit in der Berufung auf das höhere Recht des höheren Geistes:

„Der seltne Mann will seltenes Vertrauen;
Gebt ihm den Raum, das Ziel wird er sich setzen.“

Die Tiefe und Wahrheit dieses Ausspruches wird kein einer höhern Erhebung fähiges Gemüth verkennen, aber ist er auch überall praktisch gültig? und war er es hier? — Möglich, daß Max nicht Unrecht hat, daß ein unbedingtes, hingebendes Vertrauen das sicherste, ja ein

untrügliches Mittel gegen alle Regungen selbstischen Ehrgeizes gewesen wäre. Wenigstens wird der Mangel dieses Vertrauens die wirksamste Handhabe für die Gräfin Terzky (in der Unterredungsscene, W. T. I. 7.), und Wallenstein selbst versichert (Ebendas. III. 18.):

„Wär' ich dem Ferdinand gewesen, was
Octavio mir war — Ich hätt' ihm nie
Krieg angekündigt, — nie hätt' ich's vermocht."

Aber nur die Noth hat Wallenstein auf seinen Posten gestellt, wie die Gräfin richtig bemerkt, und die Noth bringt kein Vertrauen hervor. Es hätte also das Vertrauen erst — nicht wiederhergestellt, denn auch früher war es bei allen Proben kaiserlicher Gunst nicht eigentlich vorhanden gewesen, sondern — gewonnen werden müssen, und darum hat sich Wallenstein wahrlich nicht bemüht. („Die Proben geben's," erwidert Questenberg mit Recht auf jene Forderung Maxens.) Zwar anfänglich hat er die in ihn gesetzte Hoffnung gerechtfertigt, aber nachdem der schwedische König gegen ihn Ruhm und Leben verloren, hat er es nicht lassen können, durch Preisgebung von Regensburg (W. L. 4. Auftr., Picc. II. 7.) „die Rachgier an einem alten Feinde zu verjüngen," und durch ein auffallendes, mindestens räthselhaftes Beginnen gegründeten Anlaß zum Argwohn und jedenfalls den Einflüsterungen seiner nur zu gut unterrichteten Feinde am Hofe, welcher von „Pfaffen und Schranzen" (W. L. 11. Auftr.) beherrscht wird und spanischem und bayrischem Einflusse offensteht (Picc. II. 2.), vollen Spielraum gegeben. Muß er doch selbst von sich gestehn, daß er die kühn umgreifende Gemüthsart zu verbergen nie der Mühe Werth gehalten. (W. T. I. 7.) Und unmöglich kann doch Wallenstein seinen Gegnern zumuthen, daß sie diese verdächtigen Handlungen so ansehn sollen, wie er selbst es thut, wenn er sagt:

„Wär' ich, wofür ich gelte, der Verräther,
Ich hätte mir den guten Schein gespart,
Die Hülle hätt' ich dicht um mich gezogen,
Dem Unmuth Stimme nie geliehn." (W. T. I. 4.)

Vielmehr, wie sollten nicht die Freunde des Kaisers bei Wallensteins Macht von seinem „schlimm verwahrten Herzen" (Picc. I. 3.) Alles befürchten, da selbst in seinem eignen Lager diejenigen Soldaten, welche durch vollkommne Hingabe an seinen Willen die Berechtigung zur Befriedigung jedes noch so brutalen Triebes erkauft zu haben meinen,

des Glaubens sind, daß er ein Reich von Soldaten gründen wolle [1]) (W. Lager 6. Auftr.) und da auch Jllo vollkommen überzeugt ist, daß Wallenstein seine alten Pläne nicht aufgegeben, vielmehr wachend, schlafend mit nichts Anderm umgehe. (Picc. III. 1.) Die Gewalt, die ihm eingeräumt war und die er durch die Erweckung des Glaubens, daß er das Glück banne, noch unendlich gesteigert hat, war nun einmal zu groß und stand mit seiner Dienst- und Unterthanenpflicht, welche ihn, [2]) obgleich er ein Reichsfürst geworden, doch jedenfalls als Feldherrn des Kaisers band, in einem schreienden Widerspruch. „Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht, — sagt treffend Gordon (W. T. IV. 2.) — und diese dunkel-schreckende Gewalt." Denn sie trägt eben die Lockung in sich, den doch nur scheinbaren Herrscherplatz in einen wirklichen zu verwandeln, wozu noch überdies in der allgemeinen Verwirrung und Gährung, wie Buttler richtig erkennt (Picc. III. 4: „Es ist ein großer Augenblick der Zeit, u. s. f."), die Möglichkeit gegeben war. Daraus erklärt sich sein nunmehriges Handeln und sein Geschick, da ihm das Eine fehlt, wodurch die sittliche Gefahr so zweideutiger Stellung allein zu beseitigen war, die Demuth nämlich und die Unterwerfung unter den göttlichen Willen, welcher ihm nun einmal bei aller innern Anlage zum Herrscher doch die eigentliche Stellung eines solchen nicht beschieden hatte. So mag nun immerhin anfänglich die Versuchung nur in dem Gelüste bestanden haben, sich in ungebändigtem Geistesstolze an dem Bewußtsein seiner den Kaiser ängstigenden Macht, an der seinem selbstischen Kraftgefühle schmeichelnden Gewißheit, daß er dem Kaiser recht viel Böses thun könne, wenn er wolle (Picc. II. 5.), zu weiden, mit dem Gedanken Scherz zu treiben, mit dem Teufel zu spielen. (W. T. I. 3.) Beschlossene Sache, ihn zu verrathen, mag es um so weniger gewesen sein, weil er, des tiefern Zuges in ihm nicht zu gedenken, welcher ihn doch vor dem Bruche der Treue selbst späterhin noch schaudern läßt (W. T. I. 6.), zu gut die Gefahr

---

[1]) Ein lustiger Beweis davon ist die Geschichte, wie Isolani in Wien die Remonte für die Regimenter zu betreiben hat. (Picc. I. 1.) Der Hauptgegner Wallensteins geistlicher Seits, Pater Lamormain, ist wiederholt erwähnt. (Picc. II. 2 und 7.)

[2]) Das fühlt der Arkebusier ganz richtig: „Aber er bleibt doch, schlecht und recht, Wie wir alle des Kaisers Knecht." W. Lager 11. Auftr.

und das Mißliche der Unternehmung, den unsichtbaren Bundesgenossen auf des Kaisers Seite kennt. (W. T. I. 4.) Aber andrerseits lockt auch wieder gar zu mächtig der Ehrgeiz und die gerade sich bietende Gelegenheit, ihn zu befriedigen. Und überdies beschönigen sich für ihn einigermaßen seine Pläne durch die Vorstellung von dem Segen, den er als Friedensstifter über Europa bringen könne. Freilich ohne den Gewinn der böhmischen Krone, auf welche sich bei der geheimen Mißstimmung der Böhmen (Picc. III. 5. W. T. I. 5. V. 3.) am ersten Aussichten eröffnen, ohne diesen jene Rolle eines Friedensbringers zu übernehmen, würde er nicht uneigennützig genug sein; das Haus Oestreich, dessen Diener er doch ist, müßte die Kosten tragen; aber andrerseits ist Wallenstein auch nicht so unpatriotisch, daß er das deutsche Interesse dem schwedischen anders als nur scheinbar und vorübergehend zum Opfer bringen würde. So ist auch dieses Motiv der Herstellung allgemeinen Friedens zwar ideal genug, um den Verrath in seinen Augen einigermaßen zu beschönigen, aber doch theils nicht lebendig und ernst genug, theils auch mit zu selbstischen Rücksichten versetzt, um ihn zu entschlossener That anzutreiben, vielmehr gerade nur geeignet, zu der Unentschlossenheit mitzuwirken, in welche der von Natur so Entschlossene*) versinkt.

Was bleibt in solcher Lage anders übrig, als sich möglichst in sich zurückzuziehn, um sich, bevor ein bestimmter Entschluß gefaßt ist, in keiner Weise zu verrathen, — sodann der Versuch, durch die Hinwendung zu einer höhern Macht den Entschluß zu gewinnen, den er aus sich selbst zu entnehmen nicht vermag, — endlich die Vorbereitung der Mittel und Wege für den äußersten Fall?

Dieses Dreifache finden wir denn auch vor. Freilich entfallen ihm Aeußerungen über seine — nicht sowohl Pläne als Wünsche und Neigungen gegen die, deren Treue er sich am meisten versichert hält: gegen Octavio (nach dessen Aeußerungen, W. T. V. 1.) so wie gegen Max (wie man aus dessen Worten sieht, Picc. I. 4. „weil an Europa's großem Bestem Ihm mehr liegt als an ein Paar Hufen Landes, die

*) „Wie anders, da des Muthes freier Trieb zur kühnen That mich zog.“ (W. T. I. 4.)

Oestreich mehr hat oder weniger" [1]), endlich gegen Illo und Terzky, gegen letzteren aber schon nicht, ohne denselben, den er doch als Mittelsperson braucht, über seine eigentlichen Absichten im Dunkeln zu lassen, ja irre zu machen, mit ihm, wie dieser selber klagt, sein Spiel zu treiben (Picc. II. 5. IV. 1.), und im Ganzen ist es doch immer ein räthselhaftes Schweigen, in welches er sich hüllt.

Auch muß er dies ja, da er von Menschen wie Illo und Terzky, die er viel zu tief unter sich sieht, keinen eingreifenden Rath anzunehmen sich entschließen würde, [2]) vielmehr einen entscheidenden Anstoß, wie bereits bemerkt, nur von einer höhern Macht erwartet. Seltsam beim ersten Anblick, daß Wallenstein, der gegen den Glauben seiner Zeit so indifferent ist, in den Aberglauben derselben verfällt und mit solcher Hartnäckigkeit sich ihm hingibt, daß ihm darüber alle Schärfe des Blickes in das menschliche Herz Octavio gegenüber so ganz verloren geht. Woher dieser scheinbare Widerspruch? Aus der allgemeinen Neigung jener Zeit zum astrologischen Aberglauben erklärt er sich keinesweges ausreichend. Denn der große Geist ist weniger gebunden an Zeitvorstellungen als der gewöhnliche, und Gustav Adolph war nicht abergläubisch. Aber dieser war es eben nicht, weil er voll Glaubens war; Wallenstein ist es, weil er ohne Glauben ist und doch zu viel Tiefe der Natur besitzt, um nicht ein Bedürfniß des Glaubens in sich zu tragen. Was er in so bedenklicher, verführerischer Lage zu thun habe, um nicht zum Verbrechen halb widerwillig hingerissen zu werden, auf diese Frage konnte er die Antwort nicht in seinem gewöhnlichen Menschen finden, nur aus der Tiefe religiösen Glaubens war sie möglich. Aber sie in diesem zu suchen, hätte die Bereitwilligkeit vorausgesetzt, sich mit Selbstverleugnung den Fügungen Gottes, der ihm die höchste Stellung doch nicht beschieden

---

[1]) Zu bemerken ist, daß gegen Max Wallenstein nur die idealere Seite seiner Entwürfe hervorgekehrt hat. In den spätern beiden Unterredungen Wallensteins mit Max (W. T. II. 2. III. 18.) ist davon freilich auffallend genug nicht die Rede.

[2]) Wenn Gordon von Illo und Terzky meint: „Sie waren's, die in seine ruhige Brust den Samen böser Leidenschaft gestreut" (W. T. V. 6.), so liegt darin offenbar eine Verkennung von Wallensteins Wesen, daher oben von dieser Stelle kein Gebrauch gemacht werden konnte.

hatte, zu unterwerfen, diese Bereitwilligkeit hinwiederum hätte es gar nicht bis zu solcher Gefahr, solchem Spiele mit dem Teufel kommen lassen. Da er nun aber doch, anders als der rohe Illo, [1]) eines tiefern Haltes bedarf, so muß er ihn in dem Wahnglauben suchen und zwar, dem Geiste seiner Zeit gemäß, in der Astrologie. Dieser hat er sich zugewendet, als er durch seine Absetzung zur Unthätigkeit sich verdammt sah (W. T. III. 3.), aber ihr ist er auch verfallen, als ihm von neuem der Spielraum der Thätigkeit eröffnet ist, und selbst ein ganz neuer und höherer verlockend ihm winkt.

Aber auf diesem Wege kommt ihm keine Entscheidung und kann keine kommen. Näher aber rückt sie, was tief tragisch vom Dichter gedacht ist, gerade dadurch, daß er sie nach beiden Seiten hin sich offen erhalten möchte. In einer solchen Schwebe läßt sich nun einmal nicht verweilen. Will Wallenstein sich die Möglichkeit, die Krone von Böhmen zu gewinnen, neben der des Rücktritts auf des Kaisers Seite erhalten, so muß er auch schon Anstalten treffen, jene Möglichkeit auch in eine Wirklichkeit zu verwandeln und hiermit neigt sich die Wagschale nach dieser Seite hin und versperrt sich, wie Wallenstein zu spät (W. T. I. 4.) einsieht, der zweite Weg. So sucht er, der Unterhandlungen mit den Feinden nicht zu gedenken, Octavio im Voraus zu gewinnen durch das Versprechen von Sagan und Glatz (Picc. V. 1.), und so scheut, immer mehr in Widerspruch sich verwickelnd, er, der schon aus Stolz, weil die Anwendung von Betrug ein Bekenntniß der Schwäche einschließt, sich desselben enthalten müßte, selbst gemeine Intrigue nicht und würdigt sich zu ränkevoller Heimtücke gegen Buttler herab (W. T. II. 6.), den er auf andere Weise durchaus nicht, auf diese aber auch ganz sicher an sich zu ketten hoffen darf. [2]) Endlich sieht er sich selbst genöthigt,

---

[1]) Zwischen diesem und Wallenstein hält auch in dieser Beziehung genau die Mitte die Gräfin Terzky, für deren Charakter der Glaube an Ahnungen und Träume (W. T. V. 3.) von Wichtigkeit ist.

[2]) Auch die Erweckung idealer Vorstellungen von seinen Friedensplänen, die sich Max dann noch weiter ausspinnt nach seiner, nicht nach Wallensteins Natur, der sich eben in das Privatleben zurückzuziehn nicht vermag, (Picc. III 4. „Kann jetzt sich selber leben und den Seinen. ꝛc.,") gehört hierher. Gerade was Max von ihm glaubt, „er ist wahrhaft, ist unverstellt und haßt die krummen Wege" (Picc. III. 5.), gerade das ist Wallenstein nicht, am wenigsten in seiner jetzigen Lage.

um nicht etwa im Momente der Entscheidung, wenn er in des Kaisers Gewalt die theuersten Unterpfänder noch länger läßt, die Hände gebunden zu sehn, Gemahlin und Tochter unter einem Vorwand in das Lager holen zu lassen, wohin bereits auch alle Generale des Heeres einberufen sind. Es geschieht dies unmittelbar vor einem Versuche des Hofes, durch welchen Wallenstein einen Schritt weiter gedrängt wird. Ein spanisch Heer, das seinen Befehlen nicht unterworfen sein würde, soll — anscheinend, um nach den Niederlanden zu gehn, — in das Reich gezogen werden und acht Regimenter von Wallensteins Heer sich mit jenem vereinigen. Selbst die Soldaten durchschauen die List (W. Lager 11. Auftr.: „Zum Exempel, da hacke mir Einer von den fünf Fingern, die ich hab', hier an der rechten Hand den kleinen ab" u. s. w.); wie könnte es Wallenstein entgehn, daß er unter einem unschuldigen Anscheine waffenlos gemacht werden soll! (Picc. II. 7.) Jetzt mußte er sich entscheiden, und scheint entschlossen, aber nicht ohne Widerstreben,*) und so, daß der Entschluß immer noch nicht weiter reicht, als bis dahin weder nachzugeben noch sich absetzen zu lassen. (Picc. II. 6.) Freilich, was bleibt da übrig als Abfall? Und wie ist dieser anders möglich, als wenn er auf die versammelten Generale unbedingt rechnen kann? So willigt er darein, daß Jllo ihm eine schriftliche Verpflichtung derselben verschaffe, aber mag aus einem gewissen Schamgefühl von dem anzuwendenden Mittel nichts Näheres hören (Picc. II. 6.) — und so greift er auch für seine eigene Person zur Verstellung und Lüge, indem er den Officieren die Bestürzung zu erregen bestimmte und wirklich erregende Erklärung abgibt, daß er freiwillig das Commando niederlegen wolle. (Picc. II. 7.)

Dennoch, als auch schon die gewünschten Unterschriften gewonnen sind, auf die er aber erst später einen prüfenden Blick wirft (W. T. I. 3.), müssen erst noch die Sterne befragt werden, ein deutlicher Beweis, wie wenig er durch bloß menschliche Erwägung der Dinge sich bestimmen lassen möchte. Aber auch als die Sterne zur That treiben (I. 1.) und er selbst meint, daß es nicht mehr Zeit sei zu

---

*) Picc. I. 2.: „Die Sonnen also scheinen uns nicht mehr; Fortan muß eignes Feuer uns erleuchten." — Etwas später: „O sie zwingen mich, sie stoßen gewaltsam, wider meinen Willen mich hinein.

brüten und zu sinnen, ja selbst als die Kunde von des Unterhändlers Gefangennehmung jenen Antrieb verstärkt, selbst da möchte er noch zurück (I. 2.), ein ebenso deutlicher Beweis, daß doch auch die Sterne nicht das wahrhaft ihn Bestimmende sind. Der schwedische Oberst, mit welchem die Unterhandlung abgeschlossen werden soll, ist eingetroffen; Wallenstein entschließt sich (I. 4.), aber nur um sofort wieder Wrangel selbst gegenüber trotz dessen gegründeter Gegenbemerkung *) den Entschluß von neuem hinauszuschieben (I. 5.), ja sogar halb und halb zurückzunehmen (I. 6.), bis der Schwankende endlich, nachdem so viele andere Vorstellungen gescheitert sind, von der Gräfin Terzky durch die Vorstellung, daß er doch nur Nothwehr übe, daß er kein Vertrauen täusche, sich bestimmen läßt, — nicht ohne die Einsicht, daß er doch eigentlich nur thut, was sein — wenn gleich widerstrebendes — Herz verlangt und nicht ohne die Ahnung bösen Ausganges. (I. 7.)

Und dieser ist auch schon vorbereitet — durch ihn selbst, und zwar in doppelter Weise, indem er Octavio vertraut hat und indem er diesem gerade durch die Intrigue, durch welche er Buttler hat ketten wollen, die schlimmste Waffe gegen sich in die Hände gegeben, ja den künftigen Rächer sich unwissend selbst zur Seite gestellt hat. Bei der Entdeckung von Octavio's Hinterlist bricht er erst zusammen (III. 9.), aber als noch außerdem die Kunde von dem Verluste Prags und von der kaiserlichen Acht eintrifft, gerade da, als Terzky und Illo von Schrecken getroffen sind, da erhebt er sich — denn nun ist Nothwendigkeit da, nun keine Wahl mehr gestattet, nun ficht er für sein Haupt und für sein Leben (III. 10.) in alter Heldengröße, in alter zweifelloser Entschlossenheit. (III. 10. 13.) Nur aus seiner schwankenden Lage war jenes Zweifeln und Schwanken hervorgegangen; nun sich seine Lage — wenn auch zum Nachtheil — entschieden hat, besitzt er auch sich ganz wieder, und in dieser neugewonnenen Freiheit und Sicherheit seiner gebietenden Persönlichkeit auch fast die Macht, die Pappenheimer Kürassiere (III. 15.), ja selbst Max (III. 18.) auf seine Seite zu ziehn. Selbst als beides dennoch mißlingt, als er später sogar — zum ersten Male — die

---

*) Wall.: „Ihr drängt mich sehr. Ein solcher Schritt will wohl Bedacht sein.“ Wrangel: „Eh man überhaupt dran denkt, Herr Fürst! durch rasche That nur kann er glücken.“

Erfahrung macht, daß das Antlitz des gefürchteten Gebieters keine Macht mehr über die besten Truppen hat (III. 22.), selbst da verliert er die Fassung nicht, und ordnet schnell das Nöthige an für die treu gebliebenen Regimenter (III. 23.) Mit königlicher Majestät zieht er später in Eger ein, gerade jetzt hegt er die kühnsten Hoffnungen (IV. 3.), jetzt vermögen selbst die bangen Ahnungen und Träume der Gräfin Terzky nichts über ihn (V. 3.), nichts das Entzweispringen der goldenen Kette, des ersten Zeichens kaiserlicher Gunst, die er immer aus Aberglauben getragen (V. 4.), nichts das Unglück verkündende Zeichen am Himmel. (V. 5.) Voll der mildesten Stimmung gegen alle, die sich ihm nahen, ist er zugleich von der höchsten Siegesgewißheit gehoben:

„Zwar jetzo schein' ich tief herabgestürzt;
Doch werd' ich wieder steigen, hohe Fluth
Wird bald auf diese Ebbe schwellend folgen." (V. 4.)

Aber eben als er gewiß zu sein meint, daß die nunmehr entschlossen betretene Bahn trotz alles Anscheins zum höchsten Ziele führen werde, ist sie zu Ende. Er fällt und muß fallen, aber in diesem Gericht über ihn liegt auch die tragische Versöhnung. — Klar ist die Größe dieses Charakters, aber auch klar, daß sie nur eine profane, eine irdische ist. Spricht er doch selbst von sich: „Mich schuf aus gröberm Stoffe die Natur, Und zu der Erde zieht mich die Begierde. Dem bösen Geist gehört die Erde, nicht dem guten." (W. T. II. 2.) Weiß er doch selbst von jenen falschen verlockenden Mächten: „Nicht ohne Opfer macht man sie geneigt, Und keiner lebet, der aus ihrem Dienst die Seele hätte rein zurückgezogen." *) (Ebendas.) Auf so gefährlicher Bahn zu wandeln, ohne den schweren sittlichen Fall zu thun, hätte eines Charakters von gleicher Größe, aber größerer sittlicher Reinheit bedurft, wie sie wohl nicht selten in Jünglings-, selten in thatkräftigen und thatendurstenden Mannesnaturen sich zeigt.

Eine solche Jünglingsnatur ist aber Wallenstein vom Dichter zur Seite gestellt, und hiermit, so wie durch das Verhältniß zur Gemahlin und Tochter, noch eine Menge secundärer Züge in seinem Charakter

*) Analog Octavio: „Mein bester Sohn! Es ist nicht immer möglich, Im Leben sich so kinderrein zu halten, Wie's uns die Stimme lehrt im Innersten." (Picc. V. 1.)

herbeigeführt, deren Erwähnung wir absichtlich dem Schlusse aufgespart haben. Diese Verhältnisse, durch welche Wallenstein, der sonst nur den finstern Zauber des Schreckens über uns üben würde, unserem Herzen näher gerückt ist, sind freilich vom Tadel nicht verschont geblieben. Indeß sentimentale Farbe trägt wohl das Liebesverhältniß zwischen Max und Thekla, — und diese Art der Ausführung, nicht die Einführung des Verhältnisses selbst, verfällt unrettbar dem Tadel — aber Wallenstein selbst keineswegs. Der Stellung zur Gattin, welche von dieser selbst treffend gezeichnet wird (III. 3.) und welche höchstens durch eine großmüthige Schonung ihrer Schwäche eine zartere Nüance erhält, [1]) nicht zu gedenken, so ist die Liebe zum jungen Freund wie zur Tochter, wie es einem solchen Charakter natürlich ist, immer nur verwachsen mit seiner Selbstsucht und muß unbedingt zurückstehen gegen die letztere, wo dieser ein Opfer zugemuthet würde. Das schönste Glück möchte er seiner Tochter, in der er mit einem gewissen Stolze Züge seiner eigenen Großheit wiederfindet, [2]) bieten, aber nur ein Glück, das er selbst für ein solches ansieht, einen Königsthron, [3]) nicht das, welches sie selbst sich wünscht und welches zu gewähren die Verhältnisse gar wohl gestattet hätten, den Besitz ihres durch Geburt, Rang, Verdienst und fernere Aussicht zu so hohem Anspruche vollkommen berechtigten Geliebten. Ebenso durch Egoismus beschränkt ist seine Liebe zu Max. Mit der Liebe eines Vaters, da ihm ein eigner Sohn versagt ist, hat der strenge Mann den zarten Knaben im Lager aufgenommen, ja mit mütterlicher Sorgfalt gepflegt. Ihn hat er nicht reich gemacht, ihn hat er geliebt, wie ein Kind des Hauses. (W. T. III. 18.) Pappenheims Kürassiere haben ungestraft nach ihres Führers Tod den jungen

---

[1]) „Kann sie's vernehmen? Ist sie vorbereitet?" (W. T. III. 4.)

[2]) Picc. III. 3. W. T. III. 4. tritt die Liebe und das herzliche Wohlwollen an der Tochter, W. T. IV. 9. außerdem noch die Achtung vor ihrer Seelenstärke hervor („Meine Thekla hat ihres Vaters unbezwungnes Herz." „Es ist mein starkes Mädchen; nicht als Weib, Als Heldin will ich sie behandelt sehn."), daher er ihr Verlangen, mit dem schwedischen Hauptmann sich allein zu unterreden, um sich in seiner Achtung herzustellen, gewährt.

[3]) Picc. II. 3. Ja sie ist ihm sogar nur ein lang gespartes Kleinod, die höchste letzte Münze seines Schatzes, die er nicht niedriger als um ein Königsscepter losschlagen will. (W. T. III. 4.)

Piccolomini aus eigner Macht sich zum Führer gesetzt (W. Lager 11. Auftr.), was ihnen bei keinem Andern nachgesehen worden wäre. Aber daß er die Augen zu seiner Tochter erhebt, das erscheint dem Ehrgeizigen doch wie ein halber Wahnsinn, [1]) so viele Vortheile von dieser Verbindung für seine Pläne denkbar wären. — Und so weit entfernt er ist „wie ein weichherz'ger Vater," was sich gern hat und liebt, fein bürgerlich zusammenzugeben, eben so weit entfernt ist er, als Max ihn von seinem Vorhaben abmahnt (W. T. II 2.), in dessen sittlichem Idealismus etwas anderes als eine unreife Jünglingsbegeisterung zu finden, welche aus der Phantasie, nicht aus den Dingen ihr Maß und ihre Richtschnur der Beurtheilung entnimmt. [2]) Wie hoch er jedoch Max als Soldaten achtet, das wird schon deutlich, als dieser sich von ihm losringt, wo er ihn sogar auffordert, selbst einen Gang mit ihm zu versuchen: („Den Krieg verstehst du, hast bei mir etwas gelernt, ich darf des Gegners mich nicht schämen,") und wieviel er ihm gewesen, das tritt nach Maxens Tod und kurz vor Wallensteins eignem nicht geahnten Untergange — für uns, die wir dies Ende so nahe wissen, tief erschütternd und zugleich versöhnend — auf das ergreifendste und rührendste in jener Feier des Abgeschiedenen hervor, mit dessen Tod ihm das Schönste, die alles Glück erst wahrhaft schaffende und mehrende Theilnahme eines jugendlich die Wirklichkeit idealisierenden Freundes entrissen ist. Daß ihm der liebste Freund gefallen und durch seine Schuld gefallen, — dieser Schlag, der ihm durch keines Glückes Gunst mehr aufgewogen werden kann, — das gilt ihm für ein Opfer, wodurch gerade das Glück, welches er immerdar für das höchste angesehn hat, verbürgt wird:

„Der Neid
Des Schicksals ist gesättigt, es nimmt Leben
Für Leben an, und abgeleitet ist
Auf das geliebte reine Haupt der Blitz,
Der mich zerschmetternd wollte niederschlagen."

Beides, wie hoch ihm der Freund gestanden und wie gewaltig ihn doch

---

[1]) „Hofft sie zu besitzen — Ist der Junge toll?" (Ebendas.)
[2]) „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort u. s. w." (W. T. II. 2.)

der irdische Drang beherrscht, beides tritt noch in den Worten — den letzten fast, die er spricht — bedeutsam hervor:

„Hätt' ich vorher gewußt, was nun geschehn,
Daß es den liebsten Freund mir würde kosten,
Und hätte mir das Herz wie jetzt gesprochen,
Kann sein, ich hätte mich bedacht, — kann sein
Auch nicht, —

und wenn er dann hinzufügt:

Doch was nun schonen noch? Zu ernsthaft
Hat's angefangen, um in Nichts zu enden.
Hab' es denn seinen Lauf!"

so werden wir darin eben so sehr die Consequenz in der Durchführung dieses Charakters anerkennen, als ihn glücklich preisen, daß ihm das traurige Verschmerzen dieses Schlages — „denn was verschmerzte nicht der Mensch?" — erspart bleibt und daß der Tod ihn in einer unwillkürlich reineren Stimmung ereilt.

---

Die hier gegebene, absichtlich sehr ausführlich gehaltene Entwicklung von Wallensteins Charakter wird hoffentlich dazu beitragen, die Ueberzeugung zu wecken oder zu befestigen, daß in Conception und Durchführung dieses Charakters mehr innere Nothwendigkeit, Klarheit und Festigkeit herrscht, als Manche gemeint haben. Allerdings läßt sich nicht leugnen, daß zu Zweifeln an dieser Festigkeit und Harmonie der Dichter selbst mehrfach Anlaß geboten. Man kann ungewiß sein, wie es eigentlich mit den kosmopolitischen Plänen des Helden sich verhalten, von denen zu oft die Rede ist, als daß man sie übersehen, und nicht oft genug, als daß man sie für durchgreifenden ihn eigentlich bestimmenden Ernst halten könnte. Man kann ferner ungewiß darüber sein, welchen Antheil er selbst an seinem Geschick, und welchen das Schicksal und die Sterne daran haben, von denen er ja in seinen eigenen Worten sein Handeln so sehr abhängig macht, und im Zusammenhange damit steht dann der Zweifel, ob er auch wirklich ein dramatischer, ein sich aus sich heraus bestimmender Charakter sei. Nimmt man nun gar noch hinzu, wie Schiller am Schlusse seiner Abhandlung über naive und sentimentale Dichtung sich über den Charakter des Realisten im

Verhältniß zu dem des Idealisten erklärt, und wie er in manchen brieflichen Aeußerungen seinen Wallenstein unter die Gattung der realistischen Charaktere zählt, so wie er sie dort — allerdings keineswegs mit Parteilichkeit für die idealistischen — schildert, so kann man um so mehr sich versucht fühlen, an der dramatischen Tauglichkeit dieses Charakters zum Haupthelden zu zweifeln.

Aber, wenn offenbar der Kritik ihr Recht auch auf diese Schöpfung nicht abzustreiten noch zu verkürzen ist, so hat doch auch die Kritik, wenn sie anders wahre Kritik sein will, ihr Amt auch an sich selber zu üben und wohl zuzusehn, daß sie nicht zu rasch verfahre, und wofern dieß geschehn wäre, ihr Urtheil zu revidieren. Und dazu scheint sie mir hier volle Ursache zu haben. Freilich erschwert hat der Dichter selbst die klare Anschauung, ja sie zum Theil sogar irre geleitet. Letzteres in der Einführung der Schicksalsidee, welche allerdings, wie Hoffmeister treffend nachgewiesen, sich erst allmählich während der Arbeit an dem Stücke eingedrängt, und, da bald vom Herzen, bald vom Schicksal als bestimmenden Mächten die Rede ist, zu einem Dualismus im Werke geführt hat, aber — wohl zu merken — nur zu einem Dualismus der Weltanschauung in den Reden mehrerer der handelnden Personen, (der übrigens bis zu einem gewissen Grade psychologisch motiviert ist,) nicht zu einem Dualismus in der Führung der Handlung selbst. Eine Schicksalstragödie kann unser Drama allenfalls zu sein scheinen, ist es aber in der That auch nicht von ferne, vielmehr wahrhaft nur eine Tragödie der Leidenschaft des Herzens. Positiv einleuchtend sollte dies die obige Entwickelung machen; die ausdrückliche Widerlegung der entgegengesetzten Ansicht wäre ohne größere Ausführlichkeit nicht möglich und muß deshalb einer andern Gelegenheit aufgespart bleiben. Doch will ich hier vorläufig wenigstens darauf aufmerksam machen, wie in den Aeußerungen dreier verschiedener Personen die Identität von Schicksal und Gemüth, welche Göthe mit Recht gefordert hat, und welche eben hier von Manchen vermißt worden, sehr entschieden, und zwar in bedeutungsschweren Situationen ausgesprochen:

„O du wirst auf die Sternenstunde warten,
Bis dir die irdische entflieht! Glaub' mir:
In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne!"

sagt (Picc. II, 6.) der realistischere Illo, zur That drängend, zu Wallenstein,

der die übrigens auch einen Kern der Wahrheit in sich enthaltende entgegengesetzte Ansicht festhält, daß des Menschen Thun eine Aussaat von Verhängnissen sei. Dabei schließt jedoch Wallenstein bei der abergläubisch phantastischen Form, in welcher ihm die Bedingtheit des menschlichen Handelns durch eine außer und über denselben stehende Nothwendigkeit erscheint, die Mitwirkung menschlicher Freiheit keineswegs ganz aus, da ja der Mensch sich eben mit der rechten Sternenstunde in Einverständniß setzen könne und zu setzen habe. („Da thut es Noth die Saatzeit zu erkunden, die rechte Sternenstunde auszulesen.") — Und erkennt denn Wallenstein, nachdem er den unheilvollen Entschluß, halb widerwillig und doch nur dem Zuge des freilich getheilten eignen Herzens folgend, gefaßt, erkennt er da nicht selbst:

> Er kann mir nicht mehr trau'n, — so kann ich auch
> Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß!
> Recht stets behält das Schicksal. Denn das Herz
> In uns ist sein gebiet'rischer Vollzieher. (W. T. I. 7.)—

Endlich geht auch durch die kleinere Tragödie in der größern — durch die Tragödie der Liebe in der des Ehrgeizes — die nämliche Ansicht hindurch. Auf den mahnenden Zuruf der Gräfin (Picc. III. 8.) an Thekla, ihr Schicksal sei, sich dem Willen des Vaters leidend zu opfern, erwidert Thekla:

> „Das Schicksal hat mir den gezeigt, dem ich
> Mich opfern soll; ich will ihm freudig folgen."

und auf die Entgegnung der Gräfin:

> Dein Herz mein liebes Kind und nicht das Schicksal.

erfolgt die neue, bedeutungsvolle Antwort:

> Der Zug des Herzens ist des Schicksals Stimme.

In der That, die Textur des Lebensgeschickes durch Einschlag und Aufzug — um uns eines Göthe'schen Lieblingsgleichnisses zu bedienen — ist in unserm Drama fest und straff genug; nur wirft der Dichter durch die Art, wie er neben der — auch oft darin wiederkehrenden — deutschen Bedeutung des Wortes Schicksal die griechische mit hereinspielen läßt, ein falsches Nebenlicht auf die Handlung. Die Gelegenheit, der Nothzwang der Begebenheiten, soll und wird Wallenstein verführen, meint Illo (Picc. III. 1.), und verführt ihn wirklich und muß ihn verführen, da dieß Herz nun einmal so ist, wie es ist.

Kein falsches Nebenlicht, aber vielleicht nicht genug Licht hat der Friedensplan Wallensteins. Wenigstens nicht genug für das augenblickliche Verständniß, für welches allerdings der Dramatiker immer zu sorgen hat. Aber sieht man schärfer zu, so ist Alles klar und bestimmt. Die oben gegebene Auffassung dieses Punktes muß ich freilich, so wie die Entwicklung des eigentlichen innern Zusammenhanges in Wallensteins Handeln für sich selber sprechen lassen, da hier nicht mehr der Raum wäre für eine Besprechung der zahlreichen Stellen, worin von jenen Plänen die Rede ist, oder was noch bedeutender, nicht die Rede ist. Doch will ich wenigstens Einiges vorläufig zu meiner Rechtfertigung auch darüber bemerken. Hoffmeister und Schwab gehen in dieser Beziehung nach ganz entgegengesetzten Richtungen auseinander. Unleugbar trat in Schillers Geistes- und Gemüths-Disposition während der sieben (wenn man will sogar neun) Jahre, daß er sich mit diesem Stoffe getragen, eine große Veränderung ein: der noch im kurz vorher vollendeten Carlos für kosmopolitische Zwecke sogar die Auflehnung gegen den Vater gutheißende Dichter wurde bei höherer Reife conservativ, und ist dieß in dem Wallenstein, wie er vorliegt, ganz entschieden. Aber so gewiß und unzweifelhaft dieß ist, so wenig darf doch von den Weltbeglückungsplänen Wallensteins als von Resten einer ganz andern, im Sinne des Don Carlos erfolgten, förmlichen Conception des Wallenstein die Rede sein. Darin hat Schwab gegen Hoffmeisters (übrigens sehr lesenswerthe) Ausführung Recht. Aber jene Weltbeglückungsidee nun andererseits für eine bloße auf Verführung Anderer berechnete (Napoleonische) Phrase im Munde Wallensteins zu halten, wie Schwab thut, das verbietet schon die ganze Lage der Dinge, da Wallenstein von einer Verlängerung des Krieges nicht den mindesten Vortheil haben, die Schweden auf die Dauer im Reiche gar nicht dulden konnte — und überdies verbieten es die Stellen im Stücke selbst, wonach die Schweden dieß Verhältniß gar wohl durchschauen,*) und Wallensteins Stolz sich gegen ein Verhältniß künftiger Abhängig-

*) Wrangel: „Und liegt zu Boden der gemeine Feind, Wer knüpft die neue Freundschaft dann zusammen? u. s. w.“ W. T. I. 5.

keit von den Schweden eben so sträubt,[1]) wie gegen den Gedanken einer möglichen Vergebung von Seiten des Kaisers.[2])

Was ferner Schillers eigne moralische Geringschätzung seines Helden betrifft, so ist diese nur ein Beweis, daß er in seiner Theorie hinter seiner ästhetischen Praxis zurück ist. Wenn auch Realist seinem Grundwesen nach, greift doch Wallenstein durch ein ideales, tief in ihm wurzelndes, nicht etwa bloß äußerlich angefügtes Moment in seinem Charakter über jene Schranke, wie sie für die gewöhnliche Wirklichkeit in jener Abhandlung sehr scharf gezogen ist, über: ja selbst sein Sternenglaube, nicht etwa bloß seine Liebe zu Max, bildet ein solches ideales Moment. Auf einen Illo in Wallensteins Stellung würde jene philosophische Zeichnung ganz anders passen, — wenn ein solcher in dieser Stellung, die nur durch eine so hohe, über alles Gemeine hinausragende Begabung zu erreichen war, sich überhaupt denken ließe.

So ist also der Charakter des Wallenstein — und es gilt dasselbe vom ganzen Drama — ein glänzender Beweis von der Genialität seines Dichters. Versteht man freilich unter Genialität nur die ganz frei und ungehemmt wirkende Schöpferkraft, so wäre sie Schiller fast überall abzusprechen. Aber wo wäre das Recht zu solcher Beschränkung bei einem Ausdrucke, der ja eben ein Vermögen bezeichnet, das zwar nicht eine bloße Möglichkeit bleiben darf, aber doch schon in mächtiger Thatkraft hervortreten kann, auch wenn es nicht mit schlecht inniger Energie sich geltend macht? Gerade in der von Beschränkungen, wie sie nie einen Dichter gehemmt haben, sich frei machenden, in der wenn auch meist nicht zum vollen Siege führende, der Beschränkung doch auch nicht bloß trotzenden, sondern gegen sie übermächtigen Genialität, gerade in ihr besteht Schillers eigenthümliche Dichtergröße.

Diese Genialität zeigt sich auch, wenn wir zum Schluß noch auf einige verwandte tragische Schöpfungen anderer Dichter einen Blick

---

[1]) „Von dieser Schweden Gnade leben. Der Uebermüthigen! Ich trüg' es nicht." W. T. I. 6.

[2]) „Blut ist geflossen, Gordon. Nimmer kann
Der Kaiser mir vergeben. Könnt' er's, ich,
Ich könnte nimmer mir vergeben lassen." (W. T. V. 5.)

werfen, wodurch zugleich die Selbständigkeit und Eigenthümlichkeit dieses Charakters und dieser Dichtung noch klarer wird.

Die Parallele mit Macbeth drängt sich sogleich auf. Beide sind verwandte Naturen und beide sind auch ähnlich gestellt. Sie haben kriegerisches Verdienst um das Gemeinwesen und haben innern Beruf zum Herrschen, dabei sind sie in so hohen Stellungen, daß sie diesen gerade genug geltend zu machen Anlaß haben, um den ganzen Reiz des Herrschens zu empfinden und doch nicht hoch genug gestellt, um wirklich vollkommen diesem Drange Genüge thun zu können. Ferner bietet sich beiden Gelegenheit, sich noch höher emporzuschwingen, aber möglich wird dieß doch nur durch ein Verbrechen. Hier aber scheiden sich beide Charaktere. Macbeth läßt sich zum Verrath überreden, ohne daß ihn irgend etwas von außen dazu genöthigt hätte, Wallenstein läßt sich zwar auch durch die der Lady Macbeth entsprechende Gräfin Terzky überreden, aber doch nur, weil er von außen gezwungen wird, da er den Entschluß zum Rücktritt in das Privatleben zu fassen moralisch unfähig ist: jener wäre, wenn er sein Verbrechen nicht beging, in seiner hohen Stellung verblieben, er wäre, wenn auch nicht dem Namen nach, doch der That nach König gewesen, — dieser hatte sich, weil er mit dem Gedanken gespielt, so verdächtig gemacht, daß er seiner jetzigen Größe ganz entsagen mußte, wenn er der sittlichen Forderung genügen wollte. So steht also schon darin, wie viel mehr noch in dem Charakter seines Verbrechens, der Held einer modernen Zeit uns menschlich weit näher, als jener dämonische einer mythischen Urzeit, der sich immer mehr entmenscht, während Wallenstein uns umgekehrt ein immer herzlicheres Interesse trotz aller Mißbilligung seines Unternehmens abgewinnt. Unentschlossen sind sie bis auf einen gewissen Grad beide, aber wie leicht und bald läßt sich Macbeth überreden, wie schwer und zögernd Wallenstein! Der Grund davon liegt schon in der bei aller Aehnlichkeit doch auch wieder ganz verschiedenen Weltlage. Dort ein noch nicht zu recht fester Geltung gekommener Rechtszustand, hier ein durch Jahrhunderte langen Besitz und Gewöhnung der Regierenden und Regierten befestigter. — Durch dieses Zögern und Zaudern aber tritt Wallenstein in Verwandtschaft mit einem ganz andern tragischen Charakter, mit Hamlet. Beide haben gemein ewiges Wollen und Nichtkönnen, aber mit dem wesentlichen Unterschied, daß der von Natur willensunkräftige

Hamlet durch eine sittliche Verpflichtung zum Wollen gedrängt wird und trotz der Pflicht die wirkliche Entschlossenheit nicht finden kann, dagegen der von Haus aus willenskräftige Wallenstein aus sittlicher Scheu in seinem Wollen sich gehemmt und gebunden fühlt: jener will nicht ernstlich, was er wollen sollte — dieser will nicht entschieden, was er nicht wollen sollte und was er doch sich nicht enthalten kann zu wollen. — Sind wir nun sonst bei dem Helden eines Drama Thatkraft und energisches Wollen zu finden gewohnt und ist dieses hier bei dem Helden vielmehr gebunden, so eröffnet sich dadurch noch eine dritte Parallele mit dem Götheschen Egmont. Aber dieser will aus Leichtsinn, weil er die sittliche Verpflichtung zu wollen gar nicht empfindet, das nicht, was er doch wollen sollte, Wallenstein kann zu dem Entschlusse nicht kommen aus Schwersinn, weil er bei aller sittlichen Unreinheit seines Strebens doch zu viel sittliche Tiefe besitzt, um nicht zu sehn, daß es Pflicht sei, das nicht zu wollen, was er doch will. Dabei ist es nun merkwürdig und ein rechtes Zeugniß von Schillers specifischem Berufe zum Dramatischen, wie es ihm gelungen ist, Wallenstein zu einem wahrhaft dramatischen Helden zu machen, was von Egmont nicht gilt. Dieser ist wohl eine des Handelns fähige Natur, nicht aber eine willenskräftige, ein epischer Charakter — Wallenstein aber, bei dem wir trotz seiner Unentschiedenheit die Kraft des Entschlusses immer durchempfinden, ist, wenn auch die Entschlossenheit bei ihm momentan gebunden ist, eine willenskräftige Natur, ein dramatischer Charakter.

So ergibt sich nun auch das Wesen des ganzen Werkes: es ist Darstellung des Ehrgeizes als tragischer Macht, wie Macbeth, aber des tragischen Processes, in welche ein Ehrgeiz geräth, der objectiv durch die Festigkeit, welche dem Weltzustande bei aller Erschütterung desselben eigen ist, subjectiv durch die Empfindung von der Schändlichkeit des Verraths in sich gespannt und verwickelt wird und erst, als schon Alles sich gegen ihn erklärt hat, gerade durch die Noth seine volle Energie wiedergewinnt, — und gerade in dieser innern Getheiltheit seines Wesens ist Wallenstein eine ganz moderne Natur.

---

## 2. Buttler.

Buttler ist selbst eine Art von Wallenstein — im Kleinen: die Verschiedenheit erklärt sich aus dem geringen Maße von Gaben. Er war ganz dazu berufen, aus dem niedrigsten Stande sich hoch emporzuschwingen. Hierzu besitzt er wie die Befähigung so den Trieb, und auch die Gelegenheit ist ihm geboten. Die Befähigung liegt in seiner Charakterstärke [1]) und seinen militairischen Talenten, seiner Thatkraft, Tapferkeit, und kaltblütigen Entschlossenheit, womit sich noch eine durchdringende Klarheit und Schärfe des Verstandes verbindet. Hat er durch jene in früherer Zeit dem Kaiser bei einem furchtbaren Aufstand der Besatzung seine Hauptstadt Prag gerettet (Piccol. I. 2.), so tritt die letztere Eigenschaft hervor in dem Scharfblick, mit dem er durchschaut, was noch verborgen bleiben sollte (Picc. I. 1. IV. 4.), und in der klugen Berechnung, mit der er die beiden Hauptleute zum Morde zu bestimmen weiß. [2]) Hierzu gesellt sich der Trieb nach Auszeichnung und in dem unheilvollen Kriege zugleich die Gelegenheit. Je mehr es aber der angestrengtesten Verwendung jener Gaben, des Aufgebotes aller seiner Kraft bedarf, um den natürlichen Trieb zu befriedigen und vom einfachen Reitersknecht [3]) so hoch zu steigen, desto mehr muß dieser Ehrgeiz sich ausbilden. Indeß ist sein Verstand zu gesund und einfach sicher, als daß er sich mehr zutrauen sollte, als wozu die Befähigung in ihm liegt. Ueber das dienende Verhältniß strebt er nicht hinaus, durch dieses ist nicht etwa sein Stolz gekränkt, — nur geehrt nach seinem Werth, nur anerkannt nach seinem Verdienst will er sein; er fühlt seine Tüchtigkeit und ist sich ihrer klar bewußt, und indem ihm zugleich alle weiche Hingebung fremd ist, kann es nur als ganz natürlich erscheinen, wenn er gegen Gordon, der ihm zumuthet,

---

[1]) Octavio selbst nennt ihn die „Stärke," so wie den Isolani die „Schnelligkeit." (Picc. I. 2.)

[2]) Um nur eine Stelle anzuführen:
„Nun denn, so geht und schickt mir Pestalutzen!" W. T. V. 2.

[3]) „Ich kam, ein schlechter Reitersbursch, aus Irland
Nach Prag mit einem Herrn, den ich begrub." (Piccol. IV. 4.)
Vergl. damit die Erzählung des Wachtmeisters in Wallensteins Lager. 7. Auftritt.

selbst mit Verlust seiner Ehre und zufrieden mit dem innern Lohne für solchen Edelmuth, Wallenstein zu retten, kalt und stolz in die Worte ausbricht:

„Er ist ein großer Herr, der Fürst — Ich aber
Bin nur ein kleines Haupt, das wollt Ihr sagen.
Was liegt der Welt dran, meint Ihr, ob der niedrig
Geborene sich ehret oder schändet,
Wenn nur der Fürstliche gerettet wird.
— Ein Jeder gibt den Werth sich selbst. Wie hoch ich
Mich selbst anschlagen will, das steht bei mir;
So hoch gestellt ist keiner auf der Erde,
Daß ich mich selber neben ihm verachte.
Den Menschen macht sein Wille groß und klein,
Und weil ich meinem treu bin, muß er sterben." (W. T. IV. 8.)

Ein solcher Charakter gehört in jedem noch so entschiedenen Verhältniß der Dienstbarkeit doch immer nur sich selbst an, zumal, wenn er, wie der Dichter sehr bedeutend sich Buttler gedacht hat (Piccol. IV. 4.), nicht einmal durch Familienbande oder durch heimathliche Empfindungen in dieser einfachen Stärke des Gefühles, nur sich selbst anzugehören, gestört wird.

Was aber all sein Handeln bedingt, ist (wie bei Wallenstein) der Ehrgeiz. Dieser verlangt für Verdienst und Arbeit auch eine äußere Auszeichnung, deren Mangel er, wenn er Andere auf wohlfeilere Weise in ihrem Besitze sieht, als eine Art Vorwurf und Zurücksetzung für sich empfinden muß. So hat sich Buttler (W. T. II. 6.) zu einem Schritte verleiten lassen, den er selbst als eine Schwachheit bezeichnen muß; er hat sich um den Grafentitel beworben, ein Schritt ganz analog dem freilich auf ein zugleich höheres Ziel gerichteten Versuche Wallensteins, sich einen Thron zu erobern. Den Hohn, womit er zurückgewiesen wird, kann er so wenig, als Wallenstein seine Absetzung, dem Kaiser vergeben:

„Doch einen Stachel gab Natur dem Wurme,
Den Willkür übermüthig spielend tritt."

Von Natur schon hat er im Gegensatz mit dem leichtblütigen und leichtsinnigen Isolani schweres, dickes Blut; jetzt zur Rache getrieben, ohne sie doch sogleich ausüben zu können, wird er nur immer grolliger und galliger. Diese Verbitterung gegen Kaiser und Hof, von welchen

er die ihm widerfahrene Kränkung ableitet, bricht aus gegen den kaiserlichen Abgesandten (Piccol. I. 2.). Unmittelbar vorher noch wortkarg und nur in inhaltsvollen Andeutungen sich auslassend, entlädt er sich endlich gegen Questenberg seines Grolles; denn wenn auch von allem vorlauten Wesen weit entfernt, kennt doch ein solcher Charakter durchaus nicht die Bedachtsamkeit und Zurückhaltung der Furcht. Von Haus aus fühlt er, ein Irländer, sich gar nicht an Oestreich gekettet, sondern an Friedlands Fahnen; dem großen Feldherrn, der erst von Neuem ein Heer für den Kaiser geschaffen, fühlt er allein sich unterwürfig, ihm zollt er willig Respect, Neigung, Vertrauen (Piccol. I. 2.) und dieß noch aus einem besondern Grunde, den er selbst später angibt:

„Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind,
Ich liebe einen Weg, der meinem gleicht" (Piccol. IV. 4.),

eine Stelle, die entschieden für die Zusammenstellung mit Wallenstein spricht. Diese Sympathie würde ihn indeß nicht ohne weiteres auf dessen Seite ziehen; die Sorge für einen unbefleckten Namen, die Furcht davor, untreu zu heißen, also kein rein sittliches Motiv, würde ihn dem Kaiser treu erhalten; denn Gold, dem ein solcher Charakter nicht feil ist, würde ihn nicht vermögen, vom langgewohnten Ehrenpfad im sechzigsten Lebensjahre nach vierzigjährigem Dienste zu weichen; er würde dem Kaiser, in dessen Dienst er sich einmal gestellt hat, treu bleiben, nur um sich selbst treu zu bleiben; jetzt aber kann Buttler, der immer nur sich selbst gesucht hat, sich selbst nur treu bleiben, indem er dem Kaiser untreu wird. Er täuscht sich nicht, dazu hat er ein zu gerades Urtheil über die Natur seines Handelns und des Verrathes, der gegen den Kaiser gesponnen wird. Rache (auch darin dem Wallenstein verwandt) will er sich erkaufen am Kaiser mit dem Verluste seines guten ehrlichen Soldatennamens, und Rache kann er sich auch erkaufen, denn er weiß:

„Nicht ohne Folgen soll
Das Beispiel bleiben, denk' ich, das ich gebe." (Piccol. IV. 4.)

Je erbitterter und ergrimmter er ist, und je klarer er die Aehnlichkeit seines Wesens und Schicksals mit dem Schicksal und Wesen Wallensteins erkennt, um so richtiger hat er dessen noch so sehr versteckte Absicht durchschaut, und bietet sich ihm durch Illo zu jeder noch so schweren Probe seiner Treue.

Aber wird er auch diesem Entschlusse und Versprechen treu bleiben? Vielmehr hat ja der Dichter gleich im Anfang des Stücks in jener Unterredung Octavio's mit Questenberg einen Wink fallen lassen, der auf eine ganz andere Wendung deutet. Auf Questenbergs bedenkliche Aeußerung:

„Auch dieser Buttler
Kann seine böse Meinung nicht verbergen,"

erwidert Octavio, den wir als wohlunterrichtet voraus setzen müssen:

„Empfindlichkeit, — gereizter Stolz, nichts weiter! —
Diesen Buttler geb' ich noch nicht auf; ich weiß,
Wie dieser böse Geist zu bannen ist."

In der Spannung, ob und wie dieß möglich sein wird, läßt uns der Dichter bis dahin, wo Wallenstein den entscheidenden Schritt des Abfalls insgeheim gethan und ein Eingreifen Buttlers für oder wider ihn von höchster Wichtigkeit werden muß. Es gilt dem Octavio, die schon durch Illo's und Terzky's Arglist wider Wissen und Willen auf Wallensteins Seite hinübergezogenen Generale auf die kaiserliche Seite zurückzuführen. Mit Isolani (W. T. II. 5.), dessen unbedachtsame Keckheit wohl noch durch die kaiserliche Auctorität, durch die heimlich dem Octavio anvertraute Machtbefugniß und durch rasches Dringen auf sofortige Entscheidung sich imponieren ließ, ist es dem Octavio so eben gelungen; ein ungleich schwereres Spiel, so scheint es, wird er dem starren Buttler gegenüber haben (II. 6.). Und doch gewinnt er's und muß es gewinnen. Zwar dem Versuche, sich ihm durch Freundlichkeit zu nähern, bleibt Buttler unzugänglich, — unzugänglich selbst der sittlichen Scheu vor der bösen That des Verrathes, mit der er ja eben Rache am Kaiser zu nehmen beabsichtigt, wie vor der Schmach der Treulosigkeit, — Vorstellungen, die er zum Theil nicht einmal einer Antwort würdigt; aber da wendet Octavio sein letztes klug aufgespartes Mittel an; die letzte Mine, deren Wirkung nicht ausbleiben kann, läßt er springen. Buttler will dem Kaiser die Treue brechen, nur weil er sich von diesem mit seinem Gesuche verächtlich zurückgewiesen gesehen hat: wie sollte er dem Herzog die Treue bewahren, wenn er erfährt, daß dieser es gewesen, der, statt (wie Buttler bisher hat glauben müssen,) jenes Gesuch zu unterstützen, vielmehr hinterlistig es hintertrieben hat, um durch das schwere Gefühl unverdient erlittener

Kränkung den sonst nicht wankend zu machenden an sich zu ketten? Octavio's Entdeckung des Spieles, welches Wallenstein mit Buttler getrieben, kettet diesen fester als je an den großmüthig verzeihenden Kaiser. Aber der Mann, den der Durst nach Rache zum Treubruch nach vierzigjährigem Dienste hat verlocken können, der Mann kann nicht mit der bloßen Trennung von dem sich begnügen, der durch die verübte Hinterlist ihn zur Befleckung seiner so lange rein erhaltenen Soldatenehre getrieben; das vorher so übermächtige Gefühl der Rache, nunmehr von dem Unschuldigen abgelenkt, muß sich jetzt gegen den schuldigen Wallenstein zu entladen trachten; gegen diesen zu handeln, wird für Buttler nun Ehrensache; von diesem Entschlusse kann ihn fortan nichts mehr abbringen. Ihn erschüttert nicht die vertrauensvolle Herzlichkeit, mit welcher Wallenstein, der ihm früherhin mit richtigem Gefühle gemißtraut hat (W. T. III. 4.), in echt tragischer Verblendung einen Ersatz für den Verräther Octavio in dem treuen Herzen Buttlers zu finden wähnt (W. T. III. 10.); nicht die dem Zuhörer schwer auf die Seele fallende Bitte des scheidenden Max, das durch die Acht jedem Mordknecht preisgegebene Haupt Wallensteins mit frommer Sorge zu schützen (W. T. III. 23.); nicht die rührenden, in immer neuen Wendungen wiederholten Bitten Gordons, so daß dieser zuletzt geängstet in die Worte ausbricht:

„O einen Felsen streb' ich zu bewegen!
Ihr seid von Menschen menschlich nicht gezeugt;
Nicht hindern kann ich Euch; ihn aber rette
Ein Gott aus Eurer fürchterlichen Hand." (W. T. IV. 8.)

Jedoch, so furchtbar er Anfangs nach der Entdeckung von Wallensteins ihm gespielten Betruge losgebrochen:

„Nur von ihm trennen? O er soll nicht leben!" (W. T. II. 6.)

so will er doch späterhin nicht geradezu und unbedingt dessen Tod, jedoch auch diesen ohne Bedenken, als es nicht anders sein kann, wenn er seines Wortes Ehre lösen soll (W. T. IV. 8.), womit er für den Ausgang Bürge geworden ist. (W. T. IV. 6.) Er würde ihn gern des Kaisers Gnade überlassen, da mit der Theilnahme an der Vereitelung von Wallensteins Plänen seine Rachsucht ja doch hinreichend befriedigt wäre; aber da die Hülfe der Schweden so nahe ist, so kostet ihm auch der Mord des Herzogs keinen innern Kampf.

So weit treibt ihn — nicht der Haß, sondern das Schicksal; denn auch darin hat ihn der Dichter dem Wallenstein selbst verwandt gedacht, daß er auch ihm eine durch seine eigne, wie durch Wallensteins Geschichte motivierte Vorstellung von einem gebieterischen, unabwendbaren Verhängnisse geliehen hat, welches freilich auch bei Buttler nur ein andrer Name für das Zusammenwirken des Herzens und der Verhältnisse ist.

„Er ist herein. Ihn führte sein Verhängniß. —
Bis hierher Friedland und nicht weiter! sagt
Die Schicksalsgöttin." *)

ruft er beim Beginn des vierten Aufzugs, der uns nach Eger auf den Boden des sich erfüllenden Racheverhängnisses versetzt, und weiterhin (W. T. IV. 6.) erkennt er selbst in dem von Wallenstein auf seine Treue gesetzten Vertrauen, ungerührt durch diese Mahnung Gordons, Wallensteins „böses Schicksal." Auch Illo und Terzky, meint er, gibt nur ihr „böser Stern" in seine Hand. (W. T. IV. 8, wo auch von Wallensteins bösem Schicksal nochmals die Rede ist.) So wird er denn wirklich als Vollstrecker von dem Willen des Geschicks zu Wallensteins „bösem Dämon," wie ihn dieser früher (W. T. III. 16.), ohne vollständig zu wissen, was er sagt, in furchtbarem, wahrhaft tragischem Halbwissen genannt hat. Daher kann er aber auch keine Reue über die That empfinden, als diese sich als voreilig erweist, darum kann er nicht, wie Octavio, über das unselige Mißverständniß klagen: mit eiserner Festigkeit, mit kaltem Hohne gegen

*) Diese Bezeichnungen sind allerdings auffallend. Schiller verfällt hier (wie in den entsprechenden Aeußerungen Wallensteins, von denen früher die Rede war,) in einen fremdartigen Ton, ohne daß jedoch (so wenig wie dieß bei Wallenstein der Fall ist,) in den Charakter selbst dadurch ein Zwiespalt käme. Denn der Glaube an das, was wohl auch bei uns noch Schicksal genannt wird, liegt durchaus nicht außer Buttlers ursprünglichem Charakter und Weltansicht, wohl aber ist die Farbe in dem Ausdruck dieses Glaubens in den hier angeführten Stellen aus der fremdartigen antiken Vorstellungsweise entlehnt, was einen Mißton in dem Colorit verursacht, wogegen dasselbe richtig getroffen ist in den früheren Worten: „Vom niedern Dienst im Stalle stieg ich auf. Das Spielzeug eines grillenhaften Glücks. Auch Wallenstein ist der Fortuna Kind."

Octavio, der an dieser ungeheuren That nicht schuldig zu sein betheuert, mit furchtbarer Gelassenheit weist er jeden Vorwurf der Uebereilung ab: (V. 11.)

„Ich wußte immer, was ich that, und so
Erschreckt und überrascht mich kein Erfolg,"

ja er fordert noch Beifall für seinen geschwinden, pünktlichen Gehorsam, und bewährt so noch im letzten Augenblicke die Treue gegen sich selbst, die unerschütterliche Festigkeit seines Willens, der von menschlichern Empfindungen unberührt, immer nur sich gesucht hat. —

Es könnte auffallen, daß bisher noch gar nicht ausdrücklich von der auch nicht abzuleugnenden Verschiedenheit zwischen Buttler und Wallenstein die Rede gewesen. Einer längeren Ausführung bedarf dieselbe nicht. Sie besteht kurz gefaßt in den beiden Punkten, daß Buttler ein ganz in sich isolierter Charakter ist, wogegen Wallenstein bei allem Egoismus doch in mannichfachen Beziehungen gemüthlichen Antheils steht, dann daß Buttler, wenn er auch seine Entschließungen ändert, doch nichts weniger als unentschlossen und schwankend ist, was jedoch Wallenstein auch nicht ursprünglich ist, sondern nur unter den eigenthümlich verwickelten Verhältnissen wird. Und er wird es, wie wir früher gesehen haben, nur durch die größere Tiefe und Innerlichkeit seines Wesens, welche ihn in Verhältnisse persönlicher herzlicher Theilnahme setzt und deßhalb auch nicht so leicht von seiner Pflicht sich loslösen läßt, so daß also doch auch von diesen beiden Verschiedenheiten wenigstens die letzte, wie gleich zu Eingange der Charakteristik Buttlers bemerkt worden, wieder auf der Verschiedenheit des Maßes der Gaben als auf ihrem letzten Grunde ruht.

---

### 3. Octavio und Max Piccolomini.

Octavio's Charakter wird nicht selten, von jüngern Lesern in der Regel, einseitig aufgefaßt. Göthe spricht einmal von Schuften, die sich unterstehen könnten, den Octavio einen Buben zu nennen. So stark nun freilich, wie Göthe in aufgeregter Stimmung und in einem vertraulichen Briefe an Schiller, würde Niemand in vollem

Ernste diesen Irrthum tadeln wollen, aber eine Unreife des sittlichen Urtheils, wie sie gerade bei jüngern Lesern sehr begreiflich und sicherlich eher ein gutes als ein schlimmes Zeichen ist, liegt allerdings darin, wenn in Octavio Piccolomini, in Göthes Antonio und in ähnlichen Charakteren nicht auch das Positive und Treffliche anerkannt wird. Unser Dichter ist in der That nicht daran Schuld. Freilich mag das bittere Urtheil des getäuschten Wallenstein (W. T. III. 9. und III. 18.) leicht dazu verleiten; aber Wallenstein ist Partei und steht mit seinem Urtheile innerhalb der Handlung, der Hörer aber soll, wie der Dichter, über derselben stehn, und dazu sollte doch schon die einzige Frage, die sich Jedem aufdringen muß, führen, wie denn Octavio trotz des in ihn gesetzten Vertrauens zu dem Verrathe an Wallenstein gekommen; eine Frage, deren Lösung dem Hörer so leicht gemacht ist, daß es in der That nur dessen eigne Schuld ist, wenn er sich in die Befangenheit von Wallensteins Urtheil mit hineinreißen läßt. Bei weitem treffender ist das für den Vater keineswegs befangene Urtheil Maxens, der doch wenigstens nicht minder auf Wallensteins, als auf Octavio's Seite Schuld und Verrath erkennt (W. T. III. 18.), so daß, wenn irgend volle Entschuldigung möglich wäre, sie für Octavio in der vorausgegangenen Schuld Wallensteins begründet sein würde. Doch den eigentlichen Schlüssel zu diesem Charakter gibt die keineswegs parteiische Bezeichnung Questenbergs gegen Max:

„O hören Sie den Vater — hören Sie
Ihn, der ein Held ist und ein Mensch zugleich." (Picc. I. 4.)

Allerdings ist Octavio Krieger von ausgezeichnetem Werth. Dieß erhellt schon aus seiner hohen Stellung im Heere, die ein Untüchtiger nicht darin erhalten hätte. Es erhellt dieß ferner aus Wallensteins zu Illo und Terzky gesprochenen Worten (W. T. II. 3.):

„Weiß wohl, Ihr wart den Beiden nie gewogen,
Weil ich sie achte, liebe, Euch und Andern
Vorziehe sichtbarlich, wie sie's verdienen."

Und endlich, wie hätte der Kaiser sich bewogen fühlen können, einem unfähigen Krieger in einer so gefährlichen Lage eine noch höhere militärische Stellung anzuvertrauen? — Welcher Art gerade Octavio's militärische Tüchtigkeit gewesen sein wird, das können wir, wenn auch

keine bestimmten Kriegsthaten von ihm erwähnt werden, doch aus seinem sonstigen Verhalten mit Sicherheit schließen: sie wird bestanden haben in einer von aller Tollkühnheit weit entfernten, aber auch durch keine Furcht vor Gefahr beeinträchtigten Ueberlegtheit der militärischen Pläne, so wie in kaltblütigem Muth bei deren Ausführung. Beweist er doch ganz dieselben Eigenschaften in seinem heimlichen Wirken gegen Wallenstein, das wahrlich gefährlich genug war, um des festesten Muthes und der stetesten Besonnenheit zu bedürfen!

„Sie sehn nun selbst, welch ein gefährlich Amt
Es ist, das Sie vom Hof mir überbrachten."

sagt Octavio selbst (Picc. I. 3.) zu Questenberg, als dieser durch die wirkliche Wahrnehmung von Wallensteins Gewalt über das Heer ganz außer Fassung gebracht ist.

„Du bist verloren, — Du, wir alle sind's,"

ruft Max, als ihm der Vater seine wahre Stellung gegen Wallenstein eröffnet hat, und Octavio kann nur erwidern:

„Was ich dabei zu wagen habe, weiß ich.
Ich stehe in der Allmacht Hand, sie wird
Das fromme Kaiserhaus mit ihrem Schilde
Bedecken und das Werk der Nacht zertrümmern." (Picc. V. 1.)

Aber diese ausgezeichnete Befähigung zum Kriege und die bedeutende Rolle, die er in ihm spielt und bei dessen Fortdauer immer mehr spielen würde, kann doch nicht ein zweites in ihm liegendes Element vertilgen; er ist mehr noch Staatsmann als Krieger, und er ist, wenn er auch in den Mitteln sich nicht rein zu erhalten vermag, doch Staatsmann mit sittlichen Motiven. Die schadenfrohe Aeußerung des rohen Illo (W. T. VI. 7.):

„Der hat sein ganzes Lebenlang sich ab-
Gequält, sein altes Grafenhaus zu fürsten,
Und jetzt begräbt er seinen einz'gen Sohn."

darf nicht dazu verführen, seinem geheimen Wirken gegen Wallenstein ein gemein-egoistisches Motiv unterzulegen; und wenn auch der eigene Sohn auf einen Augenblick zu demselben Verdacht sich hingetrieben fühlt, (W. T. II. 7.)

„Wär's möglich, Vater? Vater? Hättest du's
Mit Vorbedacht bis dahin treiben wollen?" u. s. w.

so wird wohl jeder tiefer blickende Leser schon in dem schmerzlichen Ausruf des tief erschütterten Vaters den Ungrund eines solchen Verdachtes, allerdings aber auch in der Zweideutigkeit von Octavio's Benehmen eine nahe liegende Versuchung zu solcher Meinung erkennen. Und hätte denn nicht eine egoistische Gesinnung von einer Parteinahme für Wallenstein geringere Gefahr und größern Lohn sich versprechen dürfen, als von dem so gewagten Wirken für den Kaiser? — Nein, Octavio verfolgt nicht selbstsüchtige Zwecke, so sehr auch der erste Anschein gegen ihn sprechen mag. Es ist ganz gegründet, wenn Questenberg von ihm sagt, daß er ein Held sei und ein Mensch zugleich; es ist keine Verstellung, wenn er im Kriege nur eine in gewissen Zeiten eintretende harte Nothwendigkeit findet, wenn er den Werth eines durch das Gesetz geschützten Verlaufes friedlicher menschlicher Thätigkeit preist. (Picc. I. 4.) Ein Mann aber, der dem gewaltthätig ungesetzlichen und bestandlosen Treiben des Krieges bei aller eigenen Befähigung zu glänzenden Thaten in demselben aus tiefster Seele abgeneigt ist, — wie könnte ein solcher anders als die unerschütterlichste Treue gegen seinen Kaiser und gegen seine Pflicht in sich tragen und bewahren? Ein Charakter voll Maaß und Besonnenheit, *) wie könnte der auf die Seite des frevelnden Uebermaßes treten, das, wenn ihm nicht noch zu rechter Zeit gewehrt wird, zum entsetzlichsten Bürgerkriege führen müßte?

Und doch ist er wider Willen fast auf diese Seite hingedrängt. Wallenstein, schon früh durch Waffengemeinschaft mit ihm verbunden (Picc. I. 3.), vertraut ihm nach dem verhängnißvollen Traum vor der Schlacht bei Lützen (W. T. II. 3.), ohne daß sich Octavio irgend um dieß

---

*) Sehr glücklich ist Octavio nach dieser Seite hin in dem Zuge individualisiert, daß er die Bacchusfeste nicht liebt, ohne doch den Freuden der Geselligkeit ganz abhold zu sein:

„Ein halbes Dutzend guter Freunde höchstens
Um einen kleinen, runden Tisch, ein Gläschen
Tokayerwein, ein offnes Herz dabei
Und ein vernünftiges Gespräch — so lieb' ich's.“ (Picc. IV. 6.)

Eine Stelle, die ebenso einen Blick in Octavio's Liebenswürdigkeit, da wo er sich seinem Herzen überlassen darf, eröffnet, als eine interessante Parallele zu Wallensteins ungeselligerem Wesen abgibt.

Vertrauen bemüht hätte (Picc. I. 3. „Seit jenem Tag verfolgt mich sein Vertrauen"), ganz unbedingt als dem Freunde, den ihm das Schicksal selbst zugeführt habe. Aber auf diesem ungesuchten Vertrauen ruht kein Segen, gerade darin liegt für Octavio der erste Keim zur tragischen Collision zwischen der Pflicht gegen den gesetzmäßigen, verehrten Herren und den bestehenden, berechtigten Staat mit der Pflicht gegen den arglos vertrauenden Wallenstein, den alten Waffenbruder. Und hiermit beginnt auch die Schuld Octavio's. Zwar hat er versucht, sich aus dieser Verwickelung herauszuretten, indem er dem seine verbrecherischen Absichten arglos mittheilenden Wallenstein sein Bedenken geäußert, ihn dringend und mit Ernst abgemahnt hat (Picc. V. 1.); ein falsches Herz, wenn er auch sein wahres vor ihm verborgen, hat er ihm niemals geheuchelt (Picc. I. 3.) und sich so vor dem innern Vorwurf des Verrathes gegen Wallenstein zu sichern gesucht. Er hat vorausgesetzt, daß Wallensteins Gedanken schlechterdings nicht umzustimmen seien, und würde, wenn er offen seinen Abscheu ihm an den Tag gelegt, sich der Möglichkeit, in seiner Nähe zu bleiben und für Kaiser und Reich treu, einsichtsvoll und kräftig zu wirken beraubt haben.*) Doch wenn er mit dieser Lage der Dinge und mit der Ansicht, daß Wallenstein ein offenes Verhalten gegen ihn verwirkt habe („Nicht würdig war er meiner Wahrheit mehr," Picc. V. 1.), vor sich selbst entschuldigt zu sein glaubt, — dem Sohne, der, in die Verwickelungen des Lebens noch nicht verstrickt, den Ernst des Sittengesetzes noch in voller Kraft und Reinheit empfindet, kann keinen Augenblick das Verwerfliche entgehn, was dieser Handlungsweise trotz ihres Ursprunges aus Ergebenheit und Pflichtgefühl gegen den Kaiser anhaftet, während Questenberg in Wallensteins unbegreiflicher Arglosigkeit nur „des Himmels sichtbarliche Fügung" findet. Max erkennt trotz aller Beschönigung in des Vaters Thun Falschheit, Betrug, Verrath. Octavio freilich, wenn er auch das Gewicht dieser reineren Ansicht gar wohl zu fühlen fähig ist, flüchtet sich hinter den Gedanken, daß es nicht immer möglich sei, ein Leben so kinderrein zu halten, wie's uns die Stimme lehrt im Innersten; er schiebt die Schuld zurück auf Wallenstein:

---

*) „Hier gilt's, mein Sohn, dem Kaiser wohl zu dienen." (Picc. V. 1.)

In steter Nothwehr [1]) gegen arge List
Bleibt auch das redliche Gemüth nicht wahr;

er erkennt an, daß es wohl besser wäre überall dem Herzen zu folgen:

„Doch darüber würde man
Sich manchen guten Zweck [2]) versagen müssen.

Doch den innern Widerspruch solchen Verfahrens kann der im Innersten erschütterte Max sogar dem Vater, der durch die zum ersten Male an ihm wahrgenommene Unredlichkeit ihm ganz fremd wird, nicht unbemerkt vorüberlassen:

„Ich soll Dich heut nicht fassen, nicht verstehn."

Freilich bedenkt der Jüngling, der bis dahin noch nie in schwer zu entscheidenden sittlichen Collisionsfällen sich befunden, das Eine nicht, daß allerdings Octavio jetzt nicht mehr anders handeln kann, wenn er nicht die Sache des Kaisers preis geben und somit an der Pflicht einen Verrath begehen will. Aber warum ließ er es bis dahin kommen? Warum erhob er nicht mit rücksichtsloser Offenheit die Stimme des pflichtliebenden Mannes zu einer Zeit, wo entweder Wallenstein sich noch hätte umstimmen lassen, ja wo er, schon weil die Vorbereitungen noch nicht weit genug vorgerückt gewesen wären, selbst wider Willen noch hätte zurücktreten müssen, oder wo schlimmsten Falls Octavio, um des Kaisers Recht zu sichern, noch keiner Arglist bedurft hätte? An dem Triebe hierzu wird es ihm nicht gefehlt haben, wohl aber an dem Muthe, welcher der ungeprüften Jugend so leicht, dem vielfachen Prüfungen unterworfenen und durch sie leicht abgestumpfteren Mannesalter oft so schwer fällt, und der gerade in unsers Dichters eigenem Charakter den schönsten, auch von Göthe im Tone tiefster sittlicher Huldigung anerkannten Zug ausmacht. Oder sollen wir lieber sagen, daß es Octavio dazu an Freundschaftsbedürfniß

---

[1]) Auch für Wallenstein sucht die Gräfin Terzky in der Nothwehr Entschuldigung. (W. T. I. 7.)

[2]) Der Mangel eines solchen Zweckes bei Wallenstein macht den Unterschied in den sonst ähnlichen Aeußerungen desselben gegen Max. „Schnell fertig ist die Jugend mit dem Wort" u. s. f. W. T. II. 2. Denn von dem an andern Stellen vorkommenden Friedensplänen Wallensteins ist weder hier noch gegen die Terzky die Rede.

gefehlt, während gerade der Zug in Wallenstein, daß er (seines Verhältnisses zu Max gar nicht zu gedenken,) wenn auch abergläubisch, einen Freund sucht und an Octavio gefunden zu haben glaubt, jenen über diesen erhebt?

Ein schonungsloser Verdammungsspruch über Octavio wäre jedoch auch damit noch nicht gerechtfertigt; vielmehr geziemt es uns, einem solchen (so wie Gordon das durch Buttler über Wallenstein hereinbrohende Gericht abzuwenden strebt durch die rührende Bitte, auch seiner Milde, seines Edelmuthes zu gedenken,) sorgsam entgegenzustellen, was irgend Milderndes der Dichter Octavio's Handeln und Wesen beigefügt hat. Und in der That — ein ursprünglicher Adel der Seele, zeigt er sich nicht vor Allem, kleinerer Züge nicht zu gedenken, in dem schönen achtungsvollen Verhältnisse zum Sohne, wie z. B. gleich in der sonst unbegreiflichen Arglosigkeit bei Maxens Entsendung nach Kärnthen? und wäre die Kühnheit, mit der er gegen des mißtrauerischeren Questenbergs Rath (Picc. I. 3.) den eignen Sohn so lange ungewarnt läßt, einer unedeln, oder auch nur gewöhnlichen Natur irgend möglich gewesen? Soll gar nicht in Anschlag gebracht werden, — ich sage nicht, daß er sich durch Wallensteins große Versprechungen (Picc. V. 1.) nicht von der Bahn der Pflicht hat weglocken lassen, wiewohl auch das in einer Zeit so furchtbarer sittlicher Auflösung nicht so ganz gering anzuschlagen sein dürfte, — sondern daß er selbst durch die das Herz des Vaters tief erschütternde Gefahr, den Sohn selbst zu verlieren (W. T. II. 7.), auch nicht einen Augenblick in seiner Treue gegen den Kaiser sich irre und wankend machen läßt? Der unerschütterliche Muth, mit dem er gegen Wallenstein in dessen eigenem Lager, keinen Augenblick vor Entdeckung und furchtbarer Rache sicher, des Kaisers Sache wahrt, ist dieser bei einem doch nicht harten und schroffen Charakter so ganz ohne sittlichen Werth und Gehalt? Die Menschenkenntniß freilich, mit welcher er den leichtblütigen Isolani, der geschreckt und eingeschüchtert werden kann, sodann den schwerer zu behandelnden Buttler umzustimmen versteht, wird ihm von rascheren Urtheilern eher zum sittlichen Nachtheil ausgelegt werden; aber soll denn die bei Menschenkennern gewöhnlichen Schlags nur zu seltene Milde des sittlichen Urtheils nichts gelten?

Dem Menschen (sagt Octavio) bring' ich nur die That in Rechnung,
Wozu ihn ruhig der Charakter treibt,
Denn blinder Mißverständnisse Gewalt
Drängt oft den Besten aus dem rechten Gleise." (W. T. II. 6.)

Auch ist endlich nicht aus der Acht zu lassen, daß er lange Zeit selbst noch für Wallenstein hofft und wünscht,

„Fern sei vom Kaiser die Tyrannenweise:
Den Willen nicht, die That nur wird er strafen." (Picc. V. 1.)

und daß er, selbst als das Aeußerste von Wallenstein geschehen ist, immer noch nicht den Mord des Fürsten gewollt hat, sondern nur, daß er durch Verhaftung unschädlich gemacht werde und der Gnade des Kaisers freier Spielraum gegönnt bleibe (W. T. V. 11.), ein Wunsch, hinter welchem freilich dem härteren und empfindungsloseren Buttler nur Schwäche und Halbheit sich zu verstecken scheint. — Dennoch, so wenig seine Schuld eine gemeine, sein Charakter ein des Adels entbehrender ist, so wenig ist andererseits der sittliche Makel, mit dem er denselben in schwerer Verschuldung befleckt, abzuleugnen. Aber, wenn er sich durch die Weltlage in Schuld mit verstricken läßt, so büßt er dafür ächt tragisch, so wie Kreon in Sophokles Antigone durch den Verlust des Sohnes, seines schönsten Glückes,

„O Gräfin,
Auch mein Haus ist verödet!"

erwidert er am Schlusse mit tiefem Schmerze den Vorwürfen der Gräfin Terzky, und muß zuletzt noch gar die tragische Ironie des Schicksals erfahren, das ihn zur höchsten für ihn erreichbaren Stufe erhebt, zum Lohne für ein Wirken, durch das er sich erst das Herz des Sohnes entfrembet, dann des liebsten Gutes beraubt hat, nach dessen Verlust jene Erhöhung für ihn nicht einmal einen Werth haben konnte.

Das ist das Gericht des Dichters selbst über diesen Charakter, ein Gericht, welches derselbe, nicht durch äußerliche moralische Reflexion geleitet, über ihn ergehen läßt, sondern das bei des Sohnes Wesen in den Charakteren und in der unglückseligen Doppelschuld Wallensteins und Octavio's nothwendig begründet, zugleich die tragische Versöhnung des tiefer empfindenden Hörers in sich einschließt.

## 4. Max Piccolomini.

Bei der Beurtheilung von Max Piccolomini zeigt sich oft die entgegengesetzte Einseitigkeit. — Max ist ein jugendlich edler und reiner ritterlicher Charakter, tapfer und kühn im Kriege, und daher geachtet und geliebt im ganzen Heere, [1]) großmüthig und mild selbst gegen Feinde und deßhalb auch von diesen hochgeschätzt, [2]) dabei Freund der Offenheit und Geradheit, wodurch er selbst künstliche Gewebe noch zerreißen zu können meint (Picc. V. 3.), und Feind alles Verrathes und Truges, wovon er nur Unheil fürchtet. Dieß alles aber hat seinen tieferen Grund in dem idealistischen Schwunge seines Wesens, und diese Entzündbarkeit seiner hochgestimmten Seele, seines reinen und edeln Herzens läßt ihn in Wallenstein, durch dessen Thaten er selbst erst begeistert worden, und der gerade ihm und seinem Vater ein besonderes Wohlwollen erwiesen, [3]) nicht blos den ungemeinen Geist erkennen, welchem sich unterzuordnen eine Freude ist, sondern auch einen sittlichen Willen finden, dessen Bahnen nur für die gewöhnliche Beurtheilung unbegreiflich seien, und daher der Kabale zu übler Auslegung Anlaß geben. Mit der liebenswürdigen Befangenheit eines jugendlichen Gemüthes, das in dem großen Manne schlechterdings auch einen edeln Mann sucht, das an den Verrath, in welchen es selbst nicht willigen würde, auch bei Andern nicht glauben kann, hält er, als schon die unzweideutigsten Beweise des Verrathes vorliegen, den Glauben an Wallenstein noch fest, indem er mit dem hartnäckigsten Scharfsinn der Liebe den Angegriffenen vertheidigt. (Picc. V. 1.) Und als er nach Wallensteins eignem Geständniß (W. T. II. 2.) nicht mehr zweifeln kann, da kann er wenigstens von dem Glauben nicht lassen, daß Wahr-

---

[1]) Isolani begehrt sogleich ihn zu sehen, wohl eingedenk einer kühnen Jugendthat desselben; jetzt, hört er, soll der Kriegsmann fertig sein (Picc. I. 1.). An die treue Anhänglichkeit seines Regiments braucht kaum erinnert zu werden.

[2]) „Auch Thränen fehlten seinem Schicksal nicht,
Denn Viele sind bei uns, die seine Großmuth
Und seiner Sitten Freundlichkeit erfahren.“ (W. T. IV. 10.)

[3]) „Hat er's um uns verdient, Octavio,
Daß wir — wir so unwürdig von ihm denken?“ (Picc. V. 1.)

haftigkeit zu rechter Zeit sie alle gerettet hätte und muß dem Vater strafend vorhalten, daß dieser, wenn er besser stets vom Menschen gedacht, auch besser gehandelt hätte. Ja so erschüttert, so ganz aus allen Fugen gerückt ist seine reine Seele, daß auf einen Augenblick sogar die ihm fremdeste Empfindung des Argwohns in ihm aufsteigen kann, des Argwohns gegen den eignen Vater, der durch Wallensteins Fall nothwendig steigen muß (W. T. VI. 7.) — und doch ist die Collision zwischen der gewohnten Ehrfurcht und Neigung gegen Wallenstein mit dem Rufe der Pflicht und des Eides noch nicht die einzige und schwerste, die Losreißung von der gewohnten herzlichen Empfindung gegen den Vater, die sich so schön mit dem Bedürfniß selbständigen Handelns vereinigte, [1]) nicht die erschütterndste. [2])

In dem jugendlichen Herzen hat auf einmal die plötzlich entzündete Liebe zu des Herzogs Tochter, welcher der Unbefangene mit der fröhlichsten Hoffnung sich überlassen, eine nie geahnte Wunderwelt hervorgezaubert, die ihm nur um so gläubiger den Fürsten in dem Zauberlichte eines Wiederherstellers von gesetzlichem, friedlichem Dasein erscheinen läßt, dessen ganze Herrlichkeit dem Ueberraschten auf seiner Reise entgegengetreten. (Picc. I. 4.) Jetzt soll er nicht blos von Wallenstein, dessen Verbrechen ihn von sich stößt, auch von seiner schuldlosen Liebe soll er scheiden. Dieß vermag er wenigstens nicht ohne Abschied von der Geliebten; alle Warnungen des Vaters können ihn nicht abhalten, dem Herzen zu folgen, dessen Stimme sich, wer reines Herzens ist, stets überlassen wird und überlassen darf. Aber eine schwere Probe hat dieß Herz zu bestehen, und die Gefahr muß uns um so größer erscheinen, wenn wir erwägen, daß ihn aus einer großen Gefahr unmittelbar vorher nur sein Glück gerettet hat. Die Entdeckung des Vaters nämlich von Wallensteins Verrath hatte den mit tausend Banden an diesen Gefesselten trotz aller Beweise nicht überzeugen können; in der heftigsten Bewegung war er zu Wallenstein geeilt, um auch jetzt nach seiner Weise treu zu bleiben, und von Wallenstein selbst, damit es zwischen ihm und diesem rein bleibe, den Aufschluß zu holen, ob er den Freund, ob er den Vater entbehren solle.

---

1) „Bist Du mir bös, Octavio?" u. s. w. (Picc. V. 1.)

2) „Weh mir! Ich habe die Natur verändert." (W. T. II. 7.)

Damit hatte er zugleich, mochte er auch noch so vorsichtig zu verfahren den Vorsatz hegen, sich trotz der Warnung des Vaters (Picc. V. 3.) doch der Gefahr ausgesetzt, in unbewachter stürmischer Bewegung das Geheimniß seines Vaters, seines Kaisers preiszugeben, und das mühevolle Werk der Staatskunst zu vernichten, das er zu tadeln volles Recht, das er zu zerreißen kein Recht hatte. Dieser Gefahr hat ihn wider Wissen und Willen Wallenstein selbst entrissen (W. T. II. 2.) indem er, um Max möglichst rasch zu gewinnen, noch vor aller Frage diesem seinen Plan in der lockendsten Gestalt eröffnete. Und wenn schon hier Max von seiner Empfindung für Wallenstein bis dahin sich hat fortreißen lassen, selbst offene Empörung gegen den Kaiser, wenn er sie auch nicht loben kann, theilen zu wollen, sobald nur Wallenstein nicht sich verrätherisch mit den Schweden verbindet, — wird er da die neue Probe bestehen können? wird sein Herz, wenn bei dem Abschiede von der Geliebten,*) die er allein zu sprechen in angstvoller Bemühung vergeblich gesucht hat, nun Alles auf ihn eindringt, wird es da fest bleiben, und wenn es wankt, welcher gütige Genius wird es dann befestigen? — Sein Herz hat ihn dennoch nicht betrogen, und konnte ihn nicht betrügen, wenn er auch vorher nicht klar sah, wie und wodurch ihm die Rettung gesichert war.

Der Gefahr der Verlockung gegenübergestellt, wankt freilich nach langem Widerstande (W. T. III. 18. 21.) das gequälte, von Leidenschaft erfüllte Herz; aber dieß wankende erkennt auch sogleich das unfehlbare, heilig reine Herz, von dem ihm die untrügliche Entscheidung kommen muß. Im germanischen Sinne ist einer der edelsten Züge das reine Vertrauen, der heilige Glaube an ein untrüglich Göttliches in der reinerhaltenen weiblichen Natur. Aus diesem Charakterzuge unserer urältesten Vorfahren heraus zu handeln, fühlt sich jetzt Maxens unbefleckte Jünglingsnatur durch ihre reine Liebe getrieben. An Thekla wendet er sich: sie soll in diesem entsetzlichen Streit als die Stimme des Himmels selbst entscheiden, — und wie zart entscheidet sie, indem sie den Geliebten nur auf sein erstes Gefühl zurückverweist!

---

*) „Und trau' ich Deinem Herzen auch, wird's immer
In Deiner Macht auch stehen, ihm zu folgen?" (W. T. II. 2.)

„Wie könnte das
Das Rechte sein, was dieses zarte Herz
Nicht gleich zuerst ergriffen und gefunden?
Geh' und erfülle deine Pflicht!"

Er erfüllt sie, — so gut er es vermag. Eben weil die Empfindung so sehr in ihm vorherrscht, und diese Empfindung, welcher das Theuerste geraubt worden, auf des Kaisers Seite keine Befriedigung und keinen Ersatz finden kann — denn des Kaisers gutes Recht ist durch ein unredliches Verfahren gewahrt worden, — eben deshalb kann er fortan nicht für den Kaiser leben, er kann nur gegen des Kaisers Feinde sterben.

Max ist das edle Jünglingsgemüth, nicht berührt von der Unreinheit der Welt, aber auch nicht entwickelt zu der höheren Reife des Denkens und Wollens, welche die Sittlichkeit in die Welt einzuführen die schwere Aufgabe sich setzt. Aber diese Abstraction von der Welt ist, schärfer angesehen, doch selbst immer noch ein Egoismus, wenn auch die geistigste und verführerischste Form desselben, der Egoismus des nur aus seinem Triebe heraus handelnden Herzens, welches die Flucht ergreift, wo es ausharren sollte. Das von Jugend auf gewohnte und nie überwundene Absehn von der Welt führt den heldenmüthigen Jüngling in einen Tod, welcher zugleich der Untergang seines treuen, vom Kaiser ihm anvertrauten Regimentes ist, und verleitet ihn so zu einer Verletzung seiner Pflicht gegen eine treue Schaar, welcher fortan mit ganzem Herzen zu leben seine gebrochene Kraft nicht ausreicht. *) Gerade aber dieser Ausgang ist ein neues Zeugniß von des Dichters instinctiver Genialität, welche ihn trotz der aus seinen brieflichen Aeußerungen ersichtlichen Befangenheit seines moralischen Urtheils über Wallenstein und über Max doch auch für diese seine Lieblingsfigur das Richtige und Gemäße treffen ließ. Der abstracte Charakter mußte mit einer abstracten That enden.

---

*) Dasselbe gilt für die zweite derartige Figur im Drama, für Thekla, welche ganz analog, ihrer Mutter den letzten Schlag zu ersparen unfähig ist.

Fr. Neubrunn: „So viel schon leidet sie, die gute Mutter;
Soll sie auch dieser letzte Schlag noch treffen?"
Thekla: Ich kann's ihr nicht ersparen! — (W. T. IV. 11.)

# Schillers Größe in den Dichtungen seiner reiferen Jahre.

## Schulrede zur Schillerfeier.

Den schlechten Mann muß man verachten,
Der nie bedacht, was er vollbringt.

Diese Mahnung des ehrenfesten Glockengießers in unsers Dichters unvergänglichem Liede von der Glocke haben wir gerade heute, wo wir uns außerordentlich an außerordentlicher Stätte versammelt, vollsten Grund zu beherzigen. Was ist es, was uns heute hier versammelt hat? Was ist es, was die vielfach getrennten deutschen Länder und Stämme heute in Einer Empfindung huldigender Verehrung und Dankbarkeit vereinigt, was den stolzen Engländer seinen Krystallpallast den in seinem Lande weilenden Deutschen freudig einzuräumen vermocht hat, was jenseits des Oceans die Deutschen mit einem stolzeren Bewußtsein bleibender Zusammengehörigkeit mit uns und unter einander erfüllt? was ist es, was wir allesammt heute vollbringen?

Luther ist am heutigen Tage geboren, Scharnhorst ist am heutigen Tage geboren. Gilt ihnen, gilt Luther dem Propheten, gilt Scharnhorst dem Helden die heutige Feier? Wir, die hier Versammelten, und mit uns Tausende und abermal Tausende gedenken ihres Verdienstes, des Segens, den sie uns gebracht, den sie uns zu bringen nie aufhören werden, auch heute in Ehrfurcht und Liebe, aber die Feier gilt einem Anderen: dem Dichter Friedrich Schiller, dem begeisternden Dichter gilt die begeisterte Feier. Er hat durch die zauberische Gewalt seiner Dichtungen Jung und Alt, Mann und Weib, Vornehme und Geringe unwiderstehlich an sich gezogen und zu sich emporgehoben, er hat die politisch und religiös vielfach getrennten Deutschen dieser Trennungen vergessen lassen, er hat mehr als irgend ein anderer deutscher Mann für die Lösung der schweren Aufgabe gethan, die Deutschen zu einer deutschen Nation umzuschaffen. Er war auch ein Held, er war auch ein Prophet. Wie ein Held hat er die widerstrebendsten Herzen bezwungen, die kältesten mit sich fortgerissen, alle zu heldenhafter Gesinnung der Männlichkeit, der Ehre, der Vaterlandsliebe gestählt, dem deutschen Geiste, dem deutschen Wesen die Anerkennung

und Achtung stolzer ausländischer Nationen erobert: und wie ein Prophet hat er die ewigen Ideen des Guten, Wahren, Schönen in der Vertiefung, welche sie durch das Christenthum gewonnen, mächtig verkündigt und zu lebendiger Anschauung gebracht, und wie ein Prophet hat er in seiner Nation die Ahnung der Zukunft, des Gerichtes, das in ihr drohte, des Segens, der in ihr gewonnen werden konnte, entzündet. Ihre Huldigung bringt heute die deutsche Nation ihrem Schiller als einem gottbegnadigten, gottgesendeten, Gottes Werk in ihr treibenden und fördernden Heroen freier Sittlichkeit und freier christlicher Religiosität.

Wie aber wollen wir ihn feiern? Wer vermöchte es, die unermeßliche Fülle des sich zudrängenden Stoffes zu bewältigen und auf engem Raume zu gestalten?

Sollen wir uns seines Lebens erinnern, das in seinem idyllischen Beginne, seinem stürmischen Fortgang, seiner allmählichen Abklärung, in dem Gewinn eines sichern Portes, in dem erquickenden Bunde mit der wahlverwandten Gattin uud in den Segnungen dieser wahrhaft deutschen Ehe, in dem rührenden und erhebenden Wechselverkehr mit herrlichen Freunden, seinem Körner, seinem Humboldt, seinem Göthe, in dem mannhaften Kampfe gegen immer wiederkehrendes Siechthum und Leiden, in dem rastlosen Schaffen, in dem über die ganze Nation von ihm ausströmenden Segen, in der Herrlichkeit seiner letzten Wochen und seines Todes, — sollen wir uns seines Lebens erinnern, das in der Gesammtheit dieser Momente selbst wie ein reiches Gedicht von vollendeter Schönheit uns anmuthet? Oder sollen wir der sittlichen Grundzüge seiner Natur, seines erhabenen Zornes gegen alles Schlechte und Gemeine, seines edlen Stolzes, seiner neidlosen Anerkennung fremder Größe, seiner unbeugsamen Kraft, seines unerschütterlichen Glaubens an die siegende Macht des Göttlichen, sollen wir der erhabenen Größe seines Wesens oder der kindlichen Güte seines Herzens gedenken? Oder sollen wir die künstlerischen Mittel uns vergegenwärtigen, wodurch er so viel Großes und Gutes gewirkt, jenen himmlischen Glanz, jene zündende Gewalt seiner Rede, — jenes spannende Interesse seiner Handlungen, — jene reiche Fülle und markige Kraft seiner Charaktere, — jene Macht seiner sittlichen Ideen, — jene feste Geschlossenheit seiner Schöpfungen?

Theure, geliebte Schüler! Für Euch zunächst ist mein Wort auch an dem heutigen Tage bestimmt, Eurer Fassungskraft soll es so zugänglich sein, als nur immer Eure Jahre und die Größe des Gegenstandes es erlauben, Euer Herz soll es treffen: darum entscheide ich mich dafür, an dem heutigen Tage Euch an die köstlichen Gaben zu erinnern, die er auch Euch dargeboten, an denen wir uns so oft erquickt und erhoben, die ihm das Herz des Volkes wie keinem andern gewonnen haben, eine Folge der schönsten Gedichte seiner reiferen Jahre, eine Reihe edelster Gestalten lasse ich an Euch vorüberziehen, darin bestehe unsre Huldigung.

---

Nachdem Schiller in Trübsal und Arbeit, im Bunde mit seinem Körner, dem verkörperten Ideale eines Freundes, und mit edlen Frauen und im beruhigenden Glücke der Ehe sein Inneres von den Schlacken, so weit es dem Menschen vergönnt ist, gereinigt, schuf er, immerfort an Göthe und an den Griechen sein Talent fortbildend, Gedicht auf Gedicht bald in mühseligem Kampfe, bald in freiem, heiterem Spiel.

Lieblingsgedichte der Nation wurden vor allen seine Balladen und Romanzen, und neben ihnen das Lied von der Glocke. Es griff an's Herz, als der Dichter die Freundestreue feierte in jenem herrlichen Doppelbilde des unbedingt vertrauenden Freundes und des trotz der schwersten Hindernisse das Vertrauen rechtfertigenden Freundes. Wenn der Glaube des einen, der ohne ein Wort zu verlieren, sich zum Bürgen für den zum Tod verurtheilten Freund gestellt, auch Angesichts des Todes, der ihn nun selbst treffen mußte, sich durch keinen noch so schlimmen Anschein, durch keinen Hohn des Tyrannen erschüttern läßt, und wenn der andere mit übermenschlicher Kraft die Hindernisse der Rückkehr überwindet, und sich auch da von seiner Pflicht nicht entbunden wähnt, wo ihre Erfüllung dem klügelnden Verstande als nutzlos erscheinen konnte,

Und ist es zu spät, und kann ich ihm nicht
Ein Retter willkommen erscheinen,
So soll mich der Tod ihm vereinen.

Deß rühme der blut'ge Tyrann sich nicht,
Daß der Freund dem Freunde gebrochen die Pflicht,
Er schlachte der Opfer zweie,
Und glaube an Liebe und Treue,

da fühlten sich die Seelen der Hörer wie von einem göttlichen Anhauche berührt, und in den Himmel glaubten sie sich erhoben, wenn die unbedingte Treue in der Erfüllung der Freundespflicht dem Tyrannen, der sich arglistig schon gefreut hatte, seinen Unglauben an das Bessere im Menschen durch ein augenfälliges Beispiel der Untreue bestätigt zu sehen, das Herz bewegt und ihn zu dem Geständnisse zwingt:

Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,

so daß er, der alles unter sich zu sehen gewohnt ist, huldigend zu den beiden Freunden hinaufblickt, und in solchem Bunde der dritte sein zu dürfen bittet.

Die Freundschaft und die unbedingte Selbstverleugnung in der Freundschaft ist ein idealer Zug schon der antiken Seele, aber in der germanischen ist sie es nicht minder, und sie bewährt sich als solcher in dem Triumphe, welchen sie wie in der Wundermär selbst, so in deren herrlicher Verkündigung durch den Mund unseres Dichters auch über kleinliche und zweifelsüchtige Herzen noch immer davon trägt. Die Liebe aber — als Naturgewalt freilich hat sie auch im Alterthum geherrscht, und das Alterthum hat diese Herrschaft empfunden und in gewaltigen Gesängen verkündet, aber zu idealer Geistigkeit verklärt ist die Liebe eine Macht erst im germanischen Gemüthsleben geworden. Und wie hat sie unser Dichter zu feiern verstanden, indem er sie mit anderen Mächten des Gemüthes, mit Tapferkeit, Ehrgeiz, Gefühl der Mannes- und Ritterwürde eng verflochten in ihrem Rechte und in ihrer Schranke zur Anschauung bringt!

Es ist ein unendlicher Schmerz, der uns unwiderstehlich hinnimmt, wenn in den schlichtesten Worten jener Toggenburger uns vorgeführt wird, der in christlichem Heldenthum den Trost für unerwiderte Liebe sucht, und da er ihn darin nicht finden kann, fortan nur noch der Einen Empfindung lebt, und an seiner tiefen Wunde still und vorwurflos sich ausblutet, dennoch beseligt von der Nähe und dem täglich vergönnten Anschauen der Geliebten.

Und es ist wieder ein unendlicher Schmerz, aber zugleich ein heroischer Jubel der Seele, der uns erfaßt und selbst den Untergang Angesichts des höchsten Preises noch als ein Gut empfinden läßt, wenn wir die herrliche Ballade vom Taucher vernehmen. Aus der Mitte zagender Ritter tritt der Edelknabe heraus, zu wagen, was keiner wagen will.

Und es wallet und siedet und brauset und zischt,
Wie wenn Wasser mit Feuer sich mengt,
Bis zum Himmel spritzet der dampfende Gischt,
Und Fluth auf Fluth sich ohn' Ende drängt,
Und will sich nimmer erschöpfen und leeren,
Als wollte das Meer noch ein Meer gebären.

Der wie durch ein Wunder Gerettete, noch überwältigt von den Schrecken der Tiefe und von der Wonne der Rettung, spricht selbst die Warnung aus:

Der Mensch versuche die Götter nicht!

aber er vergißt seiner eigenen Warnung und wird ihr untreu, als die Königstochter in der weichen Bitte an den harten Vater das von Liebe umfangene Herz verräth, als sie der Preis erneuerten Wagnisses wird.

Da ergreift's ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin;
Da treibt's ihn, den köstlichen Preis zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall;
Da bückt sich's hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.

Einzusetzen das Leben, wo die Liebe, die echte Liebe gebietet, das ist ein berechtigtes Thun eines ritterlich hochgesinnten Jünglings, — aber wo die Liebe des Mannes und Ritters in schnöder Herzlosigkeit zur Weide für die Eitelkeit auf die Probe gesetzt wird, da gebietet Mannes- und Ritterwürde, die Probe zu bestehen, aber auch die Liebe zur Unwürdigen aus dem Herzen zu reißen und die nun gewonnene Dame zu verschmähen.

Die Anschauung dessen, was der Mann seiner Mannesehre schuldig ist, schlägt in der zauberischen Schilderung an unser Gewissen, so daß wir mit geheimer Scham uns selbst verdammen, wenn wir anders gehandelt hätten. —

In solchen Dichterherzen hat auch die Frömmigkeit eine heilige Stätte. Es ist eine göttliche Fügung, wenn der so frevelhaft verleumdete Fridolin aus unschuldiger, reiner Liebe zur frommen Herrin in der Erfüllung des verderblichen Auftrages seines Herrn sich verspätet, und diese Verspätung ihm zur Rettung, dem Verleumder selbst zur furchtbaren Strafe ausschlägt, so daß darin der Graf selbst ein Gottesurtheil reuig anerkennt, und mit ihm verehren wir das göttliche Walten und verehren es um so tiefer, weil wir fühlen, daß es nicht zufällig eingreifend, sondern nach innerster Nothwendigkeit der Hergänge in der menschlichen Seele seine Gerichte vollzieht.

Aber das göttliche Walten vereitelt nicht immer den Frevel, doch wo es ihn nicht vereitelt, da rächt es ihn in wunderbarer Verkettung mit Zufälligkeiten, die doch selbst in das Gewebe psychologischer Nothwendigkeiten hinein verschlungen werden. Der Dichter Ibycus ist erschlagen und im Moment des Todes hat sein Dichtermund noch die über ihm hinziehenden Schwärme von Kranichen zu Rächern angerufen, und sie werden seine Rächer. Nachdem so eben aus Dichtermunde jener furchtbare Chorgesang der Rachegöttinnen die Herzen erschüttert hat, da geschieht es, daß der über dem Theater hinziehende Zug der Kraniche dem einen der dort anwesenden Mörder jenen unwillkürlichen Ausruf entlockt, welcher schnell von der Menge aufgefaßt, die des Ibycus mit trauernder Liebe gedenkt, zu schneller Entdeckung und Strafe führt. Religiösität und Gefühl von der Heiligkeit des Dichterthums war es, welches dieses Gedicht unserm Meister eingab und in schwerer Arbeit vollenden ließ, und heilige Saiten unseres innersten Gemüthes sind es, die in uns anklingen, indem wir seinen Worten lauschen.

Mächtiger noch erklingen sie, indem wir an Worte der heiligen Schrift selbst erinnert werden, und wir erleben in uns selbst die Wahrheit der kaiserlichen Worte, wenn wir den neuerwählten Kaiser an seinem höchsten Feste, als der von ihm vermißte Sänger eintritt, sagen hören:

Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,
Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und die ganze sittliche Musik des inneren Menschen rauscht gewaltig in uns auf, wenn auf einmal der nunmehr vom Sänger wegen seines gläubigen Christensinnes gefeierte Graf kein anderer ist, als der Kaiser selbst, der jetzt in seiner Erhebung zum Kaiser den Segen der Demuth, die durch kein selbstisches Gefühl ritterlicher Kraft in ihm beirrt worden, geerntet hat und jetzt der höchsten Verherrlichung seines Festes theilhaftig wird durch die Offenbarung jener göttlichen Fügung aus des priesterlichen Sängers Munde.

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und Alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Und doch noch höher, hinauf zu den höchsten Höhen fühlen wir uns emporgetragen, wenn der ritterliche Held, der den Land-verödenden Drachen erschlagen, — zwar dem Buchstaben des Gesetzes zuwider erschlagen, aber doch nur nach einer wohlbedachten und geduldig zu Ende geführten Vorbereitung, so daß er des Gesetzes Geist und Willen treulich zu erfüllen gemeint hat — wenn dieser jugendliche Held, von dem tiefblickenden Großmeister auf die Probe gestellt, ob nicht doch Selbstsucht bei ihm in der gefährlichen Unterscheidung zwischen Buchstaben und Geist des Gesetzes obgewaltet, die schwere Probe besteht und in der willigen Hinnahme der strengen Strafe, in der Bewährung sich selbst bezwingender Demuth als Sieger aus dem härteren Kampfe hervorgeht, so daß ihm nunmehr auch von dem ernsten Vertreter des Gesetzes nicht bloß Gnade widerfährt, sondern auch der jetzt wohlverdiente Lohn zu Theil wird.

„Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtesblöße,
Da stifteten, auf heil'gem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen,
Zu bändigen den eignen Willen.
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken!
Denn wer des Herren Joch nicht trägt,
Darf sich mit seinem Kreuz nicht schmücken."

Da bricht die Menge tobend aus,
Gewalt'ger Sturm bewegt das Haus,
Um Gnade flehen alle Brüder,
Doch schweigend blickt der Jüngling nieder,
Still legt er von sich das Gewand
Und küßt des Meisters strenge Hand
Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: „Umarme mich, mein Sohn!
Dir ist der härt're Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen."

Es ist die ächteste Huldigung vor der sittlichen Tiefe des Christenthums, welche in der Verherrlichung dieses Jünglings der Dichter an den Tag legt, und er hat dieselbe Huldigung und gerade auch dem Malteserorden gegenüber als Prosaiker ausgesprochen, und er hat Jahre lang mit einer Tragödie „die Malteser" sich getragen, und er hat die herrlichen Distichen gedichtet:

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwert steht vor dem heiligen Grab.
Aber ein schönerer Schmuck umgibt euch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamm's,
Dient an des Kranken Bett, dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die niedrige Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest in Einem
Kranze der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!

Ist es doch, als hätte der Dichter der „Götter Griechenlands" sich in den Jahren der Reife gar nicht ersättigen können in der Anerkennung und Feier der sittlichen Größe des christlichen Heldenordens; und die Feier kömmt aus dem Munde desselben Dichters, welcher den Heroismus des Mannes am kraftvollsten unter uns zu schildern und den heroischen Trieb am gewaltigsten in der Nation zu entzünden verstanden.

Diese Balladen und Romanzen in ihrer wunderbaren Vielseitigkeit des Gehalts, in ihrer wunderbaren Vielseitigkeit der Form, ihren bald stolz und breit daher rollenden, bald weich und bescheiden sich der Erzählung anschmiegenden Rhythmen, in der wunderbaren Macht prachtvollster Naturschilderungen sind rasch Lieblingsgedichte der Nation geworden, aber das Lieblingsgedicht unter den Lieblingsgedichten, das wurde doch „das Lied von der Glocke," „das Lied vom Leben," wie es nicht unpassend, „das Lied vom Bürgerleben," wie es noch schärfer und treffender genannt worden ist. Es ist dies Gedicht bei dem seltensten Reichthum in der Beherrschung und Verwendung aller Kunstmittel doch ganz volksmäßig und ein Gegenstück zu dem in der Form ganz einfachen, aber für das Volk fremdartigen Kunstgedicht „der Spaziergang." Es ist diesem seinem Vorgänger im Inhalt verwandt und doch wieder abweichend, insofern der Spaziergang das Leben des ganzen Menschengeschlechts in seinen Hauptculturstufen, die Glocke das Leben des Einzelnen in seinen naturgemäßen Entwickelungsmomenten und das Zusammenleben der Einzelnen in unserer Zeit zur Anschauung bringt. Aber damit hat sich ja der Meister nicht begnügt, sondern mit einer Kunst, die uns doch erst bei genauerem Studium zum Bewußtsein kommt, jene doppelte Folge von Lebensgemälden an die durchaus anschauliche Darstellung einer Folge landschaftlicher Bilder, einer Folge menschlicher Verrichtungen bei der Vollbringung eines Glockengusses mit der reizendsten und sinnvollsten Durcheinanderflechtung angeschlossen. Beide Gedichte aber läßt er in die erschütternde Darstellung des erschütternden Ereignisses damaliger Gegenwart, der französischen Revolution, auslaufen, begreifend, zürnend, warnend.

Den Vorzug verdient keines von beiden Gedichten, aber den Sieg im Herzen des Volkes trug davon und mußte davon tragen das Lied von der Glocke. Wie viele Tausende und abermal Tausende empfanden

und empfinden darin Freud' und Leid ihres eigenen Lebens in köstlichen, lebenswarmen Bildern verklärt wiedergegeben, wenn sie von der Taufe des neugebornen Kindes zum Heranwachsen der Geschlechter, zu Bangigkeit und Glück der ersten Liebe, von da zur ruhigen Befriedigung der Ehe und dem Wetteifer rastlos schaffender Thätigkeit des Mannes und unermüdlich erhaltender und mehrender Thätigkeit der Hausfrau, von da zu erschreckendem Wechsel durch Feuers Wuth und zum Verlust von Hab' und Gut, und sodann zum schwereren, zum schwersten Verluste, zum Tode der theuren Gattin, der treuen Mutter sich fortgeführt sehen. Und wenn darauf in dem sich erweiternden, von der Familie auf die Gesellschaft und den Staat sich ausdehnenden Strome des Gedichtes erst das Glück des Friedens und der gesetzlichen Ordnung für die Gesammtheit und die gesegnete Regsamkeit aller fleißigen Hände in Stadt und Land, wenn dann die Zerstörung aller sittlichen Bande durch Revolution, zu welcher ein Mißregiment ein erbittertes Volk fortreißt, wenn die nun beginnende Herrschaft des Schreckens, des Entsetzens geschildert wurde, wo die mißbrauchte Himmelsfackel Städt' und Länder einäschert, wie mußten da die Tausende und aber Tausende jener Zeit durchschüttert werden, wie mußten sie da mit Herz und Mund einstimmen in die segnenden Worte der Glockentaufe: „Concordia soll ihr Name sein. Friede sei ihr erst Geläute."

Neben diesen Gedichten und neben einer Fülle anderer, in welchen der Dichter die ganze Stufenleiter vom Erhabenen zum Schönen, vom Würdevollen zum Anmuthigen, vom Tragischen zum Komischen durchlaufen und in klarer und erquickender Form eine Welt von Gedanken ausgeprägt hat, die dem Leben einen festen Halt zu verleihen, das Herz von dem Selbstischen zu entwöhnen, von dem Unlautern zu reinigen, mit dem Hohen zu befreunden, mit dem Edlen zu erfüllen geeignet sind — neben allen diesen Gedichten hin läuft jene Reihe staunenswerther Dramen, in welchen er

> gereiniget die oft entweihte Scene
> zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

Die Alltäglichkeit des gewöhnlichen Lebens hatte sich der Bühne bemächtigt und unser Dichter vermißte das große gigantische Schicksal, welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt.

Aber er war auch vorbereitet durch innere Läuterung, durch jahrelange Arbeit in Geschichte und Philosophie; er war, seiner eigenen Forderung nachkommend, unter dem fernen Himmel der griechischen Tragödie zur Mündigkeit gereift und kehrte dann, nachdem er Mann geworden, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück, nicht um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar, wie Agamemnons Sohn, um es zu reinigen. Es war doch ein denkwürdiger Tag in dem Leben unserer Nation, die noch keine Nation war und aus einem geistigen Leben erst zu einem politischen geführt werden sollte, es war ein denkwürdiger Tag, jener 18. October 1798, an welchem die erste Aufführung von Wallensteins Lager auf der Bühne zu Weimar erfolgte und der Dichter, der selbst einen neuen Menschen angezogen, nicht nur den erneuten Schauplatz, sondern eine neue Aera des deutschen Drama's einweihte. Er wußte, was er wollte und was er that, und er wußte, weshalb er es gerade jetzt that. In dem Prologe, welchen er für diesen Tag zur Wiedereröffnung der Bühne in Weimar dichtete, spricht er es mit männlicher Offenheit aus:

Die neue Aera, die der Kunst Thaliens
Auf dieser Bühne heut beginnt, macht auch
Den Dichter kühn, die alte Bahn verlassend,
Euch aus des Bürgerlebens engem Kreis
Auf einen höhern Schauplatz zu versetzen,
Nicht unwerth des erhabenen Moments
Der Zeit, in dem wir strebend uns bewegen.
Denn nur der große Gegenstand vermag
Den tiefen Grund der Menschheit aufzuregen.
Im engen Kreis verengert sich der Sinn,
Es wächst der Mensch mit seinen größern Zwecken.

Und jetzt an des Jahrhunderts ernstem Ende,
Wo selbst die Wirklichkeit zur Dichtung wird,
Wo wir den Kampf gewaltiger Naturen
Um ein bedeutend Ziel vor Augen sehn,
Und um der Menschheit große Gegenstände,
Um Herrschaft und um Freiheit wird gerungen,
Jetzt darf die Kunst auf ihrer Schattenbühne
Auch höhern Flug versuchen, ja sie muß,
Soll nicht des Lebens Bühne sie beschämen.

Zerfallen sehen wir in diesen Tagen
Die alte feste Form, die einst vor hundert
Und fünfzig Jahren ein willkommner Friede
Europens Reichen gab, die theure Frucht
Von dreißig jammervollen Kriegesjahren:
Noch einmal laßt des Dichters Phantasie
Die düstre Zeit an euch vorüberführen,
Und blicket froher in die Gegenwart
Und in der Zukunft hoffnungsreiche Ferne.

Und er leistete nicht blos, was er wollte und aussprach, er leistete noch mehr; denn indem er den Wallenstein des 17. Jahrhunderts zur Anschauung brachte, schilderte er in diesem zugleich jenen so eben aufsteigenden neuen Wallenstein, dessen ganze dämonisch-heroische Natur der Dichter mit seiner eigenen heroischen und den Heroismus in der Nation wieder weckenden Dichterseele in der Darstellung des Wallenstein zugleich mit erfaßt. Und mehr noch. Wenn auch des neuen Wallenstein Geschick sich unter andern Verhältnissen anders gestaltete, dennoch dürfen wir sagen: in dem unerbittlich hereinbrechenden Schicksal jenes alten Wallenstein war mit unbewußter Prophetie auch das unerbittlich hereinbrechende Schicksal Napoleons vorausgegriffen. Es war diese Dichtung das treueste Gemälde jener furchtbaren, anderthalb Jahrhunderte zurückliegenden Zeit und sie hielt doch zugleich der Gegenwart einen Spiegel vor:

In jenes Krieges Mitte stellt euch jetzt
Der Dichter. Sechszehn Jahre der Verwüstung,
Des Raubs, des Elends sind dahin geflohn,
In trüben Massen gähret noch die Welt,
Und keine Friedenshoffnung strahlt von fern,
Ein Tummelplatz von Waffen ist das Reich,
Verödet sind die Städte, Magdeburg
Ist Schutt, Gewerb und Kunstfleiß liegen nieder,
Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger Alles,
Straflose Frechheit spricht den Sitten Hohn,
Und rohe Horden lagern sich, verwildert
Im langen Krieg, auf dem verheerten Boden.

Auf diesem finstern Zeitgrund malet sich
Ein Unternehmen kühnen Uebermuths
Und ein verwegener Charakter ab.

Ihr kennet ihn — den Schöpfer kühner Heere,
Des Lagers Abgott und der Länder Geißel,
Die Stütze und den Schrecken seines Kaisers,
Des Glückes abenteuerlichen Sohn,
Der, von der Zeiten Gunst emporgetragen,
Der Ehre höchste Staffel rasch erstieg,
Und ungesättigt immer weiterstrebend
Der unbezähmten Ehrsucht Opfer fiel.

Vollständig hat der Dichter in dem sich vollziehenden Schicksal das Treiben des menschlichen Herzens zur Anschauung und die strafende göttliche Gerechtigkeit zur Geltung gebracht; aber er hat auch mit der schönen Menschlichkeit des echten Künstlers uns menschlich auszusöhnen verstanden mit seinen furchtbaren Helden, indem er das für jene Zeit und für seinen Helden so charakteristische Motiv des astrologischen Aberglaubens wundervoll in's Spiel setzte.

Von der Parteien Gunst und Haß verwirrt,
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte;
Doch euren Augen soll ihn jetzt die Kunst,
Auch eurem Herzen menschlich näher bringen.
Denn jedes Aeußerste führt sie, die Alles
Begrenzt und bindet, zur Natur zurück;
Sie sieht den Menschen in des Lebens Drang
Und wälzt die größre Hälfte seiner Schuld
Den unglückseligen Gestirnen zu.

Er hat das Richteramt und er hat das Begnadigungsrecht der Poesie ausgeübt. „Verflucht, wer mit dem Teufel spielt.“ Mit diesen Worten richtet unwillkürlich in höchster Bedrängniß Wallenstein sich selbst, und indem er den Bund mit den Schweden gegen seinen Kaiser abschließt, so weiß er, was er thut und welchem Schicksal er entgegengeht.

Es ist sein böser Geist und meiner. Ihn
Straft er durch mich, das Werkzeug seiner Herrschsucht,
Und ich erwart' es, daß der Rache Stahl
Auch schon für meine Brust geschliffen ist.
Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne sä't,
Erfreuliches zu ernten. Jede Unthat
Trägt ihren eignen Rache-Engel schon,
Die böse Hoffnung unter ihrem Herzen.

Er kann mir nicht mehr trau'n — so kann ich auch
Nicht mehr zurück. Geschehe denn, was muß.
Recht stets behält das Schicksal; denn das Herz
In uns ist sein gebietrischer Vollzieher.

Aber mild versöhnend klingt das tiefe Wort Gordons, als die Wetterwolke mit dem tödtlichen Blitzstrahl über dem Helden sich bereits zusammenzieht, der inmitten des Zusammensturzes trügerischer Hoffnung schnell von allen Zweifelsqualen geheilt und schon in dem Wiederbesitz ungebrochener Kraft von neuen Hoffnungen belebt ist; einen antiken Chorgesang glauben wir zu vernehmen, wenn Gordon in die Worte ausbricht, in welchen die sittliche Idee, deren gottgesandter Prophet der Dichter ist, ihren Triumph feiert über den Pharisäismus der platten Moralität:

Verräther an dem Kaiser — solch ein Herr!
So hoch begabt! O was ist Menschengröße!
Ich sagt' es oft: das kann nicht glücklich enden;
Zum Fallstrick ward ihm seine Größ' und Macht
Und diese dunkelschwankende Gewalt.
Denn um sich greift der Mensch, nicht darf man ihn
Der eig'nen Mäßigung vertraun. Ihn hält
In Schranken nur das deutliche Gesetz,
Und der Gebräuche tiefgetretne Spur.
Doch unnatürlich war und neuer Art
Die Kriegsgewalt in dieses Mannes Händen;
Dem Kaiser selber stellte sie ihn gleich;
Der stolze Geist verlernte sich zu beugen.
O Schad' um solchen Mann! denn keiner möchte
Da feste stehen, mein' ich, wo er fiel.

Ein riesenhafter Dom, erhebt sich Schillers Wallenstein in kühn geschweiften Bogen in den Himmel und an das gewaltige Hauptschiff des Domes, an die Tragödie „Wallenstein," schließen sich zwei Seitenschiffe, die Tragödie „Max und Octavio," und die Tragödie „Max und Thekla." Der Vater, der durch den Untergang des Sohnes widerwillig sich selbst straft dafür, daß er der Heiligkeit der Pflicht nicht anders als durch ein unseliges Doppelspiel zu genügen verstanden; die Liebenden, welche in das nicht von ihnen verschuldete Verderben hineingerissen werden, in welchem sie doch nicht unschuldig untergehen, diese Gestalten neben der des Wallenstein, sie sind es, — und nicht

die äußere Theilung in drei Stücke, — welche in kunstreichster Verflechtung Schillers Wallenstein zu einer tragischen Trilogie erheben, welche schlechthin einzig ist, da sie nicht in einem Nacheinander von Dramen, sondern in einem Ineinander sich entwickelt. — „Ich theile mit Ihnen, schreibt Schiller an Körner, der eine eigne Schrift über Schillers Wallenstein geschrieben hatte, ich theile mit Ihnen die unbedingte Verehrung der Sophokleischen Tragödie, aber sie war eine Erscheinung ihrer Zeit, die nicht wiederkehren kann, und das lebendige Produkt einer individuellen Gegenwart einer ganz heterogenen Zeit zum Maßstab und Muster aufdringen, hieße die Kunst, die immer dynamisch und lebendig entstehen und wirken muß, eher tödten als beleben. Unsere Tragödie, wenn wir eine solche hätten, hat mit der Ohnmacht, der Schlaffheit, der Charakterlosigkeit des Zeitgeistes und mit einer gemeinen Denkart zu ringen; sie muß also Kraft und Charakter zeigen, sie muß das Gemüth zu erschüttern, zu erheben, aber nicht aufzulösen suchen. Die Schönheit ist für ein glückliches Geschlecht, aber ein unglückliches muß man erhaben zu rühren suchen." — Wir hatten damals bereits eine Tragödie, wir hatten sie durch Schiller, denn wir hatten den Wallenstein.

Von Wallenstein schritt Schiller rasch zu einem neuen Drama, zu Maria Stuart. Das war nun, meinten Viele, eine reine Tragödie der Leidenschaft, oder besser noch des Herzens; und das war sie freilich, aber es ist zugleich eine religiöse und es ist zugleich eine historische Tragödie. Denn Maria Stuart, dieß lebendige Beispiel, wie betrüglich die Güter dieser Erden, ist ein Bild ursprünglichen Geistesreichthums und Seelenadels, tiefen Falles in Sünde und Frevel, ernster und doch noch nicht ausreichender Erhebung durch vieljährige Gefangenschaft (so finden wir sie im Anfange des Stückes), schweren Rückfalls in dem Ausbruch wilden Hasses gegen die Elisabeth, gerechter Demüthigung durch den Ausbruch von Sinnlichkeit, zu welchem Mortimer gerade durch den sinnlichen Reiz hingerissen wird, welchen jener Ausbruch Marien verleiht; aber sie wird auch, nachdem alle Hoffnung zusammengebrochen, ein Bild vollendeter Ergebung, nicht in ein unvermeidliches Schicksal, sondern in eine göttliche Fügung, durch welche Gott sie würdigt, „durch diesen unverdienten Tod die frühe schwere Blutschuld abzubüßen," und gelangt durch ihre Wiedergeburt zu innerer Beseligung

im äußeren Untergang. So ist denn diese Schöpfung, in welcher, wie vorher das Glück zum Unglück, so zuletzt das Unglück zum Heil ausschlägt, ein tragisches Seelengemälde vom tiefsten christlichen Gehalt, eine vom echtesten Geiste des Christenthums, von der Heiligung durch Buße, innerlichst durchdrungene und gestaltete Tragödie. Aber sie ist auch eine historische, da alle diese innern und äußern Geschicke sich entwickeln aus dem Gegensatz und Zusammenstoß des Protestantismus und des Katholicismus in dem Leben des englischen Volkes, welche ihre dramatischen Träger finden theils in Elisabeth, Burleigh und Paulet, theils in Maria, Mortimer und Melvil. Diese historische Seite mit der religiösen zusammengefaßt, gibt als Summe folgenden Verlauf. Eine mit dem höchsten weiblichen Liebreiz ausgestattete Königin, die durch sittliche Haltlosigkeit ein Spielball der geschichtlichen Mächte ihrer Zeit geworden, reinigt sich durch Buße zu einer Verklärung, durch welche sie im äußern Untergange den höchsten Sieg erringt, und durch welche die Religion, die in den kämpfenden Parteien theils als Fanatismus, theils als bloßes Mittel für politische Zwecke wirkt, als wahrhaft weltüberwindende Macht sich kund gibt.

Von dieser Tragödie des Leidens, einer wahren Magdalenentragödie im großen historischen Styl, kehrte Schiller zurück zur heroischen Tragödie in seiner Jungfrau von Orleans. Aber eine Tragödie des Herzens hat er doch auch in dieser geschaffen.

Es waren eben die noch in ihm mächtigen Ideen von Fall, Buße, Erhebung und Verklärung, welche den hochgesinnten und tiefsinnigen Dichter so gewaltig bewegten, daß er ihretwillen sogar der Geschichte untreu, doch nur äußerlich untreu zu werden sich entschloß. Das gestrafte Laster würde ein Kritiker von der puritanischen Herbheit eines Paulet die Maria Stuart nennen, die geprüfte Tugend wäre der entsprechende Ausdruck für ihr Gegenstück, die Jungfrau von Orleans, und es ist Schiller selbst, welcher diesen Ausdruck gebraucht, indem er sagt: nur die geprüfte Tugend erhält die kanonisierende Palme. Aber auch hier vollzieht sich die religiöse Tragödie des Herzens innerhalb des historischen Conflictes zweier Mächte; nicht zweier Confessionen, wohl aber zweier welthistorischer Völker, so daß sie sich hier zugleich mit dem Pathos für das Vaterland und für das nationale Königthum auf das engste verflicht.

Für die tiefreligiöse Natur Johanna's erhält die natürliche Herrlichkeit ihres Vaterlandes eine höhere Weihe durch das, was es für das Christenthum geworden, und das Königthum erhält gleichfalls eine höhere Weihe durch seine segensreiche und glänzend bewährte göttliche Mission. So hat sie, das Weib, einer höheren Berufung zur Rettung dieses Vaterlandes und nationalen Königthums ihr, wenn auch frühzeitig himmelwärts gewandtes, aber dennoch zuerst bangendes Herz nicht verschließen können. Doch indem sie sich zu diesem Zwecke von der natürlichen Grundlage der Existenz gerade des Weibes, von dem Boden der Familie, losreißen muß und, um ihres Volkes Feinde zu vertilgen, wie ein Mann mit dem Schwerte sich umgürten muß, ist mit der glänzenden Verheißung

Du wirst Errettung bringen Frankreichs Heldensöhnen
Und Rheims befrei'n und deinen König krönen,

auch eine schicksalsschwere Verzichtleistung verbunden, welche der Gottgeweihten in ihren himmlischen Visionen mit auferlegt wird.

In rauhes Erz sollst du die Glieder schnüren,
Mit Stahl bedecken deine zarte Brust.
Nicht Männerliebe darf dein Herz berühren
Mit sünd'gen Flammen eitler Erdenlust.

Mit tiefem Weh, aber gehorsam dem höhern Rufe und mit feuriger Entschlossenheit reißt sie sich los von dem Boden der Heimath, der Familie, an die ihr Inneres fester geknüpft gewesen, als sie selbst gedacht.

An das Hoflager des Königs zu Chinon finden wir uns im Beginn des eigentlichen Drama's versetzt. In wachsender Bedrängniß will der König sein Reich, soweit die Feinde darin vorgedrungen, aufgeben, da sein edles, aber zu weiches Herz nicht den Gedanken zu ertragen mag, umsonst seines Volkes Leben zu verschwenden. Vergebens daß ihm Dunois, der Held der Helden zuruft:

laß du
Den Krieg ausrasen, wie er angefangen!
Du hast ihn nicht leichtsinnig selbst entflammt.
Für seinen König muß das Volk sich opfern,
Das ist das Schicksal und Gesetz der Welt.
Der Franke weiß es nicht und will's nicht anders.
Nichtswürdig ist die Nation, die nicht
Ihr Alles freudig setzt an ihre Ehre.

Der König verharrt bei seinem Entschluß, und schon will nun Dunois sich in Orleans hineinwerfen, um sich unter den Trümmern der belagerten Stadt zu begraben, da kommt das fabelhaft klingende Gerücht von einer Wendung des Glücks, einem erfochtenen Sieg; und schon kommt auch die Siegerin selbst, Johanna, umjauchzt als Erretterin von dem Jubel des Volkes. Jeden Zweifel, den die irdische Klugheit dem Könige und dem Erzbischofe einflößt, durch wunderbare Erweisungen ihrer Mission, durch göttliche Beglaubigung überwindend, reißt sie Alles zum Aufbruch fort gegen den Feind. Und es bewährt sich ihre Verheißung durch den neuen Erfolg. Zu Anfang des zweiten Aktes ist Orleans bereits entsetzt, nicht durch eine blutige Schlacht, sondern durch dämonischen Schrecken im feindlichen Heere. Mit Mühe hat sich dieses angefangen wieder zu sammeln, da bricht die Jungfrau Verderben verbreitend in das feindliche Lager ein. Auch den blutigen Theil ihrer Mission erfüllt sie, nicht ohne geheimen Schauder, indem sie ihr Herz den rührendsten Bitten des jungen Walliser Montgomery verschließt und ihn nach kurzem Gefechte erlegt. Sie selbst schiebt die Männerthat von sich hinweg. Die heilige, die erhabene Jungfrau ist es, die in ihr, der Jungfrau, mächtiger wirkt, so daß nimmer irrend in der zitternden Hand das Schwert sich selbst regiert, als wär' es ein lebend'ger Geist. Aber ihr eigenstes Wesen kann sie unmittelbar darauf geltend machen gegen den Herzog von Burgund, der, sie zu tödten, auf sie eindringt. Er ist Frankreichs Sohn, gegen ihn hat sie keine Waffen, ihm reicht sie, die Gottgesandte, die schwesterliche Hand; über ihn ersicht sie mit dem Zauber himmlischer Worte einen unblutigen Sieg.

Du nennst mich eine Zauberin, gibst mir Künste
Der Hölle Schuld. — Ist Friedenstiften, Haß
Versöhnen eine That der Hölle? Kommt
Die Eintracht aus dem ew'gen Pfuhl hervor?
Was ist unschuldig, heilig, menschlich gut,
Wenn es der Kampf nicht ist für's Vaterland?

Und einen neuen, noch schwereren Sieg erringt sie, von neuem ihre göttliche Sendung bewährend, im folgenden Akte, indem sie den reuig zum Könige zurückgekehrten Herzog zur Versöhnung selbst mit seinem Todfeinde, durch den sein Vater gefallen, dem Ritter du Chatel umstimmt.

O sie kann schalten mit mir, wie sie will;
Mein Herz ist weiches Wachs in ihrer Hand.
— Umarmt mich, Du Chatel! Ich vergeb' Euch.

Aber wenn er, sich gegen den Geist des Vaters entschuldigend, hinzufügt:

Der Mensch ist, der lebendig fühlende,
Der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks,

so wird er damit unwillkürlich und nicht wissend der Prophet des Umschlags der Empfindung, welcher bald in der Jungfrau selbst eintreten soll: auch sie soll bald der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks werden; nicht die Einnahme von Rheims, wenn gleich ihr diese nicht versagt bleibt, nein, die so eben durch sie gewirkte Versöhnung ist der Höhepunkt ihres Glückes.

Der dankbare König, recht im menschlichen Wahne, macht, nachdem sie eben erst wie in schmerzlicher Ahnung ausgerufen: „Das Glück wohnt droben in dem Schooß des ew'gen Vaters," ihr Glück doch zu seiner Sorge und hebt sie, noch im Grabe ihre Väter adelnd, aus dem Staube ihrer dunklen Geburt: den Besten soll sie ins Künftige ebenbürtig sein in Frankreich. Und schon treten die Besten in Frankreich, Held Dunois und Held Lahire, hervor, ihre langgehegte Liebe zu bekennen. Aber ihnen und dem Könige hält sie ihre Mission entgegen:

Ich bin die Trägerin des höchsten Gottes,
Und keinem Manne kann ich Gattin sein,

und dem Erzbischofe selbst, der sie mahnt:

Dem Mann zur liebenden Gefährtin ist
Das Weib geboren, — wenn sie der Natur
Gehorcht, dient sie am würdigsten dem Himmel!

weicht sie aus mit der Berufung auf die Pflicht, ihr Werk zu vollenden durch siegreichen Einzug in Rheims, und als noch immer nicht die Mahnungen ablassen, da braust sie in erhabenem Zorne auf, ruft aber auch unwissend dämonische Mächte gegen sich heraus:

Dauphin! Bist du der göttlichen Erscheinung
Schon müde, daß du ihr Gefäß zerstören,
Die reine Jungfrau, die dir Gott gesendet,
Herab willst ziehn in den gemeinen Staub?
Ihr blinden Herzen! Ihr Kleingläubigen!
Des Himmels Herrlichkeit umleuchtet euch,

Vor eurem Aug' enthüllt er seine Wunder,
Und ihr erblickt in mir nichts als ein Weib.
Darf sich ein Weib mit kriegerischem Erz
Umgeben, in die Männerschlacht sich mischen?
Weh' mir, wenn ich das Rachschwert meines Gottes
In Händen führte, und im eiteln Herzen
Die Neigung trüge zu dem ird'schen Mann!
Mir wäre besser, ich wär' nie geboren!
Kein solches Wort mehr, sag' ich euch, wenn ihr
Den Geist in mir nicht zürnend wollt entrüsten!
Der Männer Auge schon, das mich begehrt,
Ist mir ein Grauen und Entheiligung.

Es ist ein ungestümes Wogen ihres ganzen Innern, es ist ein Aufruhr in ihrer ganzen Natur, in den sie versetzt ist und der sie treibt, im Aufbruch zur Schlacht Rettung vor der inneren Bedrängniß zu suchen.

Befiehl, daß man die Kriegstrompete blase!
Mich preßt und ängstigt diese Waffenstille;
Es jagt mich auf aus dieser müß'gen Ruh,
Und treibt mich fort, daß ich mein Werk erfülle,
Gebietrisch mahnend meinem Schicksal zu.

Ihr Schicksal erreicht sie, — anders, als sie hat ahnen können, und doch vom Dichter vollständig vorbereitet. In der neuen Schlacht fällt der furchtbare Talbot. Er, der keinen Glauben gekannt und deßhalb sich vom Aberglauben überwunden wähnt, er, der im Tode noch mit dämonischer Erhabenheit, mit Schauder erregendem Hohne den Fluch ausgestoßen über Jeden, der „sein Leben an das Große und Würd'ge wendet und bedachte Plane mit weisem Geiste entwirft, — dem Narrenkönig gehört die Welt“ — er verfällt der Hölle, und hat alsbald als deren Organ der Jungfrau aufgeregten Sinn durch Warnungen zu verwirren und über die ihr gesetzten Schranken hinauszutreiben, indem er ihr räthselhaft zwar Sieg in jedem Kampfe und den Einzug in Rheims verkündet, aber zugleich sie mahnt, in keinen neuen Kampf zu gehen und nicht in Rheims einzuziehen. Durch und durch erschüttert und verwirrt, dann sich fassend und doch ohne Fassung, ist sie reif für den Umschlag, für den Sturz aus der Höhe in die Tiefe. „Immer, sagt der Dichter selbst, sind die Menschen, wenn sie auf der höchsten Spitze standen, ihrem Falle am nächsten gewesen.“

Der gewaltige Lionel, der letzte von den Fürsten des englischen Heeres, stellt sich ihr zum Kampfe entgegen; auch er wird besiegt, aber nur um über seine Siegerin den Sieg davon zu tragen. Eben will sie den Entwaffneten tödten, da wird sie, die lebendig Fühlende, der leichte Raub des mächt'gen Augenblicks. Von seiner Heldenschönheit überwältigt, läßt sie, die keinen Raum gegeben der Werbung des treuen Schäfers Raimond, den Werbungen der vaterländischen Helden Dunois und Lahire, sie, die, treu ihrer Mission, den Unglücklichen, den Ungefährlichen, der mit den rührendsten Bitten um sein Leben flehte, unerbittlich getödtet — sie läßt den Führer der Feinde, der sie auffordert, mit dem Ruhm ihm auch das Leben zu nehmen, der sie haßt, der sie schmäht, der dann mit umgewandelter Empfindung ihr ein demüthigendes Mitleid schenkt, sie läßt ihn entfliehn, sie mahnt ihn zu entfliehen, sie läßt sich von ihm ihr Schwert entreißen, das er als ein Pfand künftigen Wiedersehens mit sich hinwegnimmt. —

Unendlicher Jubel erfüllt die Straßen von Rheims, das seine Thore seinem Könige geöffnet, aber unendlichem Elend ist die Jungfrau preisgegeben, die all dieß Herrliche vollendet hat: sie muß sich anklagen, sie möchte sich vertheidigen, sie muß die Vertheidigung selber Lügen strafen, immer wieder hindurch bricht die unbezwingliche Empfindung der Liebe, immer wieder hindurch bricht das quälende Schuldbewußtsein, bis der stürmische Wechsel widerstreitendster Empfindungen sich auflöst in ein unsägliches Wehe, daß ihr ein Beruf geworden, der über menschliches Vermögen geht.

Wärst du nimmer mir erschienen,
Hohe Himmelskönigin!
Nimm, ich kann sie nicht verdienen,
Deine Krone, nimm sie hin. —
  Willst du deine Macht verkünden,
Wähle sie, die frei von Sünden
Stehn in deinem ew'gen Haus,
Deine Geister sende aus.
Die Unsterblichen, die Reinen,
Die nicht fühlen, die nicht weinen!
Nicht die zarte Jungfrau wähle,
Nicht der Hirtin zarte Seele!

Und wie nun erst, als ihre Fahne ihr gebracht wird, sie zum Krönungszuge in die Kirche voranzutragen, die Fahne, die sie

früher siegend in der Schlacht geschwungen! Mit Entsetzen ruft sie, als sie die darauf abgebildete Himmelskönigin erblickt:

> Sie ist's! Sie selbst! Ganz so erschien sie mir.
> Seht, wie sie herblickt und die Stirne faltet,
> Zornglühend aus den finstern Wimpern schaut! —
> Furchtbare, kommst du, dein Geschöpf zu strafen?
> Verderbe, strafe mich, nimm deine Blitze,
> Und laß sie fallen auf mein schuldig Haupt.
> Gebrochen hab' ich meinen Bund, entweiht,
> Gelästert hab' ich deinen heil'gen Namen!

Willenlos nimmt sie die aufgedrungene Fahne, den Schmerzensgang zu thun.

Von einem seligen Frieden glauben wir nach diesem furchtbaren Sturme des Herzens uns umfangen, als bei der eintretenden Verwandlung der Scene in einen freien Platz vor der Kathedrale die wohlbekannten Gestalten des Vorspiels überraschend uns erscheinen. Und doch ist dieß Erscheinen auf das natürlichste herbeigeführt. Ist's doch, ruft Claude Marie, als ob

> Halb Frankreich sich zusammen hier gefunden;
> So allgewaltig ist die Fluth, daß sie
> Auch uns im fernen lothringischen Land
> Hat aufgehoben und hierher gespült!

Und es sehen die Schwestern ihre Schwester Johanna, wie sie dem Könige voran in die Kathedrale zieht, aber in der zart empfindenden Louison erwacht ein Wehe bei ihrem Anblick:

> Ach, mich bekümmert's, sie so groß zu sehn!

So bricht aus jenem idyllischem Frieden, der uns erst so traulich anmuthete, schon eine leise Ahnung hervor, und mit Einem Mal kömmt auch schon die Gewißheit einer furchtbaren Entscheidung. Auch der Vater Thibaut, der redliche, der beschränkte, der finster argwöhnische, kommt; er hat geschaut, wie ihre Schritte wankten, — und jetzt ist er unbeugsam entschlossen, er will sie überraschen, „lebt ihre Seele nur, ihr Leib mag sterben.“ Und er tritt hervor mit seiner furchtbaren Anklage des Bundes mit der Hölle, der Vater gegen die Tochter, als der Krönungszug aus der Kirche wieder herauskömmt, und er fragt den König:

Gerettet glaubst du dich durch Gottes Macht?
Betrogner Fürst! Verblendet Volk der Franken!
Du bist gerettet durch des Teufels Kunst.

Diese Anklage könnte Johanna zurückweisen, denn auch auf die schuldige Johanna paßt diese Anklage nicht. Aber gegen die Tochter wiederholt er die Anklage in einer anderen Fassung, die jedoch in seinem Munde dasselbe bedeutet,

Antworte mir im Namen des Dreieinen,
Gehörst du zu den Heiligen und Reinen?

Das ist für sie ein Gottesurtheil. In dieser Fassung paßt die Anklage auch auf ihre Schuld, und es ist der Vater, der sie erhebt. Sie verstummt, und sie bleibt stumm auch bei wiederholten Fragen. So wendet sich denn Alles, indem auch der Himmel in wiederholten Donnerschlägen gegen sie zu zeugen scheint, rascher der Eine, zögernder der Andere von ihr, und nur der treue Raimond bleibt ihr: auch er glaubt an ihre Schuld, aber er vermag nicht von ihr zu lassen; er begleitet die Verstoßene in die weite, öde Welt.

In der Einsamkeit, im furchtbaren Aufruhr der Natur findet sie sich wieder. —

Er hat die Welt gereinigt, und auch mich,
In mir ist Friede. — Komme, was da will,
Ich bin mir keiner Schwachheit mehr bewußt!

So sagt sie selbst zu dem treuen Raimond, nachdem sie den Erstaunten versichert, daß sie ihre Wunder mit Gottes Kraft und seiner Heiligen vollbracht, daß sie auf des Vaters Beschuldigung nur geschwiegen, weil sie darin eine Schickung, eine Prüfung Gottes erkannt.

Und sie weiß auch, daß ihr Volk seinen Irrthum noch erkennen wird. Und es lernt ihn erkennen durch Raimond, der bei der plötzlichen Erscheinung feindlicher, von der furchtbaren Mutter des Königs geführter Soldaten entflieht. Die Jungfrau wird gefangen und wird gefesselt zu Lionel gebracht, heftig widerstrebend, vergeblich um den Tod bittend: denn dort ahnet sie erneute schwere Versuchung, die nicht ausbleibt. Sie hat sich wiedergefunden, aber wird sie sich nicht wieder verlieren? Das reuige Volk der Franzosen stürmt heran, die Jungfrau zu befreien, das englische Heer fordert in furchtbarer Erbitterung ihr

Blut. Lionel will sie retten, wenn sie die Seine werden will. In dieser neuen Versuchung bleibt sie, ganz wieder sich selbst und ihrem Volke angehörend, glorreiche Siegerin. Und so kehrt ihr auch, die schon aus der Huld des Himmels ganz verstoßen zu sein geglaubt hatte, als im furchtbar entbrannten Kampfe eben die Franzosen trotz aller Tapferkeit unterliegen, als der tapfer fechtende König selbst schon umringt ist, in ihrer höchsten Noth das gläubige Vertrauen wieder, so daß sie, wunderbar ihre Ketten brechend, auf das Schlachtfeld fliegt, das Glück der Schlacht wendet, den König befreit, den Ihrigen den Sieg erkämpft. Sie bezahlt ihn mit ihrem Leben, aber sie stirbt versöhnt mit ihrem reuigen Volke, einzugehen in den Himmel, der sich der schon jetzt Verklärten zum Empfange öffnet.

Die geprüfte Tugend erhält die kanonisierende Palme: die sündige Regung des Herzens ist gesühnt: die Jungfrau ist zur Heiligen geworden. —

Die Wirkung der Tragödie auf der Bühne war unglaublich, die Wirkungen auf Geist und Handeln der Nation waren unermeßlich. Der Dichter selbst hatte ein berechtigtes Hochgefühl der sittlichen That, die er in seiner dichterischen That vollbracht, — die Jungfrau war von der frevelhaften Frivolität ihres eigenen Landsmanns Voltaire beschmutzt worden,

Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben,

die wahre Poesie aber, wie Johanna selbst, aus kindlichem Geschlechte, reichte durch den deutschen Schiller der Verhöhnten ihre Götterrechte, und der Dichter durfte zu seiner Schöpfung sagen: „Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.“ Viele der Gelehrten freilich, der Geistreichen schüttelten den Kopf, hatten dieß zu tadeln, jenes zu tadeln, Manches mit Recht, das Meiste mit Unrecht, indem sie öfter mißverstanden, als verstanden, aber das Volk in seines Herzens dunklem Drange verstand seinen Dichter besser, und überwältigt von dem unaufhaltsamen Zuge der Handlung, von der Gluth der religiösen Begeisterung für das Vaterland und für das nationale Königthum, von der wunderbaren und doch wohlvorbereiteten Katastrophe, von dem gewaltigen Kampf himmlischer und höllischer Mächte, von dem Glanz der Sprache, der, nur noch gehoben durch die finstern Schatten des Bösen, siegend über die Dichtung ausgegossen ist, daß die Gestalten der Handelnden,

ohne doch an Sicherheit und Schärfe der Umrisse irgend etwas einzubüßen, wie von einem Meere des Lichtes der Himmel umflossen erscheinen, — das Volk verstand seinen Dichter, und nahm das Stück mit der Begeisterung auf, mit der es gedichtet war. Bei der ersten Vorstellung in Leipzig war der Dichter selbst zugegen. „Als der Vorhang nach dem ersten Aufzuge fiel, erscholl aus dem gedrängt vollen Hause der allgemeine stürmische Ruf: Es lebe Friedrich Schiller! Trompeten schmetterten mit rauschendem Tusch darein. Am Ende der Vorstellung stürzte und drängte Alles eiligst aus dem Hause, den geliebten Sänger in der Nähe zu sehen. Als die hohe, leidberührte Gestalt erschien, trat die Menge ehrfurchtsvoll auseinander, rasch entblößten sich alle Häupter, eine tiefe Stille umfing den Dichter, als er durch die lange Reihe schritt. Alle Herzen, alle Auge strebten ihm zu, die Väter, die Mütter hoben ihre Kinder empor und flüsterten: „Der ist es! Das ist er!“ — Und sie weiheten dadurch sich, und sie weiheten ihre Kinder dem Tode für die gleiche Sache, wenn er künftig gefordert würde, und das deutsche Volk hat diese Schuld eingelöst, als er gefordert wurde, und der Geist seines Schiller zog ihm voran in den heiligen Kampf als der Träger der heiligen Fahne, und sein Theodor Körner warf die Wonne des Lebens hinweg, und stürzte sich hinein in die Wonne dieses Todes.

Nach der Jungfrau die Braut von Messina, war das nicht ein Abfall, ein Sturz des Dichters selbst aus der schwindelerregenden Höhe des Himmels in die nächtlichsten Tiefen des Alterthums? Denn es soll ja die Braut von Messina eine Schicksalstragödie sein. Wenn man sich nur nicht selbst mit dem gefährlichen Worte getäuscht und um den Aufschluß gebracht hätte, den der Dichter selbst uns im Gedichte nicht vorenthalten hat! Inmitten des lachendsten Glückes geschieht es, daß der Chor ausruft:

Sorge gibt mir dieser neue Frieden,
Und nicht fröhlich mag ich ihm vertrauen;
Auf der Lava, die der Berg geschieden,
Möcht' ich nimmer meine Hütte bauen.
Denn zu tief hat schon der Haß gefressen,
Und zu schwere Thaten sind geschehn,
Die sich nie vergeben und vergessen;
Noch hab' ich das Ende nicht gesehn;
Und mich schrecken ahnungsvolle Träume!

Nicht Wahrsagung reden soll mein Mund;
Aber sehr mißfällt mir dieß Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraub's verwegne That:
Denn das Gute liebt sich das Gerade,
Böse Früchte trägt die böse Saat.
Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten ehliches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl,
Und der Ahnherr schüttete im Zorn
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Auf das sündige Ehebett aus.
Greuelthaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dieß Haus.
Ja, es hat nicht gut begonnen,
Glaubt mir, und es endet nicht gut,
Denn gebüßt wird unter der Sonnen
Jede That der verblendeten Wuth.
Es ist kein Zufall und blindes Loos,
Daß die Brüder sich wüthend selbst zerstören,
Denn verflucht ward der Mutterschoß,
Sie sollte den Haß und den Streit gebären.

Schiller, der Dichter des freien Willens und der sittlichen Idee, er hat nicht den freien Willen und die sittliche Idee an eine heimtückisch schaltende und waltende dämonische Schicksalsmacht verrathen, er hat nur die menschlichen Triebe und Handlungen in ein grauenhaftes nächtliches Dunkel eingehüllt, um desto erschütternder durch diese Finsternisse den flammenden, den zerschmetternden Blitzstrahl der sittlichen Idee des gerechten Gerichtes hindurchschlagen zu lassen.

Nicht eine blinde Schicksalsmacht ist die Gottheit dieser Tragödie, der Gott ist es, der da gesprochen hat: Ich, der Herr, dein Gott, bin ein starker eifriger Gott, der über die, so mich hassen, die Sünde der Väter heimsucht bis ins dritte und vierte Glied. An dem granitnen Grundbau dieser Tragödie zerschellt ohnmächtig alle klügelnde Kritik, aber höher steht des großen Dichters großer Freund in seiner Iphigenie, die von dem Glauben erfüllt ist: „Es erbt der Eltern Segen, nicht ihr Fluch.“ Doch die wahre Ergänzung wird der Braut von

Messina einmal werden, und vielleicht ist der Dichter schon geboren, durch eine Dichtung, welche denselben Gott zur Anschauung bringen wird, wie er denen, so ihn lieben und seine Gebote halten, wohl thut bis ins tausendste Glied.

Das finstere Element der Schicksalsmacht des unbewachten Herzens in der Jungfrau hatte sich in der Braut von Messina zu einer besondern Existenz von der schroffsten Furchtbarkeit ausgestaltet, das wohlthuende Element des behaupteten nationalen Lebens und nationalen Rechtes in der Jungfrau kam gleichfalls abgesondert zu seiner erquickendsten Ausbreitung in des Dichters letztem größeren vollendeten Werke, seinem Vermächtniß an die Nation, in seinem Wilhelm Tell.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweien,
Und blinde Wuth die Kriegesflamme schürt;
Wenn sich im Kampfe tobender Parteien
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert;
Wenn alle Laster schamlos sich befreien,
Wenn freche Willkür an das Heil'ge rührt,
Den Anker löst, an dem die Staaten hängen:
— Da ist kein Stoff zu freudigen Gesängen.

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet:
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.

Nie ist ein schöneres Idyll, und nie ein Idyll in höherem Style gedichtet worden, als das Idyll, das der Tell in der Schilderung der schweizerischen Volksexistenz eingeschlossen enthält. Die natürlichsten Beschäftigungen, nicht durch irgend welche Willkür auferlegt, nein, geboten durch die Landesnatur der trauten Heimath selbst, — Jäger-, Hirten-, Fischerleben, — empfangen uns friedlich am Eingange des Werkes in der entzückenden Schilderung, nein, in der poetischen Selbstabspiegelung durch den naturgebotenen Volksgesang; — neidlos getragene Unterschiede der Stände treten uns entgegen. Volksadel, begüterter und ärmerer Bauernstand, und selbst höriger Bauernstand, Unterschiede, welche ausgeglichen werden durch patriarchalische Sitte, durch das Gefühl, daß der Reichthum auch Pflichten auferlegt, durch das

Gefühl des Rechtes und der Zusammengehörigkeit. Der alte Freiherr von Attinghausen theilt den Frühtrunk mit seinen Knechten, „sonst war er selber mit in Feld und Wald, mit seinem Auge ihren Fleiß regierend, wie sie sein Banner führte in der Schlacht," — der reichere Bauer spendet willig und mit gesundem Behagen:

Stauffachers Haus verbirgt sich nicht. Zu äußerst
Am offnen Herweg steht's, ein wirthlich Dach
Für alle Wandrer, die des Weges fahren, —

und auf dem Rütli tagen zusammen Bauern und eigne Leute, am gemeinsamen Werke schaffend. Und alle Alter sehen wir vor uns, Greis, Mann, Jüngling, Kind, und mit dem Jünglinge die Jungfrau, und mit dem Gatten die Gattin, daß das Glück der Ehe in den heitersten Farben uns anlacht, — und sie alle, gesund und frisch leben sie ein jedes sein eigenes Leben nach seiner eigenen Natur, wie sie Gott ihm anerschaffen und sein Land sie unverkünstelt gehegt und gepflegt hat.

Aber dieß friedlich gestimmte und gesinnte Volk, es ist doch nicht zaghaft und feige der Unterdrückung gegenüber, die ihm aufgelegt ist von außen. Es hängt an seinem Rechte, selbst mit Gefahr, es hängt fest an seiner Zugehörigkeit zum deutschen Reiche, die es mit ehr- und treuvergessener Unterwerfung unter die Herrschaft des gegenwärtigen Kaiserhauses zu vertauschen durch harten Druck gezwungen werden soll.

Dir grollt der Landvogt (sagt Gertrud zu ihrem Gatten Stauffacher), möchte gern dir schaden,

Denn du bist ihm ein Hinderniß, daß sich
Der Schwyzer nicht dem neuen Fürstenhaus
Will unterwerfen, sondern treu und fest
Beim Reich beharren, wie die würdigen
Altvordern es gehalten und gethan.

Erst beim Frevel gegen die Ehre seines Weibes, also gegen die eigene, übermannt Baumgarten der Zorn, erst bei übertriebener Strafe für geringes Vergehn und bei hinzukommendem frechen Hohne vermag Melchthal nicht an sich zu halten, aber das Volk hält noch an sich, noch hofft es, noch appelliert es durch seinen Boten von dem übel unterrichteten Kaiser an den besser zu unterrichtenden.

Ist je eine gesündere, naturwüchsigere Volksexistenz von einem Dichter gefeiert, ist je treuer und naturwahrer, frischer, wärmer, lebendiger solche Existenz geschildert worden? Es ist das Gegenstück zum

Lager, — das zuchtlose Lagerleben und das zuchtvolle Volksleben, beides hat der wunderbare Meister gleich herrlich darzustellen gewußt. Aber wie wenn dieses zerstört würde, wenn sich das sittliche Verderben in diese friedlichen Thäler einnistete? Versucht es doch schon, in der Jugend des Adels durch verführerischen Glanz, durch schmeichelnde Lockungen des Ehrgeizes festen Fuß zu fassen. Und was können denn sie, ein Volk der Hirten, gegen Albrechts Heer? Was sie können? Der alte Freiherr weiß es, und am Rande des Grabes stehend, verkündigt er es dem halb schon entarteten Neffen:

Lern' dieses Volk der Hirten kennen, Knabe!
Ich kenn's, ich hab' es angeführt in Schlachten,
Ich hab' es fechten sehen bei Favenz.
Sie sollen kommen, uns ein Joch aufzwingen,
Das wir entschlossen sind, nicht zu ertragen!

und er sagt es dem Neffen, was sein Stolz sein, wodurch der Geburtsadel zum moralischen Adel werden soll, und er mahnt ihn in Worten, welche ertönen werden, so lange es eine deutsche Nation und eine deutsche Sprache gibt:

An's Vaterland, an's theure, schließ dich an,
Das halte fest mit deinem ganzen Herzen.
Hier sind die starken Wurzeln deiner Kraft,
Dort in der fremden Welt stehst du allein,
Ein schwankes Rohr, das jeder Sturm zerknickt.

Und es kömmt zur Nothwendigkeit der Gegenwehr, zum Bunde der drei Männer, zum erweiterten Bunde auf dem Rütli, dem ruhig und besonnen erwägenden, dem fest und mit Mäßigung beschließenden, und durch unerhörte Arglist — Geßler selbst sagt:

Ich hab' den Hut nicht aufgesteckt zu Altdorf
Des Scherzes wegen oder um die Herzen
Des Volks zu prüfen; diese kenne ich längst.
Ich hab' ihn aufgesteckt, daß sie den Nacken
Mir lernen beugen, den sie aufrecht tragen —
Das *Unbequeme* hab' ich hingepflanzt
Auf ihren Weg, wo sie vorbeigehn müssen,
Daß sie drauf stoßen mit dem Aug' und sich
Erinnern ihres Herrn, den sie vergessen,

durch unerhörte Arglist und durch unerhörte Grausamkeit und durch

Druck der Grote'schen Buchdruckerei (Griebsch & Müller) in Hamm.

K. Wurm.